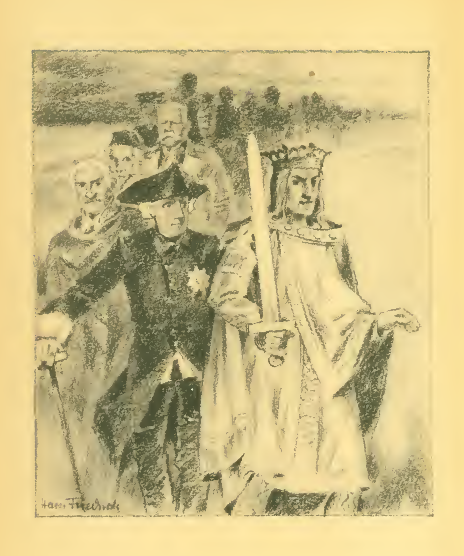








Deutsche Männer

Große Schicksale aus zwei Jahrtausenden

Herausgegeben von

Dr. Franz Lüdtke und Müller-Rüdersdorf

3., verbesserte Auflage
(11.-20. Tausend)

Mit 23 Bildnistafeln



Leipzig 1941 · Verlag Friedrich Brandstetter

Die Lebensbilder sind, wie das Inhaltsverzeichnis ausweist, zugleich als Sonderhefte (Preis: je 15 Pfg., in Umschlag je 30 Pfg.), je 5–6 Hefte auch zu Reihenbänden zusammengefaßt (je RM. 1.–, kart. je RM. 1,60) zu beziehen. Die Sammlung führt den Titel „Deutsche Männer. Große Schicksale aus zwei Jahrtausenden", herausg. von Dr. Franz Lüdtke und Müller-Rüdersdorf. Die Fortsetzung der Sammlung: „Kolonialpioniere in Afrika" (von Müller-Rüdersdorf) ist in 5 Einzelbändchen (je 15 Pfg.) und als 5. Reihenband (RM. 1.–, gebunden RM. 1,90) erschienen.

Inhalt

Wegbahner im alten Deutschland

Fridericus Rex und seine Getreuen

Helden der Befreiungskriege

Helden des Weltkriegs

DR. FRANZ LÜDTKE

Zweitausend Jahre deutscher Geschichte

Raum und Rasse

Alle Geschichte, alles Schicksal von Menschen und Völkern vollzieht sich im Raum. Ohne den Raum, den die Erde darbietet, ist menschliches Leben unmöglich. Er ist die Vorbedingung jedes Geschehens überhaupt.

Im mitteleuropäischen Raum entsteht die Nordische Rasse, um Nord- und Ostsee, im Zusammenhang mit dem Vorrücken und Zurückweichen der Eismassen, die lange Zeiten hindurch weite Gebiete Europas überdeckten. Je nach den Schwankungen des Klimas breiten sich von Skandinavien her die Gletscher südwärts aus oder ziehen sich nordwärts zurück. Die Notwendigkeit des Kampfes mit der Kälte und dem Hunger steigert die geistigen und leiblichen Kräfte; nur die Tüchtigen bewähren sich im Kampf, und sie vererben ihre Rasseeigenschaften allen folgenden Geschlechtern.

Der Nordischen ist die Fälische Rasse verwandt, deren Blut zur Prägung des Germanentums in hohem Maße beiträgt. Es kommt auch zu Begegnungen und Kreuzungen mit anderen Rassen (nach Günther namentlich der Westischen, Dinarischen, Ostischen und Ostbaltischen Rasse). So weist das deutsche Volk einerseits wohl verschiedene Rassenbestandteile, andererseits aber die stärkste nordische Formung und Haltung auf.

Der Kampf um das Leben und seine Erhaltung führt zu gewaltiger Erweiterung des ursprünglichen Nahrungsraums, zu Wanderungen nordischer Sippen und Stämme, zur Eroberung Europas, nordafrikanischer und weiter asiatischer Gebiete; bis Ostasien gehen diese Vorstöße, und was in vor- und frühgeschichtlicher Zeit in der „Alten Welt" geschieht, findet später in der „Neuen Welt" seine Fortsetzung: die Gestaltung des Raumes durch die Nordische Rasse.

Die Völker, die so, aus nordischer Lebenskraft erwachsen, von Europa bis Asien siedeln und in der Verwandtschaft ihrer Sprachen noch jetzt den einstigen Zusammenhang verraten, werden Indogermanen genannt; ihre Hochkulturen, die der arischen Inder und Perser, der Hellenen und Römer, der Kelten und Germanen, führen alle auf die Leistungen der in ihrem Blut und Geist wirkenden Rasse zurück. Denn die nordische Rassenseele hat den „Leistungsmenschen" hervorgebracht; aus dem Wechsel kühn zugreifender Tat und dauernder Leistung erwächst im Lauf der Geschichte auch unser deutsches Volk.

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 29. 2. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter. 1
1

Die Nordische Rasse unterwirft Länder und Völker, hält lange, trotz landschafts- und volksfremder Umwelt, durch strenge Ehegesetze Blut und Art rein, vermag dann aber, der einstigen Heimat fern und nach vielen Geschlechtern entfremdet, ihr nordisches Herrentum nicht auf die Dauer zu bewahren. Den Unterworfenen gegenüber oft in zahlenmäßiger Minderheit, erliegen sie dem Raum, den zuvor ihr Schwert erstritten hat, der Ausmerzung durch Klima oder Kriege (denn diese werden immer wieder von der Herrenschicht geführt), auch der Vermischung mit fremdrassiger Bevölkerung. So führt die Lösung von Blut und Boden, bei den einen früher, bei anderen später, zu einer Preisgabe der ursprünglichen Art: zur Entnordung. Das bedeutet zwar kein völliges Verlieren der rassischen Erbanlagen, weil das edle nordische Blut nicht gänzlich auszutilgen ist, wohl aber eine so weitgehende Zurückdrängung, daß bei Indern, Iraniern, Armeniern und anderen Völkern vom Erbe der Urväter „nur noch verstreute Trümmer zu erkennen sind" (Reche).

Die Germanen

Bereits in der Jungsteinzeit sind die nordischen Sippen und Stämme seßhafte Ackerbauern. Doch während zahllose Gruppen dieser Bauernkrieger, besonders ihre jüngeren Mannschaften, in die Ferne wandern, um neuen Nahrungsraum zu gewinnen, bleibt auf heimatlichem Boden, um Nord- und Ostsee, in Skandinavien und Deutschland, das Kernvolk nordischen Blutes zurück: die Germanen. Schon in der Bronzezeit (2000—800 vor der Zeitwende) finden wir ihre wehrhaften Bauernschaften, in treuer Pflege von Recht und Brauchtum, ihr Leben eingliedernd in die Bedingtheiten des Jahreslaufes, erfüllt vom Glauben an die Macht des Lichts.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus hat uns die Reinheit ihres Blutes bezeugt. „Ich teile die Meinung derer", so lesen wir in seinem Buch „Germania", „die in den durch keine fremde Blutmischung entstellten Germanen einen arteigenen, reinen, nur sich selbst gleichen Menschenschlag sehen." Alle hätten die gleiche Leibesbeschaffenheit: machtvolle Körpergestalt, kühne blaue Augen, blondes Haar!

Im deutschen Raum sind Boden und Blut die unzerstörbare Einheit. Hier bestellt nordisches Bauerntum, germanischer Bauernadel seit Jahrtausenden die heimatliche Scholle, und wenn Übervölkerung, Klimasturz, Landnot oder Sturmflut auch hier zur Auswanderung zwingen, so bleibt doch eine zahlreiche, überaus fruchtbare Bevölkerung daheim, zwischen Weichsel und Rhein, vom Meer bis zu den Mittelgebirgen und später bis zum Donauraum.

Im Süden Europas war, gleichfalls aus der Kraft dorthin vorgestoßener Nordstämme, das römische Weltreich entstanden. Gegen dieses drängen, von Jütland aus, Germanen vor: Kimbern, Teutonen und Ambronen, Neuland suchend; sie schlagen 113 v. d. Ztw. und in den folgenden Jahren die römischen

Heere, scheinen das mächtige Imperium zertrümmern zu wollen, unterliegen aber zuletzt den geballten, straff zusammengefaßten Kräften Roms. Groß ist ihre militärische Leistung, doch ihre Führung der römischen nicht gewachsen. In den Schlachten bei Aquae Sextiae und Vercellae (102 und 101 v. d. Ztw.) gehen sie zugrunde, und der „Kimbrische Schrecken", unter dem Rom gezittert, ist noch einmal gebannt durch die Feldherrenkunst des Marius.

Schon aber zeigen sich innerhalb der germanischen Welt Versuche, ebenfalls zur Reichsbildung zu gelangen. Von der Ostsee siedeln bis zum Schwarzen Meer die Goten; von der Elbe bis Süddeutschland hin erwächst, mit kraftvoll vorgeschobenen Marken, der Staat der Sweben, stark genug, seinen Siedlungswillen über den Rhein zu tragen und gallischen Boden zu erobern. Doch auch diesmal unterliegt germanische Kühnheit der überlegenen römischen Führung; im Jahre 58 v. d. Ztw. muß König Ariovist dem Caesar den Sieg, den Römern Gallien überlassen. Zweimal überschreitet, wenn auch nur zu kurzem Vorstoß, Caesar den Rhein; hier wie an der unteren Donau sind Germanen und Römer jetzt zu Nachbarn geworden.

Nachbarn können Freunde, können Gegner sein. Rom weiß, daß Germanien seinen unerschöpflichen Volksüberschuß immer wieder südwärts senden wird, dorthin, wo das Imperium seine Feldzeichen aufgepflanzt hat. Landnot treibt die einen, Herrscherwille die anderen. Zunächst sichert Rom seine Grenzen: von den Niederlanden den Rhein hinauf, über Wesel bis Straßburg, über den Schwarzwald zur Donau, über Augsburg zu den Alpen, die Donau abwärts über Carnuntum (nahe Wien) bis Ungarn. Verhaue, Militärlager, Städte entstehen, ein mächtiger Stauwall gegen den Sturm der nordischen Völker, jahrhundertelang ausgebaut, befestigt und gehalten, als „Limes" die Grenze schützend und hütend, bis die Flut dann doch über die Dämme schlägt...

Rom muß sich sichern. Daß die Römer einst selbst, als nordische Bauernkrieger, von „drüben", jenseits der Alpen her, in Italien eingerückt sind, hat man vergessen; der Süden hatte das Erinnern an die nördliche Heimat getilgt. Aber daß einmal Gallier von dorther die Halbinsel überzogen und unterworfen haben, davon melden die Geschichtsbücher, und vom Kimbrischen Schrecken erzählt man ein Jahrhundert lang! Ja, man muß die Grenzen sichern, zumal man weiß, daß „drüben" unter den swebisch-markomannischen Stämmen, unter Nordsee- und Weser-Rhein-Germanen, Bünde staatlichen Charakters entstanden sind. Schon gefährdet König Marbods Böhmenreich die römische Donaustellung; man muß es unter doppelten Flankendruck nehmen, von der Donaulinie im Süden, der Elblinie im Norden her. Mit anderen Worten: Germanien muß unterworfen und vom Rhein bis zur Elbe römische Provinz werden! Unter Kaiser Augustus schalten hier schon, wie auf erobertem Boden, fremde Statthalter, Steuererheber, Beamte; sie handhaben ein Recht, das für die germanischen Freien Knechtschaft bedeutet, und ihre Legionen halten jede Empörung nieder. Sollen die Germanen das Schicksal der Gallier erleiden: Verlust der Freiheit, der eigenwüchsigen Art, der völkischen Zukunft?

In dieser Stunde ersteht der Führer: Armin. Der Kräfteballung, die er inmitten gefährdeter, fast schon verlorener Heimat schafft, erliegt das Römerheer. Die Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. d. Ztw.), die harten Kämpfe danach, ein vieljähriger Befreiungskrieg — der erste unserer Geschichte — retten dem deutschen Volk seine arthafte Entfaltung, den Weg in künftige Jahrtausende.

Armin weiß, wie notwendig es ist, dem Römerreich den Einheitsstaat der Germanen entgegenzusetzen. Nur so ist die Zukunft gesichert! Doch Marbod versagt sich dieser Forderung; Norden und Süden des deutschen Raumes klaffen auseinander. Es ist, als zeichne jetzt schon eine Mainlinie kommende Schicksale ab, Volkskrieg und Zerrissenheit. Sein letztes Ziel, die Schöpfung des Germanenreiches, erreicht Armin nicht; es gewollt zu haben, ist sein höchster Ruhm und hebt den Kämpfer und Feldherrn in die Reihe der größten Staatsmänner. Sein Leben und Sterben ist ein einziges Opfer im Dienst des Reichsgedankens, im Dienst für sein Volk[1].

Was er erreicht hat, ist Roms Verzicht auf neue Angriffe; es beschränkt sich fortan auf die Abwehr des germanischen Drängens. Am Limes kommt es zu friedlichem, kulturellem Austausch zwischen Römern und Germanen, im Inneren Deutschlands aber zum Zusammenschluß in kraftvollen Großstämmen: Sachsen, Friesen, Franken, Thüringer, Bayern, Alamannen (Schwaben). Diese werden die Träger der deutschen Geschichte, während die Nordgermanen eigener Staatlichkeit entgegenwachsen, die Ostgermanen jedoch ihren heimatlichen Raum, das Land an Ostsee, Oder und Weichsel, zu verlassen beginnen.

Ihre Züge durchqueren Europa, ihr Wille zum Süden zerbricht das durch Rassen- und Wirtschaftsverfall morsch gewordene Römerreich. Lange schon hatte es sich in ein östliches und westliches Teilreich gespalten, nicht mehr durch eigene Macht, sondern durch germanische Söldner und Heerführer gegen die immer wieder vorstoßenden Germanen geschützt. Aber schließlich hält kein Damm! Der Limes wird überrannt, Rhein und Donau werden überschritten, Angeln, Sachsen, Jüten fahren über die Nordsee und erobern Britannien, Franken setzen sich in Gallien, Burgunder an der Rhone, Westgoten in Spanien, Wandalen in Nordafrika, Ostgoten in Italien fest. Seit 476 wird im Weströmischen Reich kein Kaiser mehr ernannt — das Kaisertum war ohnehin nur noch Spielball germanischer Truppenführer. Fortan verbleibt der Imperatortitel den Oströmern, bis wenige Jahrhunderte später ein Frankenkönig diese Würde für den Westen erneuert.

Mit der Gründung nationaler Staaten auf dem Boden des zusammengebrochenen Römischen Reiches beginnt jener Abschnitt der Geschichte Europas, den man als „Mittelalter" bezeichnet. Noch dauert die „Großgermanische Zeit", noch gibt es den staatlichen Begriff „Deutschland" nicht. Alles ist im Fluß, und langsam nur formt sich das neue Europa. Theoderichs, des Ostgotenkönigs,

[1] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 1: „Armin".

Versuch, die germanischen Mittelmeervölker als eine Schicksalsgemeinschaft eng zu verbinden, mißlingt. Die Bündnisse, die er zuwege bringt, zerfallen nach seinem Tod (526); mit ihnen zerbröckelt und zerbricht, hier langsamer, dort schneller, die Germanenherrschaft am Mittelmeer. Wieder wird es zur Wahrheit, daß Blut und Boden zusammengehören, ihre Trennung aber zu rassischer Auflösung und völkischem Untergang führt. Dies ist auch das Schicksal der Ostgermanen; die Neugestaltung Europas bleibt nunmehr den Westgermanen vorbehalten.

Das großfränkische Reich

Zwischen dem weltumspannenden Imperium Romanum und dem nationalen Reich der Deutschen liegt, als Zwischenstufe und gleichsam als Übergang, das Reich der Franken. Um 500 entsteht, um 900 vergeht es. Sein Wirken umfaßt, in Hochstieg und Niedergang, vier Jahrhunderte.

Vom Rhein her tritt der Franke Chlodowech, aus der fürstlichen Sippe der Merowinger, den Siegeszug nach Gallien an. Wie sein Zeitgenosse Theoderich denkt und handelt auch er „großräumig", im Sinne umfassender Reichsbildung. Alamannen und Westgoten, die ihm im Wege sind, schlägt er: nur Franken sollen auf gallischem Boden herrschen. Um die Hilfe der römischen Landesbischöfe zu erlangen, wird er katholisch; das sondert ihn von jenen Germanen, die das Christentum in einer freieren, ihrer Art gemäßeren Form angenommen hatten. Zur Stammesverschiedenheit unter den nordrassischen Völkern kommt jetzt ein tiefgehender religiöser Gegensatz; der arianische Gote, der als nordischer Mensch überall das Göttliche ahnt und verehrt, ist duldsam; dem Franken aber, der nun zur „alleinseligmachenden Kirche" gehört, wird der Glaube zur einengenden, alles Nichtkatholische verfolgenden „Konfession". Hier nimmt innerhalb der germanischen Welt der Kampf gegen den Andersgläubigen, den Ketzer, seinen Anfang: ein Erbe, das, von Geschlecht zu Geschlecht übernommen, zu furchtbarer seelischer Vergiftung, zu schwerstem Leid von Millionen, zu völkischer Zerrissenheit und zeitweise zu staatlicher Ohnmacht führt.

Chlodowechs Nachfolger greifen, in Krieg und Sieg, vom romanisierten Gallien auf das eigenwüchsige Germanien zurück, bis das Frankenreich über die Stammstaaten der Burgunder, Alamannen, Thüringer und Bayern gebietet; sein Raum weitet sich: von der Nordsee zum Mittelmeer, von den Pyrenäen zur Saale. Soweit die Franken in Gallien siedeln, büßen sie allmählich ihre germanische Art ein und unterliegen römischer Sprache und Kultur. Aus gallischen „Franken" werden romanische „Franzosen". Das Frankenreich in Gallien behält zwar seinen Namen („Frankreich", la France), ändert aber sein Wesen und tritt in Gegensatz zu den germanischen Stämmen im Osten, den Deutschen.

Blutige Sippenfehden zerreißen das Reich; die entarteten Merowinger gehen zugrunde. Ein neues, noch unverbraucht germanisches Geschlecht tritt an ihre

Stelle: das der Karolinger. Pippin beseitigt den letzten Merowinger und wird 751 König der Franken. Doch die Wahl durch den Heerbann genügt ihm nicht; den Bruch des Rechts läßt er durch päpstlichen Segen weihen. So kettet er das Frankenreich an Rom, läßt sich vom Papst salben, bekämpft in Italien als „Dienstmann des hl. Petrus" die germanischen Langobarden, gründet den Kirchenstaat und überträgt dem Engländer Winfried (mit seinem römischen Namen Bonifatius) die Katholisierung Deutschlands. Stärker als zuvor knüpft dieser die deutsche Kirche an Rom und ordnet sie dem Papst unter: ein neues schweres Erbe, verhängnisvoll für mehr als ein Jahrtausend.

Chlodowechs und Pippins Werk wird folgerichtig durch Karl den Großen fortgesetzt. Stark nach außen und straff geordnet im Innern ist das großfränkische Reich. Im Donauraum bricht Karl die Herrschaft der Awaren, eines aus Asien eingedrungenen mongolischen Volkes; in Spanien bekämpft er die Araber, an der Elbe die Slawen. Wer ihm widersteht, wird niedergeworfen. Das wird zum Schicksal auch germanischer Stämme: der Langobarden, Bayern und Sachsen. Heldenhaft ringen die Sachsen drei Jahrzehnte lang um Freiheit und Glauben; sie erliegen der Übermacht und beugen sich nach ungeheurem Blut- und Volksverlust dem fränkischen Staat und der römischen Kirche. Unsterblich ist das Gedächtnis an ihren Führer Widukind[2].

Die Schaffung dieses nun auch die Sachsen umfassenden Reiches bedeutet aber eine Vorarbeit für das künftige Deutschland. Einheitliche Verwaltung (durch beamtete Grafen) und machtvoller Grenzschutz (in den Marken) sind dazu bestimmt, Ordnung und Frieden zu sichern. Die Blüte jedoch, die das Frankenreich erlebt, darf über innere Gegensätze (Romanen — Germanen) und soziale Schäden (Absinken der freien Bauern in Dienstbarkeit) nicht hinwegtäuschen. Schwerwiegende Folgen entstehen aus der Erneuerung des römischen Kaisertums durch Karl den Großen und aus dem päpstlichen Anspruch, die Kaiserkrone zu vergeben. Indem der Papst bei der Weihnachtsfeier des Jahres 800 in Rom dem Frankenkönig die Kaiserkrone aufs Haupt setzt, bringt er die Oberherrlichkeit der Kirche auch über die höchste weltliche Gewalt zum Ausdruck. So wird ein weiteres schicksalhaftes Erbe geschaffen, ganze Jahrhunderte mit Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum belastend und Deutschland zerreißend.

Nach Karls des Großen Tod zerfällt seine Schöpfung. Keiner der Karolinger erreicht auch nur annähernd seine Bedeutung. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, ist ein Schwächling, der Kirche hörig und doch von ihr verraten. Karls Enkel befehden sich gegenseitig; Kriege verwüsten das Land, Sarazenen, Normannen und Ungarn verbreiten Schrecken. Schließlich bricht das nicht aus dem Gesetz von Blut und Boden erwachsene, vielmehr gewaltsam zusammeneroberte großfränkische Reich in seine natürlichen Teile auseinander: Deutschland, Frankreich und Italien (Verträge von Verdun 843, Mersen 870, Ribemont 880). Als zu Anfang des 10. Jahrhunderts die deutschen Karolinger mit Ludwig dem Kind

[2] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 2: „Widukind".

aussterben, wird Deutschland durch die Kirche regiert. Bischöfe haben die Leitung in der Hand, vermögen aber dem von Feinden bedrängten, im Inneren zerspaltenen Reich keine Rettung zu bringen. Auch der zum König gewählte Frankenherzog Konrad I. wird von ihnen beherrscht. Die besten Männer empören sich gegen solche Schmach; wer aber in die Macht der Bischöfe fällt, endet auf dem Schafott oder muß außer Landes fliehen. Nur an einen wagen sie sich nicht, an den Herzog der Sachsen: Heinrich.

Das Erste Reich der Deutschen

In König Heinrich I. erwächst dem zerfallenden Deutschland wieder ein großer Führer. Die kirchliche Reichsleitung beseitigt er, lehnt geistliche Weihe und Salbung ab und herrscht aus eigener Vollmacht und Verantwortung. Er einigt die Stämme, gewinnt sie zur Mitarbeit am gemeinsamen Ziel und holt die abgefallenen Länder heim: Westmark, Ostmark, Nordmark und Böhmen. Die den Jahr um Jahr hereinbrechenden Ungarn gegenüber wehrlosen Gaue macht er wieder wehrhaft (seine Aufrüstung: zur Verteidigung Festungsbau und Wehranlagen, zum Angriff Schaffung einer beweglichen Reiterei) und führt mit einem Aufgebot aus allen Stämmen den Freiheitskrieg gegen die Magyaren (Sieg bei Riade 933). Mit den sächsischen Reitern zieht er über die Elbe, in einstmals germanisches, dann wendisch überfremdetes Land. Denn nach dem Fortzug der Ost- und Elbgermanen sind Slawen hier eingewandert, haben (unter ursprünglich germanischer Herrenschicht) stammhafte Einigung erlangt und liegen als unruhige Nachbarn in unaufhörlichen Grenzfehden gegen Thüringer und Sachsen. Heinrich I. erobert ihre Festungen, so das starke Brandenburg an der Havel, baut die deutsche Burg Meißen, schlägt die Wenden bei Lenzen an der Elbe und trägt seine Fahnen in die Oderlandschaft. Die Tschechen zwingt er zur Huldigung, die Mark Schleswig wird wieder deutsch. Wie bald nach der Völkerwanderung die Bayern südöstlich vorgestoßen sind und an der Donau die älteste Ostmark gründen, das Ostreich oder Österreich, so gewinnen jetzt die Sachsen im Nordosten Raum. So wird verlorener Volksboden langsam wieder zurückgewonnen und der Deutsche Herr im Osten.

Aus der Lebensarbeit, der staatsmännischen und kriegerischen Leistung König Heinrichs I.[3] erwächst als einheitlicher Nationalstaat das Erste Reich der Deutschen. Noch trägt es diesen Namen nicht, noch spricht man vom „Ostfränkischen" im Gegensatz zum „Westfränkischen" Reich. Aber schon fühlt man die völkische Einheit und setzt die Sprache des Volkes (Volk = „thiuda") in Gegensatz zum Latein der Kirche, die „lingua thiudiska" gegen die „lingua latina". Bald heißen die Menschen, die „thiudisk" oder „deutsch" sprechen, auch als Volk, als bluthafte Gemeinschaft: „Thiudiske" oder „Deutsche". Es ist, als

[3] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 3: „König Heinrich I.".

berge sich eine Verpflichtung darin, daß wir uns Deutsche, das heißt: Völkische, nennen.

Die Einheit des jungen Reiches zeigt sich in der einstimmigen Wahl Ottos I., des Sohnes Heinrichs I., zum König. Erfüllt vom Gefühl gewaltiger Kraft und machtvollen Könnens, führt er nicht nur das väterliche Werk im Osten weiter, mit Helfern wie den Markgrafen Gero und Hermann Billung, sondern wendet sich auch nach Italien und erneuert das Imperium Romanum, weitet das Reich der Deutschen zum Römischen Reich und bindet für Jahrhunderte das deutsche Königtum an Rom, dessen Bischof, der Papst, als „Nachfolger des hl. Petrus" und „Statthalter Christi auf Erden" das Recht beansprucht, die Kaiserkrone zu verleihen. In Deutschland stattet Otto I. die Kirche mit königlichen Befugnissen und Besitzungen aus, macht die Bischöfe zu Inhabern weltlicher Hoheit und Lehensträgern des Reiches, mit deren Mannschaft er seine Kriege führt, lockert dadurch aber das nationalstaatliche Gefüge Deutschlands. Eine Viel- und Kleinstaaterei nimmt ihren Anfang.

Italien kann man wohl besetzen, das heißt: durch Kriegsfahrten gewinnen, nicht aber besitzen, das heißt: bäuerlich besiedeln. Das Schwert allein macht niemandem, auch dem größten Eroberer nicht, ein Land auf die Dauer zu eigen; das tut nur der Pflug. Otto der Große aber und seine Nachfolger können nur Ritterheere über die Alpen führen, keine Bauern. Zudem ist ein bäuerlicher Überschuß in Deutschland noch nicht vorhanden; noch gibt es heimatlichen Boden genug, der dem Feldbau erschlossen werden kann. So ist es das Schwert, das den Süden gewinnen soll. Überragend, wie Otto der Große ist, vermag er zu gleicher Zeit Kräfte im Süden wie im Osten anzusetzen; er hält auch, freilich erst nach schweren Kämpfen, das Reich fest in seiner Hand und schlägt noch einmal, und jetzt für immer, die Ungarn aus dem Lande (Lechfeld bei Augsburg 955).

Doch schon sein Sohn, Otto II., verliert im Ringen um Unteritalien Sieg und Leben; der Enkel endlich, Otto III., fühlt sich als „Grieche" und „Römer", als Caesar eines neuen Weltreiches, dem Deutschland nur noch ein ferner Begriff ist. Auch er stirbt jung. Inzwischen lodert im Ostland der Wendenaufstand auf, der alles seit Heinrich I. Errungene in Frage stellt. Der deutsche Vormarsch zum Osten hin ist gehemmt, für ein und ein halbes Jahrhundert. Polen gelangt, durch Otto III. im Jahre 1000 aus deutscher Kirchenhoheit gelöst, zu eigener Entwicklung und nimmt den Kampf gegen Deutschland auf. Der Süden aber läßt die Deutschen nicht los; er allein erscheint ihnen würdig, auf ihm die Kräfte zu messen: kein deutscher König, der nicht nach der Kaiserkrone greift! Doch wie oft muß Italien, muß Rom, muß Burg um Burg und Stadt um Stadt neu erobert werden! Daheim aber, im deutschen Raum: Aufspaltung, Zerrissenheit, Bürgerkrieg! Immer mächtiger wird die Kirche, immer anmaßender das Papsttum, das sich zum Richter über die Dinge der Welt, über Fürsten, Könige und Kaiser, zu machen sucht. Weltherrschaft ist das päpstliche Ziel, und harte Kämpfe werden ausgefochten, zwischen Kaiser und Papst, zwischen Reich und Rom.

Die Kaiser aus sächsischem Stamm sterben aus; Franken gelangen auf den Thron: kraftvoll Konrad II., in scheinbarem Glanz Heinrich III.; Heinrich IV., von Fürsten und Bischöfen verraten und von Gregor VII. mit dem Fluch belegt, muß über die Alpen wandern, um in Canossa (1077) den Bann zu lösen. Doch nun ist ein Tiefpunkt erreicht, und man besinnt sich in Deutschland auf nationale Würde. Canossa wird zum Wendepunkt, Rom hat den Bogen überspannt, und in der Welt beginnt man zu erkennen, daß Papstes Stimme durchaus nicht Gottes Stimme ist. Gegen fremde Anmaßung wehrt sich der deutsche Stolz.

Das 12. Jahrhundert bringt Aufstieg und wirtschaftliches Gedeihen. Der Handel mit den Mittelmeerländern führt zu Wohlstand, der Weltverkehr wächst, die Städte blühen, kraftvoll schirmt das Bürgertum sein Recht, seinen Reichtum, seine Kultur. Das Lehnswesen läßt aus freien Herren und berittenen Dienstmannen den Stand der Ritter entstehen, mit höfischer Sitte, Lust an Kampf, Turnier und Abenteuer, Freude an Dichtung und Minnedienst. Am Wirtschaftsaufschwung nehmen auch die Bauern teil; der Ostlandzug beginnt, die jüngeren Söhne suchen jenseits der Elbe eigene Scholle, und was im Süden das Schwert nicht erreicht, schafft im Osten der Pflug: deutsches Neuland. Mit Kaiser Lothar (1125—1137) steht wieder ein Sachse an des Reiches Spitze; er ruft die Wettiner nach Meißen, die Askanier nach Brandenburg, die Schauenburger nach Holstein. Das Zeitalter der Wiedergewinnung des alten Germanenbodens hebt an. Ritter und Bauern, Bürger und Mönche tragen die deutsche Kultur ostwärts; der Pflug erschließt den Boden, der Bergmannshammer die erzreichen Gebirge. Feste Städte werden gegründet, nach deutschem Recht und in deutscher Freiheit. Schlesische, böhmische, pommersche Fürsten rufen die Deutschen in ihre Länder; auch aus Polen und Ungarn kommt dieser Ruf. Albrecht der Bär, Wichmann von Magdeburg, Konrad von Wettin beginnen die deutsche Ostarbeit; Lothars Enkel, Heinrich der Löwe, führt sie weiter, und viele Geschlechter deutscher Menschen setzen Leib und Leben, ihren Willen, ihre Liebe und ihre Leistung an die neue Heimat im Osten[4].

Es ist viel Licht in dieser Zeit, doch auch mancher Schatten. Selbst eine so gewaltige Persönlichkeit wie Friedrich Barbarossa kann des Reiches Herrschaft über Italien nur in schwersten Kämpfen behaupten; auf Siege folgen Niederlagen, auf hohen Triumph der Todeszug der Seuche, die Ungezählte der Besten fordert. Dabei wächst die Aufsplitterung der Gewalten; dem einzigen aber, der innerhalb der Vielzahl kleiner und mittlerer Herrschaften einen starken, ins Weite strebenden Oststaat baut, Heinrich dem Löwen, zerschlägt der Staufer das Lebenswerk. So wird die Zerrissenheit noch größer.

Der wirtschaftliche Aufstieg begünstigt die Macht des Geldes; das Judentum fängt an, sich breitzumachen und Wucher zu treiben. Soziale Spannungen treten auf zwischen Rittern und Bauern, Handelsherren und Handwerkerzünften,

[4] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 4: „Heinrich der Löwe", und Lebensbild 5: „Albrecht der Bär".

Meistern und Gesellen; auch zwischen Stadt und Land bildet sich eine oft tiefe Kluft. Durch Einflüsse des Südens und des Orients wird die deutsche Rechtsauffassung verbogen und verfälscht. In steigendem Maße bedient sich die Rechtsfindung der Folter. Geistesfreiheit wird durch einengende Glaubenssätze unterdrückt und als Ketzerei verfolgt. Kaiser und Fürsten leihen der Kirche den Arm, und der Scheiterhaufen fordert Opfer über Opfer unter „Ketzern" und „Hexen". Die sittliche Verwirrung zeitigt Angeberei und Haß, das im nordischen Blut begründete Freiheitsbewußtsein des Deutschen, seine Selbstverantwortung vor Menschen und Gott, sein Rechtsgefühl und seine germanische Gesittung werden schwer getroffen; sie sollen zugunsten einer Kirche gebeugt werden, die weltliche Macht und knechtischen Gehorsam fordert. Schon Friedrich I. gibt scharfe Verordnungen gegen die „Ketzerei", und Friedrich II., von Papst und Bettelmönchen selber als Freigeist, Gottesleugner und Ketzer gebrandmarkt, wird zu deren ärgstem Verfolger. Zuweilen allerdings lehnt deutscher Zorn sich gegen die Massenverbrennung Unschuldiger auf; so wird der durch seine Grausamkeit berüchtigte Ketzerrichter Konrad von Marburg erschlagen. Doch nordisches Gewissen ringt weiter um Gott (Meister Eckehart), und deutsche Sehnsucht, deutsches Kämpfertum gestaltet sich in Kunstwerk und Dichtung (Nibelungen- und Gudrunlied, Parzival). Walter von der Vogelweide singt das erste Preislied auf Deutschland.

Durch die Kreuzzüge erweitert sich der Blick des mittelalterlichen Menschen, weltwirtschaftliche Gedanken bewegen die Kaufmannschaft, das Rittertum entfaltet seine größte Herrlichkeit. Dabei unternimmt es das Papsttum, die religiöse Begeisterung des Abendlandes in seine Herrschaftspläne einzuspannen. Der Kampf zwischen dem „weltlichen" und „geistlichen Schwert" führt schließlich zum Verlust der deutschen Stellung in Italien, und der letzte Staufer, der junge Konradin, endet 1267 unter französischem Henkersschwert auf dem Blutgerüst zu Neapel. Das Reich, lange die Vormacht Europas, verliert diesen Rang; überall treibt die Entwicklung der Bildung nationaler Staaten zu. Noch umkleidet ein Glanz von Größe das „Römische Reich", das seinen Namen behält, obwohl Italien (und ebenso Burgund) aufgegeben werden. Vom Niedergang des Kaisertums hat die vermeintliche Siegermacht, das Papsttum, wenig Gewinn; die Kreuzzugsbegeisterung erlischt, statt des Reiches wird Frankreich vorherrschend im italischen Raum; unter dem Druck des französischen Königtums muß zeitweise sogar der päpstliche Sitz von Rom nach Avignon verlegt werden.

Weltflüchtiges Mönchtum und schwertfrohes Rittertum sind die — an sich sehr gegensätzlichen — Ideale des Mittelalters. Zu einer Vereinigung beider streben die geistlichen Ritterorden. Der vor Akkon gegründete Deutsche Ritterorden dehnt unter Hochmeister Hermann von Salza seine Tätigkeit ins Ostland aus. Die Gaue an Weichsel, Pregel, Memel und Düna werden von ihm kolonisiert und dem Deutschtum gewonnen; seit 1309 ist das Haupthaus des Ordens die Marienburg. Der Städtebund der Hanse entfaltet sich, namentlich im Ostseeraum. Das 13. und 14. Jahrhundert zeigen den deutschen Menschen in un-

aufhaltsamer Ostbewegung, und alle Gefahren werden kämpferisch überwunden, solange im Osten selbst Einigkeit besteht. 1241 verteidigt das Deutschtum Schlesiens seine Heimat gegen die Mongolen.

Indessen zersplittert nach dem Untergang der Staufer das Reich immer mehr; den Ostlandfahrern bietet es keinen Rückhalt. In Stunden innerer und äußerer Not unterliegt der Deutsche Ritterorden seinen eigenen aufrührerischen Ständen und deren Bundesgenossen, den Polen. 1410 verliert er die erst siegreiche Schlacht bei Tannenberg durch Verrat, aber Heinrich von Plauen rettet die Marienburg. Doch wird der Orden nach einem dreizehnjährigen Kriege im zweiten Thorner Frieden (1466) auf Ostpreußen beschränkt; Westpreußen fällt, gleichsam ein „Korridor", dem König von Polen, später durch Rechtsbruch auch dem polnischen Staat zu; nur Danzig behauptet, kriegs- und seemächtig, seine Selbständigkeit, auch einer schweren polnischen Belagerung gegenüber, während die baltischen Ordensgebiete teils an Polen, teils an Schweden und später an Rußland kommen. In fremdvölkischer Umwelt wird in den Staaten des Ostens, die, wie Polen, Böhmen und Ungarn, die deutschen Kulturträger ins Land gerufen hatten, unser Volkstum vielfach aufgesogen oder gewaltsam entnationalisiert. Der Nachschub aus dem durch Bürgerkriege entvölkerten Reich bleibt aus; so geht von dem durch jahrhundertelangen Einsatz Gewonnenen viel verloren. Doch steigt im Raum der Ostmark als Großmacht Österreich empor. Seine Herrscher tragen, von den Kurfürsten des Reiches gewählt, die Kaiserkrone, die von päpstlicher Verleihung nicht mehr abhängig ist. Immer noch ruht auf der Krone ein Schimmer der alten Herrlichkeit.

Dem Ende des Ersten Reiches entgegen

Gegen die das Gewissen der Gläubigen beengende, herrsch- und geldsüchtige, stark verweltlichte Kirche Roms tritt Martin Luther auf, und gegen ein bedrückendes Herrentum erhebt sich der deutsche Bauer. Der Kampf um reine Gotteslehre und altgermanische Freiheit wird zur nordischen Revolution. Die Stunde zu Worms, da der niederdeutsche Bauernsohn gegen alle Mächte der Zeit sein klares: „Ich kann nicht anders!" setzt, wird zur Schicksalsstunde Deutschlands. Aber Luther ist es nicht beschieden, die Saat, die er streute, in letzter Reife zu sehen; die deutsche Reichs- und Volkskirche wird nicht gebaut, statt ihrer spaltet sich Deutschland in Konfessionen. Die Bauernerhebung wird niedergeworfen, der einst freie Bauer sinkt vielfach in die Leibeigenschaft. Das Judentum, meist mit unzulänglichen Mitteln bekämpft, erlebt seinen Aufstieg zur Geld- und Wirtschaftsmacht.

Die Gotik, der künstlerische Ausdruck deutschen Gottsuchertums, wird abgelöst von einer aus dem Süden herüberstrahlenden geistigen Bewegung, von „Renaissance" (Wiedergeburt antiker Formen) und „Humanismus" (Neubelebung der Sprachen des Altertums). Fremde Bildung und Gelehrsamkeit

überlagern unsere heimische Volkskultur; das deutsche Recht weicht dem römischen. Der Dreißigjährige Krieg (1618—1648), aus konfessionellen Ursachen entstanden, wird zum Kampf der europäischen Mächte um die Herrschaft über Deutschland. Unser Vaterland wird von Kriegsvölkern und -horden aus aller Welt heimgesucht (rassische Verschlechterung); in ihrem Gefolge wütet die Pest. Deutschland wird ausgeplündert und entvölkert; zur wirtschaftlichen Verarmung tritt sittliche Verwüstung. Die staatliche Ohnmacht des „Reiches" (der Name wirkt wie ein Widerspruch in sich!) wird in den Friedensschlüssen offenbar. Schweden setzt sich an den deutschen Meeren, Frankreich in unserer Westmark fest. Die Mündungen aller deutschen Ströme befinden sich in fremder Hand.

Das üppige Versailles Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs" Residenz, wird Vorbild vieler deutscher Kleinfürsten; Pariser Sitte, Mode und Sprache finden Eingang in unserem Vaterland. Frankreichs Politik beherrscht Europa; im Elsaß wird uns 1681 das deutsche Straßburg geraubt. Vom Osten her stoßen (wie schon zur Reformationszeit) die Türken gegen das Abendland vor; als sie 1683 vor Wien erscheinen und nun die Kaiserstadt, von den Bürgern der Ostmark aufs tapferste verteidigt, das Opfer ihrer Übermacht zu werden droht, rafft sich das Reich zur Abwehr auf. Wien wird befreit. Deutsche Truppen, darunter Brandenburger, erobern Ofen und gewinnen Ungarn für das Habsburgische Kaiserhaus. Im weiteren Kampf gegen die Osmanen werden Österreichs Heere von dem im Soldatenlied besungenen Prinzen Eugen geführt, dem „edlen Ritter".

Während Ludwig XIV. in zahllosen Kriegen um die Herrschaft über Europa kämpft, baut Österreich seine Stellung im Donauraum aus, wächst England zur ersten Seemacht und steigt Rußland zum Rang einer Großmacht auf. Spanien, Schweden und Polen büßen ihre Stellung ein, doch auch Frankreich, durch seine kostspieligen Kriege geschwächt, vermag die seine nicht länger zu halten. In dem Jahrhundert nach 1648 verändert sich die gesamte Weltlage, auch durch den Aufstieg eines vorher kaum beachteten, politisch nur selten hervorgetretenen, fast in der Stille auf Ostlandboden erwachsenen Staates: Brandenburgs.

Unter Führung des ursprünglich süddeutschen Hohenzollernhauses hat die alte Mark der Askanier, zum Kurfürstentum erhoben, ein stetes Aufsteigen erlebt. Durch Erbverträge gewinnt sie Ansprüche auf bedeutsame ostdeutsche Gebiete: auf Pommern, Schlesien, Ostpreußen. Das einstige Ordensland ist inzwischen zum weltlichen, zunächst noch vom polnischen Königtum abhängigen Herzogtum umgestaltet worden; durch Erbschaft fällt es den brandenburgischen Hohenzollern zu. Als Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, die polnische Lehnshoheit zerbricht, nunmehr aus eigenem Recht Herzog in Preußen wird, als er die Schweden bei Fehrbellin besiegt (1675) und sie aus Pommern und Preußen treibt, als er im Inneren des Staates die widerstrebenden Stände niederringt und seine „Souveränität stabilisiert wie einen rocher de bronce", beginnt Brandenburg-Preußens Führerschaft im Osten. In einer Zeit geistiger und politischer Überfremdung prägt der Kurfürst das Wort: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Sein Sohn, Friedrich I., erhebt Preußen zum Königreich, sein Enkel, Friedrich Wilhelm I., macht es zu einem vorbildlich verwalteten, durch Binnensiedlung (Aufbau des durch die Pest verödeten Ostpreußen!) erstarkenden Soldatenlande. Dessen Sohn ist Friedrich II., der Große, von seinen bewundernden Zeitgenossen „der Einzige" genannt. Die drei um Schlesien geführten Kriege erweisen Preußens Lebenskraft gegen eine feindliche Welt; die Not schafft stärkstes Einheitsbewußtsein zwischen König und Volk, Heerführern und Armee. Aus solcher Bewährung vermag Friedrich, als sich das Schicksal des morsch gewordenen Polen erfüllt, im Jahre 1772 altes deutsches Ostland an Weichsel und Netze zu befreien, Westpreußen nach grenzenloser Verelendung in den Kreis deutscher Kultur zurückzugliedern und die Brücke nach Ostpreußen zu schlagen. Durch den Erwerb von zwei Ostprovinzen verlagert sich die preußische Macht immer kraftvoller ostwärts, von keinem gehemmt, weder durch Österreich, an dessen Spitze eine bedeutende Frau steht, die Kaiserin Maria Theresia, noch Rußland, mit dessen aus deutschem Blut stammender Zarin, Katharina II., Friedrich gemeinsam die polnische Frage regelt. — Als der König 1786 die Augen schließt, ist sein Staat zur zweiten deutschen Großmacht geworden. Der „Dualismus" zwischen Österreich und Preußen beherrscht nun für ein Jahrhundert die Geschichte Deutschlands[5].

Während im Osten Polen zugrunde geht und die großenteils von deutschen Bauern und Bürgern besiedelten Gaue an der Warthe mit der alten deutschen Gründung Posen an Preußen kommen, entsteht im Westen durch die französische Revolution der Staat Napoleons I., der, über alle Grenzen strebend und vieles Überalterte vernichtend, auch dem „Römischen Reich" das Ende bereitet. Die meisten deutschen Kleinstaaten werden als selbständige Gebilde beseitigt, darunter die Vielzahl der geistlichen Gebiete und Reichsstädte. Immer wieder ändert sich Europas Karte. Als 1806 im „Rheinbund" ein Teil der deutschen Fürsten unter Napoleons Protektorat tritt, legt Kaiser Franz von Österreich die deutsche Kaiserwürde nieder. Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" hört nach fast tausendjährigem Dasein zu bestehen auf. Die Nation selbst aber bleibt, im Schicksalssturm gehärtet und ihrer Aufgabe bewußter als zuvor. Nur eine Form zerbricht, nachdem sie wirklichkeitsfremd geworden ist. Aus ihrem völkischen Inhalt aber drängt neues Leben. Deutsche Männer, Führer in Staat, Heer und Geistesleben, prägen dem deutschen Volk eine Haltung auf, in der nordisches Wesen wieder zum Durchbruch kommt. Das politische Deutschland ist tot; doch das geistige Reich der Deutschen lebt.

---

[5] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 6: „Der Alte Dessauer" — Lebensbild 7: „Friedrich der Große" — Lebensbild 8: „Vier Heerführer um Friedrich den Großen" — Lebensbild 9: „Zieten" — Lebensbild 10: „Seydlitz".

Freiheitskampf, Zweites Reich, Weltkrieg und Wende

Ein Jahrhundert schicksalhafter Entscheidungen hebt an. Preußen wird von Napoleon niedergekämpft (Jena 1806, Tilsiter Friede 1807), auch Österreich unterliegt (1809). Doch das Erbe Friedrichs des Großen ringt sich durch alle Not hindurch, der innere Aufbau beginnt, alte Fesseln und Schranken fallen, der Bauer wird frei, mitten in der Wehrlosigkeit wird neue Wehrhaftigkeit geschaffen, Männer wie Stein, Arndt, Fichte, Jahn und Kleist wirken für die kommende Zeit. Endlich braust vom Osten der Sturm der Freiheit über die Lande; Preußen und Österreich finden sich zu gemeinschaftlichem Handeln, nachdem der scheinbar unbesiegbare Franzosenkaiser in Moskau dem russischen Raum unterlegen ist. York, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Lützow, bei den Österreichern Schwarzenberg, mit ihnen ein Volk in Waffen, alte Landstürmer, junge Freiwillige, sie alle kämpfen, während der Klang der Freiheitslieder dröhnt, für die deutsche Zukunft. Die Völkerschlacht bei Leipzig (1813), der Sieg von Belle-Alliance (1815), der zweimalige Einzug in Paris sind erste Marksteine auf dem Wege zu einer neuen deutschen Einheit, einem neuen Reich[6].

Noch reifen die Hoffnungen der besten Deutschen nicht. Zwar wollen die Stämme zueinander, aber die Dynastien bleiben, die Zersplitterung, im gemeinsamen Kampf vergessen, ist nachher schlimmer als zuvor, und alle Wünsche des Volkes, teilzuhaben an den Aufgaben des Staates und bei ihrer Lösung mitzuwirken, werden auf Geheiß des österreichischen Kanzlers Metternich gewaltsam unterdrückt. Einstige Rufer im Freiheitskrieg werden verfolgt, Studenten eingekerkert, das Geistesleben von der Polizei geknebelt. Da bricht das Jahr 1848 herein.

Aufstände in Wien, Berlin und München führen zum Sturz des „Systems Metternich"; überall werden Verfassungen eingeführt. Schon aber machen Polen und Juden von der neuen Freiheit Gebrauch. Der Aufstand in Posen scheitert schließlich an der Treue der bodenständigen Deutschen, doch das Judentum erreicht die „Emanzipation", das heißt die rechtliche Gleichstellung mit der deutschblütigen Bevölkerung, außerdem durch seine Geldmacht einen immer fühlbarer werdenden wirtschaftlichen Vorrang, zumal es in der Presse die Möglichkeit findet, die „öffentliche Meinung" nach seinem Belieben zu lenken. Auch in der jungen Arbeiterbewegung verschaffen Juden sich Einfluß und leiten sie in eine staatsgefährdende Richtung.

Inmitten der Spannungen, die das deutsche Leben erfüllen, tritt Bismarck auf den Plan. Ihm hat das Schicksal es vorbehalten, die „deutsche Frage" zur Lösung zu bringen und unter Beseitigung des Zwiespalts zwischen Preußen und

[6] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 11: „Jahn" — Lebensbild 12: „Scharnhorst und York" — Lebensbild 13: „Die Lützower" — Lebensbild 14: „Blücher und Gneisenau" — Lebensbild 15: „Stein".

Österreich die neue Reichseinheit zu schaffen. Noch ist die Zeit für eine großdeutsche Lösung nicht gekommen. So scheidet Österreich 1866 aus dem Deutschen Bunde aus; unter preußischer Führung erwachsen der Norddeutsche Bund und nach dem siegreichen Kriege gegen das eifersüchtige Frankreich Napoleons III. das Deutsche Reich (Versailles 1871). Das Zweite Reich der Deutschen ist entstanden, Elsaß und Lothringen sind heimgekehrt.

Machtvoll blüht es auf in Wirtschaft, Technik, Wissenschaft. Doch die Spannungen bleiben und verstärken sich. Als Kanzler des Reiches hat Bismarck bis zu seinem Abgang mit ihnen zu kämpfen, mit einem oft unfruchtbaren Parlamentarismus, mit dem Eigenwillen fürstlicher Dynastien, mit dem in der Zentrumspartei zusammengeschlossenen politischen Katholizismus, mit der von jüdischen Verführern irregeleiteten Sozialdemokratie, mit polnischen Anmaßungen. Die soziale Gesetzgebung ist dazu bestimmt, der Arbeiterschaft die notwendige Lebenssicherung zu geben, während das Ansiedlungsgesetz den Versuch bedeutet, das Deutschtum des Ostens gegen das vordringende Polentum zu schützen. Auch den sich auftürmenden außenpolitischen Schwierigkeiten weiß Bismarck zu begegnen. Er schließt das Bündnis mit Österreich, das durch Hinzutritt Italiens zum Dreibund wird, und sichert durch ein Abkommen mit Rußland, den „Rückversicherungsvertrag", unsere Flanke im Osten. Kolonien werden von mutigen Pionieren in Übersee gegründet, Heer und Flotte stehen zum Schutz des Reiches bereit. Aber ehe des Kanzlers Werk beendet ist, wird er gezwungen, von seinem Amt zu weichen. Auf Kaiser Wilhelm I. folgt, ein Sterbender, für 99 Tage Kaiser Friedrich III. und, im gleichen „Dreikaiserjahr" (1888), Wilhelm II., der sich nach kurzer Zeit (1890) vom Schöpfer des Reiches trennen zu müssen meint. Als Bismarck 1898 stirbt, umdüstern Ahnungen künftigen Unheils seine letzte Stunde[7].

Sie trügen nicht. Wohl steht Deutschland wehrhaft und wirtschaftsmächtig da; die Feinde jedoch, die es von außen und im Inneren bedrohen, zu zügeln, ja, überhaupt zu erkennen, dazu sind des „eisernen Kanzlers" schwächliche Nachfolger nicht imstande. Englischer Handelsneid und französischer Drang nach „Revanche" kreisen das Reich ein; nachdem in kurzsichtiger Weise Bismarcks Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht mehr erneuert worden ist, gewinnen hier allslawische Strömungen die Oberhand, und was der Altreichskanzler verhindert hat, kommt jetzt als Schicksal über Deutschland: der Zweifrontenkrieg, der von Anfang an zum Krieg auch mit England und schließlich zum Weltkrieg wird. Auf Deutschlands Seite stehen nur drei Mächte: Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei. Aber der Habsburgerstaat trägt durch das Völkergemisch, das ihn bewohnt, den Keim der Zersetzung in sich. Nur Teile sind noch deutsch — ihre Menschen haben in dem mehr als vierjährigen Ringen heldenhaft gekämpft, treu der Überlieferung der ältesten Ostmark des Reiches.

Über jedes Lob erhaben ist die Leistung des deutschen Heeres an den zahllosen Fronten, auf dem Lande, zur See und in der Luft. Neben Feldherren, deren

[7] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 22: „Bismarck".

Namen unsterblich werden, steht in schlichter Pflichterfüllung, bis zum letzten Opfer, der „unbekannte Soldat", stehen Millionen und aber Millionen Kämpfer. Ein Heldenlied klingt auf, ein Lied, das nie verstummen wird, von deutscher Größe und Treue mitten in Not und Tod[8].

Die Kräfte aber der Zersetzung und Zerstörung, mit denen schon Bismarck gerungen, sind an der Arbeit. Sie bringen Deutschland zu Fall. Feindpropaganda und britische Aushungerung üben ihr Zermürbungswerk, und — von verräterischer Hand geführt — dringt der Dolchstoß in den Rücken des von Hindenburg und Ludendorff geführten unbesiegten Heeres. Die Fahnen werden eingerollt. Dann warten sie der Stunde, da sie sich neu entfalten sollen! —

*

Das Jahr 1918 erscheint wie das Ende einer zweitausendjährigen Geschichte, eines unablässigen Ringens der nordischen Kraft unserer Rasse mit ihren Gegenkräften. Dieser gewaltige Abschnitt deutschen Lebens reicht von dem ersten der uns bekannten großen Germanenkriege, dem der Kimbern und Teutonen, bis zum Weltkrieg. Gehen beide auch für unser Volk — jeder nach einem Siegeslauf ohnegleichen! — zuletzt unglücklich aus, so sind sie zugleich auch Ausgangspunkt weltgeschichtlicher Wirkungen. Zwischen beiden verläuft, in stetem Auf und Ab, über Höhen und durch Tiefen, der Weg des deutschen Schicksals.

Das Wort: „Männer machen die Geschichte" ist wahr. Die deutsche Geschichte ist von deutschen Männern gemacht. Männer erwachsen aus dem Volk, Männer und Volk gehören zusammen, beide sind ohne einander nicht möglich. Im Werden und Wirken seiner Männer, seiner Helden, seiner Führer spiegelt sich das höhere Leben des Volkes. Darum ist Heldengeschichte zugleich Volksgeschichte, und Heldenverehrung ist ein Bekenntnis zum eigenen Volk.

Das Jahr 1918 aber ist nicht nur, wie es scheinen mag, ein Ende — es ist auch eine Wende und darum ein neuer Anfang. An diesem Anfang steht wiederum ein Mann, einer, den das Schicksal auserkor, seines Volkes Führer zu werden. Das Ende jenes zweitausendjährigen Geschichtsabschnitts ist der 9. November 1918. Der Anfang einer neuen Epoche aber ist die Stunde nach dem Novemberzusammenbruch, da ein unbekannter Frontkämpfer des Weltkrieges den Entschluß faßt, Politiker zu werden: Adolf Hitler.

[8] Vgl. „Deutsche Männer", Lebensbild 16: „Hindenburg" — Lebensbild 17: „Boelcke" — Lebensbild 18: „Admiral Scheer" — Lebensbild 19: „Graf Spee" — Lebensbild 20: „Weddigen" — Lebensbild 23: „Immelmann und die Brüder Richthofen".



Armin

Kopf des Denkmals bei Detmold
Aufnahme von Ludwig Römer, Detmold



DR. FRANZ LÜDTKE

Armin, Deutschlands erster Führer

„Lieber wollen wir sterben als Knechte sein!"
Armin vor der Schlacht bei Idisiaviso.

Nordland und Südland im Kampf

Im mitteleuropäischen Raum prallen zwei Schicksale aufeinander.

Dort sitzen, seitdem die Gletscher der Eiszeit abgetaut sind, nordische Menschen. Im Ringen mit den Todesgewalten des Eises, mit Stürmen und Fluten, mit kargem Boden wachsen sie auf, die blonden, blauäugigen Söhne des Nordens. Die skandinavischen Gebirgswelten und Küsten, die Inseln und Gestade der Nord- und Ostsee, die Gaue vom Rhein bis jenseits des Weichselstroms, die Hügel- und Berglandschaften um Harz, Thüringer Wald und Sudeten werden ihre Heimat.

Land und See macht sich ihr Schwert zu eigen. Ihre Drachenschiffe gleiten über alle Meere, tragen sie zu fernsten Ufern. Ihre Bauernzüge gehen bis nach Iran und Indien. Nicht zerstören wollen sie, sondern siedeln. Ackerland brauchen sie und Ackerfrucht. Um das Mittelmeer entstehen ihre Staaten, in Griechenland und Rom. Nordische Menschen gestalten von Britannien und Gallien bis zum Balkan den Boden Europas.

In Jahrtausenden und Jahrhunderten aber vermischt sich, abgesprengt vom urmütterlichen Boden des Nordens, ihr Blut mit dem der südlichen Rassen. Wohl schaffen sie Kulturen von höchster Schönheit und Kraft. Doch es rächt sich die Preisgabe ihres reinen nordischen Blutes. Im Südland fließen Rassen und Völker ineinander. Zwar gelingt es den nordischen Römern, ein gewaltiges Reich zu errichten, das Imperium Romanum, das vom Atlantischen Ozean bis Afrika, Syrien, Kleinasien reicht. Aber das Heldenvolk wird vom Machtrausch bezwungen.

Sie müssen noch mehr gewinnen, immer mehr! Sie zwingen die Menschen des Abend- und Morgenlandes in ihre erobernden Heere. Ihre Adler fliegen als Feldzeichen den Legionen voran. Es scheint, als solle der Erdkreis römisch werden.

Im Nordraum leben, noch unangefochten von diesem Geschehen, die Stämme der Germanen. Kaum weiß der Süden von ihnen. Nur Kaufleute suchen sie auf, tauschen Schmuck und Wein gegen Pelze und Bernstein und berichten daheim von den Schrecknissen des düsteren, nebligen Landes, von der Wildheit seiner Bewohner. „Barbaren" sind sie für den verwöhnten, überfeinerten Römer.

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 1. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

Aber es sind keine Barbaren. Es sind heldische Stämme mit eigener, starker Kultur, mit Schmiedekunst und Dichtung, mit tiefer Gläubigkeit. Nicht in Tempeln verehren sie das Göttliche, sondern in heiligen Wäldern, durch die der Atem des Ewigen rauscht. Hoch in Ansehen stehen die Frauen, die Hüterinnen des Herdes und des Bluterbes.

Fruchtbar sind diese Geschlechter, die Jahr um Jahr sich mühen müssen im Kampf mit Elementen, mit dem nordischen Winter und allzu engen Bauernland. So stoßen, von Sturmfluten an der jütischen Küste bedrängt, Kimbern und Teutonen südwärts, auf römisches Gebiet, nichts anderes begehrend als Feld, das sie bestellen wollen. Als man es verweigert, greifen sie zum Schwert und sind unwiderstehlich in der Gewalt ihres Anstürmens. Der „kimbrische Schrecken" erfaßt Italien. Legionen um Legionen werden geschlagen. Bis nach mehr als einem Jahrzehnt der Not die überlegene Kriegskunst der Römer und des Marius überlegene Führung sie vernichten: die Teutonen bei Aquä Sextiä, die Kimbern bei Vercellä, 102 und 101 v. d. Ztw.

So haben der Norden und der Süden sich miteinander gemessen. Der Kampf geht weiter.

Als später Cäsar in vieljährigen Feldzügen Gallien unterjocht, stößt er auf germanische Stämme, die hierher gedrungen sind, wiederum nichts als Siedlungsland suchend. Im oberen Elsaß wirft er den stolzen Swebenfürsten Ariowist nieder, am Niederrhein die Usipeter und Tenkterer. Zweimal läßt er Pfahlbrücken über den Strom schlagen, 55 und 53 v. d. Ztw. Damit eröffnet Rom den Angriff gegen den deutschen Boden.

Krieg zwischen Rhein und Elbe

Das Zeitalter des Kaisers Augustus bricht an. Machtvoll gebietet der Herrscher der Welt. Wie wird sich das Schicksal Germaniens entscheiden?

Hart umkämpft ist der Rhein. Die Germanen können ihn nicht als Grenze anerkennen. Ihr Land, an Urwäldern und Mooren reich, nährt sie nicht. Notwendig ist es für sie, not-wendend, daß sie als „Volk ohne Raum" jenseits des Stromes Lebensraum suchen. Dort treffen sie auf die Römer.

Es ist das Jahr 16 v. d. Ztw. Tief nach Belgien stoßen Sigambrer (Sugambrer) vor, in ihrer Gefolgschaft Usipeter und Tenkterer, die Niederlage ihrer Väter zu rächen. Sie rollen eine römische Truppe auf, fegen die feindliche Reiterei hinweg, erbeuten den Adler einer Legion. Gallien, stets unruhig, droht abzufallen. Da eilt Augustus selber dorthin. Er prüft die Gesamtlage. Er sieht, daß Rhein und Donau ein für allemal gesichert werden müssen, wenn das Römische Reich nicht dauernd gefährdet bleiben soll.

Seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius überträgt er die Aufgabe, die Grenzen des Reiches gegen die Germanen festzulegen. Es gelingt ihnen, fast mit

einem Schlag, die Alpenländer zu erobern, sie durch Standlager und Niederlassungen, aus denen bald Städte erwachsen, durch ein Straßennetz von der Schweiz bis Wien und durch geschickte Verwaltung zu sichern. Zugleich werden Köln, Trier, Speyer, Worms stark befestigt; sie sind die Ausgangspunkte der künftigen Feldzüge.

Der jüngere der beiden Brüder, des Augustus Liebling Drusus, übernimmt den Oberbefehl am Rhein. Auf dem rechten Ufer errichtet er Brückenköpfe, so bei Mainz, Köln und Xanten, und etwa 50 Befestigungen. Im Quellgebiet der Lippe wird das Kastell Aliso als Zwingburg erbaut. Auch die Saalburg (bei Homburg) entsteht.

Die Jahre 12 bis 9 v. d. Ztw. sind bittere Zeiten für das deutsche Land. Drusus will Deutschland das Schicksal Galliens bereiten. Die Gaue der Seegermanen werden unterworfen, durch Deiche gegen das Meer geschützt und durch Kanäle untereinander verbunden. Batawer und Friesen erkennen Roms Herrschaft an. Von Borkum aus wird die Emsmündung genommen. Jetzt geht es ins Innere des Landes. Wie vorher die sigambrischen Stämme, so trifft nun Brukterer, Chauken, Chatten, Cherusker, Markomannen und andere Völkerschaften der römische Angriff. Mit wechselndem Erfolg wird gekämpft; aber des Drusus Ziel ist unverrückbar. Er überschreitet die Weser, erreicht die Elbe. Unaufhaltsam soll es weitergehen, auch über diesen Strom hinaus. Drüben warten Langobarden und Semnonen, den Feind zu empfangen.

Soll er den Übergang wagen?

Da tritt ihm plötzlich eine hohe Frau entgegen, eine Seherin. Sie reckt den Arm aus und weist den Erstaunten mit königlicher Gebärde aus den Marken ihrer Heimat. „Wohin strebst du, Unersättlicher?“ ruft sie. „Dir ist nicht vergönnt, dies Land zu schauen. Kehre um! Das Ende deiner Taten und deines Lebens ist nahe!“

Erschauernd horcht er auf. Ein Frösteln überläuft ihn. Narrt ihn ein Spuk, oder ist es Wirklichkeit, was er sieht? Den lebensfrohen Mann schüttelt das Fieber. Auf der Höhe des Ruhms sterben? Zurück aus dem unheimlichen Land! — So befiehlt Drusus den Rückzug.

Kurz danach, im Saaletal, stürzt er vom Pferd und bricht den Oberschenkel. Eilboten jagen zum Kaiser. Tiberius wird nach Aliso gesandt. Zu spät: er findet einen Sterbenden.

Ein Trauerzug führt die Leiche nach Rom. Untröstlich ist Augustus, der dem Toten, ihm und seinem Geschlecht zur Ehre, den Namen „Germanicus“ verleiht. Tiberius aber übernimmt das Erbe des Drusus, gewillt, die Eroberung Germaniens zu vollenden.

Sein erster Schlag (8 v. d. Ztw.) gilt den Sigambrern, den unerschrockenen Hütern deutscher Freiheit. Ihre Fluren sind verwüstet, ihre Besten gefallen. Doch sie ergeben sich nicht. Da Tiberius bedingungslose Unterwerfung verlangt, wollen sie mit Augustus verhandeln. Ihre Fürsten selber gehen als Gesandte

zum Kaiser. Gesandte sind ja unverletzlich. Augustus aber läßt sie in Ketten legen. Dadurch will er erzwingen, was die Waffen bisher nicht erreicht haben.

Soll jetzt die Rücksicht auf ihre eingekerkerten Fürsten, soll der Wunsch, sie zu befreien, die Sigambrer veranlassen, in schimpfliche Verträge zu willigen? In Lugdunum (Lyon) gibt ein Teil der Gefangenen, um dieses Schicksal abzuwenden, sich selbst den Tod.

Doch sie wenden es nicht. Die Führerlosen vermögen den Römern nicht zu widerstehen und werden auf das linke Rheinufer verpflanzt, wo sie ihr Eigenleben verlieren und in anderen Stämmen aufgehen.

Tiberius und Marbod

Tiberius, von seinem kaiserlichen Stiefvater wenig geliebt und durch Zurücksetzungen verbittert, gibt kurz darauf den rheinischen Oberbefehl ab. Er zieht sich auf die Insel Rhodos zurück, wo er in selbstgewählter Verbannung lebt.

Zu ersetzen ist er nicht. Zwar rücken die Truppen weiter vor, und römische Verwaltung und Rechtsprechung werden eingerichtet. Doch gelingt es nicht, die Gründung des großen Markomannenreiches unter Führung Herzog Marbods zu verhindern. Es scheint, als sei dieser Fürst berufen, die zersplitterten Deutschen zu einen.

Die Uneinigkeit der Germanen ist Roms beste Waffe. Die Römer spielen eine Völkerschaft gegen die andere aus, arbeiten mit Versprechungen und Lockungen und spalten durch Parteien die Stämme in sich selbst. „Divide et impera" heißt Roms Grundsatz. „Teile und herrsche!"

Marbod, in römischem Dienst geschult, weicht aus dem Rhein-Donauwinkel ostwärts, räumt Südwestdeutschland und führt sein Volk nach Böhmen. Dort faßt er die Markomannen kraftvoll zusammen, gestützt auf ein tüchtiges, straff geordnetes Heer. Von dem schützenden Gebirgskessel aus reicht sein Einfluß nach Mähren, zu den Karpaten und bis zur Ostsee. So entstehen im germanischen Ostgebiet die Anfänge eines deutschen Großstaates.

In Ober-, Mittel- und Niederdeutschland sind inzwischen die Römer nicht ohne Erfolg tätig. Gelegentlich überschreiten sie sogar die Elbe. Eine vorsichtige und geschickte Art der Behandlung gewinnt ihnen manchen Freund.

Als im Sommer des Jahres 4 n. d. Ztw. der mit dem Kaiser ausgesöhnte Tiberius den Oberbefehl in Germanien wieder übernimmt, entwirft er sofort die Pläne zum Sturz Marbods. Bald ist das westelbische Deutschland in seinem Besitz. Auch die Cherusker, von einer den Römern geneigten Partei (an ihrer Spitze Segest und Segimer, Armins Vater) beherrscht, treten in die Bundesgenossenschaft der Römer. Eine starke Flotte gewinnt die Elbmündung und umschifft die Nordspitze Jütlands. Sein Winterlager hält Tiberius in Aliso.

Mit sechs rheinischen und sechs Donaulegionen umklammert er im Jahre darauf das Markomannenreich. Schon stehen die Truppen an den Randgebirgen Böhmens, als die Kunde einer furchtbaren Empörung in Pannonien und Dalmatien eintrifft. Die Unheilsposten jagen einander. Gewaltige Völkermassen, bis tief in den Balkan, stehen auf, das Fremdjoch zu brechen. Die römischen Festungen fallen. Italien bebt. Wenn jetzt Marbod, wenn jetzt die Germanen losschlagen, ist Tiberius und mit ihm das Römische Reich verloren!

Da trägt, hoheitsvoll, als sei nichts geschehen, Tiberius dem Markomannenkönig wie einem Ebenbürtigen Frieden und Freundschaft an. Marbod ist zu plump, den Römer zu durchschauen, und zu eitel, seiner Lockung zu widerstehen. So verpaßt er die Stunde, in der er Germanien die Freiheit hätte erringen können.

Tiberius gelingt es, die ungeheure Gefahr, die dem Weltreich droht, zu bannen und seinen Bestand zu sichern.

Armins Jugend

In jenem Jahr, da die Sigambrer in Belgien den Adler der 5. Legion erbeuten, wird in der Häuptlingshalle Segimers, im Gau der Cherusker, ein Sohn geboren: Armin.

Um seine Wiege rauschen die heimatlichen Buchen- und Eichenwälder. Als Knabe lernt er die Waffen zu führen, oder er lauscht am Herdfeuer den Sagen und Liedern der Sänger, die von Göttern und Helden künden.

Er hört, wie die Erde geworden ist und von dem ewigen Kampf widerstreitender Gewalten, des Lichts mit dem Dunkel, der Asen gegen die Riesen. Er hört, wie voreinst Jungmänner und Jungfrauen des Volkes hinausgezogen: ein heiliger Frühling, Land zu suchen in sonnigen Fernen.

Dann vernimmt er ein Wort: Freiheit.

Was ist das: Freiheit? Was ist es, das die Stimme des Sängers erzittern läßt, wenn er von den alten Zeiten singt? — Draußen, am Burgberg, klirren die Panzer der römischen Wachen.

Warum runzelt der dunkle Hauptmann, des Vaters Gastfreund, die Brauen, als der Sänger eine Ballade vom Tod des Prinzen Drusus beginnt? Warum beschwichtigt Segimer den Erzürnten und gibt dem Fahrenden Befehl zu schweigen? —

Der Alte erhebt sich und schreitet aus der Halle. Armin, der atemlos gelauscht, stürzt ihm nach und blickt zu ihm empor; er sieht, wie der Sänger draußen, im Herbststurm, an eine Eiche sich lehnt, und hört windzerrissene Worte wehen: „... Also wird Gott alle fällen ... die nach Deutschlands Freiheit stellen ..." (So formt ein späterer Dichter das Lied.)

Was ist der Sinn dieses Sanges? Der Knabe will nicht mehr in die fackelerhellte Halle. Er steht und staunt. Er sieht den Sänger weiterwandern. Dann holt er aus der Kammer sein Langschwert. Das läßt er, sausenden Hiebs, die kalte Luft des stürmischen Abends durchschneiden.

Währenddessen spielt sein Bruder um den dunklen römischen Hauptmann, fährt bewundernd über dessen goldglänzende Rüstung, horcht den Erzählungen vom Lande des Südens, von Roms weltumspannender Macht. Der Centurio fährt durch das Haar des Knaben: „Flavus", sagt er zu ihm, „Blonder!" —

Die Freiheit Germaniens ist nur noch wie ein Erinnern im Cheruskerland. Segest und Segimer, des Stammes einflußreichste Häuptlinge, sind längst für die Römer gewonnen. Sie haben gesehen, wie die Legionen die Weserberge durchzogen, jeden Widerstand brechend, wie ganze Flotten die Flüsse aufwärts fuhren, wie Hilfstruppen, vielen Völkern und Rassen entstammend, Dämme und Wege durch die grundlosen Moore legten, Kanäle gruben und Deiche bauten wider den „blanken Hans". Gewiß, die römischen Gepanzerten werden auch einmal geschlagen. Aber sie kehren stets stärker als zuvor zurück.

Zwecklos erscheint es den Fürsten, Widerstand zu wagen. Von Spähern sind sie umgeben, von Drohungen eingeschüchtert. Lehnen sie sich auf, so fegt der römische Befehlshaber sie hinweg und setzt einen seiner Günstlinge in ihre Stellung ein. Fügen sie sich, dann winken ihnen Ehre und Lohn. Auf die Fremden gestützt, üben die Häuptlinge ihre Herrschaft aus, erkennen das scheinbar Unabänderliche an und dienen den Feinden, den Vernichtern der deutschen Freiheit.

Ja, sie geben ihre Hand dazu her, daß alles erfüllt wird, was Rom heischt. Sie dulden, daß Steuern erpreßt und Mannschaften ausgehoben werden, daß eine artfremde Rechtsprechung Recht in Unrecht wandelt, daß Freie von Haus und Hof getrieben, Schuldner mit Ruten gepeitscht, empörte Männer verstümmelt oder gemordet werden. Alles dulden sie, zu allem sprechen sie ihr Ja. Eine „Ehrenwache" schützt sie. Sie heißen „Freunde" und „Bundesgenossen" des stolzen Rom.

Dieser „Erfüllungspartei" aber stehen andere Männer gegenüber, die grollend ihrer Stunde warten. Hier geht der Jüngling Armin aus und ein; hier füllt er seine Seele mit reinem Wollen und mit Gedanken an künftige Taten. Aber er spricht nicht viel. Er beobachtet, er schweigt, während Flavus die Anhänger der „Freiheitspartei" verlacht und des Bruders spottet, der nachts einsam durch die dunklen Wälder der Heimat reitet und der Sprache der Götter lauscht.

Armin in Rom

Da entschließt sich Armin, den Bruder nach Rom zu begleiten und dort Dienst im kaiserlichen Heer zu nehmen. Ein Lieblingswunsch seines Vaters wird damit verwirklicht. Nun würde der Junge aus einem Schwärmer ein Mensch der Tat-

sachen werden, dem Flavus ähnlich, nun würde er mit eigenen Augen die Macht des unbesiegten, unbesiegbaren Weltreichs schauen. Nun würde er, geheilt von seinen Träumereien, den Vater begreifen und ihm die Hand reichen!

Die Hauptstadt der Welt tut sich den jungen Germanen auf. Willig werden sie aufgenommen und ihrem adligen Rang gemäß behandelt. Bald spricht Armin das Lateinische so gut wie die Muttersprache. Bald beherrscht er die Formen und Sitten der vornehmen Gesellschaft. Er trägt die Tunika (das römische Untergewand) und liest die Dichter des „goldenen Zeitalters". Er besucht Theater, Bäder und Kampfplätze. Als vorzüglicher Soldat findet er Gönner; er rückt auf, erhält das Bürgerrecht und wird römischer Ritter. Ehren über Ehren, Erfolge über Erfolge! Flavus freut sich. Nun ist der Bruder eines Sinnes mit ihm. Nun ist aus dem „Barbaren" ein Mann von Lebensart geworden, den seine Sehnsucht gewiß nicht mehr in das rauhe Nordland zieht, sondern der das heitere Leben Italiens genießt.

Keiner von all den Menschen der Gesellschaft, keiner der Kameraden und am wenigsten der eigene Bruder wissen, was in der Seele Armins vorgeht.

Er schaut. Er lernt. Er schweigt.

Er erkennt, daß Rom den Völkern der Zeit durch zwei Dinge überlegen ist: durch Kriegskunst und Staatskunst. Er fühlt, daß jeder unterliegen muß, der diese beiden Künste nicht beherrscht, sie nicht jederzeit anzuwenden weiß. Darum lernt er, Diplomat zu sein. Er lächelt und ist voller Laune und Geist. Im Innersten aber ringt er mit sich, mit den Göttern seines Landes und mit der Zukunft. Wird er berufen sein, das Schicksal zu wenden? Oder ist es den Germanen wie allen anderen Unterworfenen bestimmt, Halbrömer zu werden, Blut und Glauben, Boden und Sitte einzubüßen, im Fremdtum aufzugehen und schließlich sich selbst zu verlieren?

Und die eigene Laufbahn? Soll er Offizier bleiben im römischen Heer, aufsteigen und dann vielleicht in einer unterjochten Provinz ein Amt übernehmen? Soll er Priester werden wie der Vetter Segimund, Segests Sohn, der in Köln dem Dienst und Altar des zum Gott erklärten Augustus vorsteht? Oder soll er einst die Würde des Vaters bekleiden und, von den freiheitlichen Cheruskern verflucht, ein Fürst von Roms Gnaden, ein Quäler des eigenen Volkes, ein Schützer der Steuerpächter, Anwälte und Erpresser werden?

Seine Blicke wandern zum Norden. Sein Ohr hört im Lärm der Großstadt, im Getümmel der Waffen die heiligen Laute des Vaterlandes. Es ruft! Es ruft seinen Sohn!

Aber lernen, erst lernen!

Er kennt die seit Jahrtausenden in Wanderungen und Kriegen bewährte nordische Kampfart, deren Erben und beste Träger die Germanen sind. Nun aber wird er ein Meister auch der römischen Kriegskunst.

Er weiß, daß er die Augen auftun muß! Er erfährt, wie Legionen, Kohorten, Hilfsvölker, Reiterei, leichte und schwere Truppen und Pioniere ausgebildet, aufgestellt, geschult und erprobt werden. Er sieht, wie sie sich ordnen, marschieren,

das Lager aufschlagen, und wie sie sich den Bedingungen der Landschaft anpassen. Aber er sieht auch, daß jede Landschaft ihr eigenes Gepräge hat, und weiß, daß niemand das niederdeutsche Land so gut kennt wie er, daß er dort, zu Hause, das Gelände beherrscht. Er weiß von den Mooren und Sümpfen, den Urwäldern und Schluchten, den Wettern — und den Göttern seiner Heimat.

Heimwärts zieht es ihn. Ein leidenschaftliches Verlangen wird in ihm wach. Sein Volk, sein Land braucht ihn! Es ist so verlassen; es ist Peinigern und Verrätern überantwortet. Und so kindlich sind die Treuen dort, so gar nicht gewachsen der artfremden List.

Fast unbemerkt kommt die Stunde, in der er sich entscheiden muß.

Sein Vater stirbt. Nun rufen sie den jungen, fünfundzwanzigjährigen Edlen, das Fürstenamt zu übernehmen. Die Römer legen ihm nichts in den Weg. Sie sind zufrieden, daß einer der „Ihrigen" in der unwirtlichen, unruhigen „Provincia Germania" ihre Sache verwalten wird. Sie brauchen Söldner!

Wird Flavus gemeinsam mit ihm die Fahrt antreten? Der „Blonde" lehnt ab, längst völlig verrömert. Er bleibt in der Weltstadt, in der vornehmen Gesellschaft, der er mit Seele und Sinnen eigen wurde, und die ihm Aufstieg und Ruhm verheißt. Er ist ein Mensch des Südens geworden, froh, daß Armin ihm die Last abnimmt, ein halbwildes Bauernvolk — das sind in seinen Augen die Cherusker — zu leiten.

Gerade ist Armin aus dem Krieg, aus Pannonien zurück, den er als römischer Offizier mitgemacht hat, als ihn die Kunde von Segimers Ableben ereilt und er sich rasch entschließt, dem Ruf der Heimat zu folgen.

„Provincia Germania"

In dieser Zeit befiehlt Augustus, auch in Deutschland die römische Provinzialverfassung einzuführen und mit ihr das germanische Eigenleben auszutilgen. Aus Bundesgenossen, die sich eben noch selbständig glaubten, sollen Untertanen werden. Eine straffe Steuer- und Gerichtsordnung wird durchgeführt und das Land fremder Sprache und Verwaltung unterstellt. Als Träger der „neuen Richtung" versetzt der Kaiser einen entfernten Verwandten aus Syrien nach Germanien, einen, der bereit ist, Deutschland ebenso rücksichtslos auszusaugen wie vordem Asien: den Legaten Publius Quinctilius Varus.

Es ist eine Münze erhalten, die sein Gesicht zeigt: selbstgefällig, brutal, ungeistig. Ein anmaßendes Durchschnittsgesicht, dem jeder Zug zum Höheren fehlt.

Die Mühe, sich in völlig andere Verhältnisse einzuleben, gibt er sich nicht. Wozu auch? Unterworfene sind für ihn Sklaven, gleich, welcher Rasse oder welchem Volk sie zugehören. Auf Barbaren Rücksicht nehmen? Wie des Augustus Befehl durchgeführt wird, ist im übrigen seine Sache!

Von Aliso aus peinigt er mit schimpflichsten Strafen das aufstöhnende germanische Volk. Wer sich widersetzt, den trifft das Todesurteil. Erbhöfe werden eingezogen; kein Eigentum gilt. Statt klarem Recht ein Netz von Bestimmungen, in dem allenfalls gelehrte Anwälte sich durchfinden — ein Hohn auf die heiligen Überlieferungen der Nordlanderde!

Es gärt im Land. Aber jede Zusammenrottung wird mit Verschärfung der Strafmaßnahmen geahndet. Wann kommt der Retter, der Führer? Oder soll Deutschland untergehen?

Da spricht sich's in den Hallen, den Höfen und Dorfgemeinden herum, daß Armin zurück sei, als römischer Ritter und Offizier, und am Hoflager des Varus weile, als dessen Gastfreund und Berater. „Wieder ein Quäler, ein Verräter mehr!" flüstern sie. „Von Segimers Sohn ist nichts zu hoffen! Schande über den Frevler!"

Dann aber, zuerst mißtrauisch, später mit heimlichem Hoffen aufgenommen, geht eine andere Kunde durchs Land. Man wolle Armin gesehen haben, nachts, einmal da, ein andermal dort. Er habe von Zusammenschluß gesprochen, von Kampf und Freiheit! Er habe Boten zu den Nachbarstämmen entsandt, zu allen Völkern, denen gleiches Unheil wie den Cheruskern beschieden sei oder noch drohe...

Es ist so. Heimlich entbietet Armin die Stammesführer, wirbt um Zweifelnde, begeistert die Willigen und enthüllt seine Pläne. Da spüren sie: hier spricht einer, der den Gegner kennt, der ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen will. So leisten sie den Treuschwur.

Zwischendurch tafelt Arminius, wie die Römer ihn nennen, am Tisch des Varus, der ahnungslos mit ihm und den anderen Romfreunden bechert. Unter ihnen ist Segest.

Auch um ihn, seinen Oheim, wirbt Armin; denn auch ihn will er für die Sache Deutschlands gewinnen. Ein unsicheres Unterfangen ist es, diesen Parteigänger Roms zu überzeugen, und so gilt es doppelte Vorsicht. Trotzdem will Armin gerade Segest an sich ketten. Denn er liebt dessen Tochter: Thusnelda.

So wirbt er um Segest und wirbt um Thusnelda. — Vergebens. Schroff schlägt jener seine Bitten ab. Er versagt sich und versagt auch die Tochter dem Werber. Für sinnlos hält er es, dem Tollkühnen das Mädchen zu geben. Was müssen die Römer denken, wenn wirklich ein Aufstand losbricht und Führer der Empörung sein eigener Schwiegersohn ist! Niemals!

Aber er lehnt nicht nur des Neffen Bitte ab. Er tut mehr: er geht zu Varus und verrät, was er von den Absichten Armins weiß. Der freilich ist zu vorsichtig gewesen, dem Alten allzuviel anzuvertrauen. So sind es nur allgemeine Dinge, mit denen Segest ihn verdächtigen kann.

Varus lächelt. Sein Gastfreund, der weltmännische Ritter, ein Verschwörer? Mit wem? Mit Häuptlingen und Horden von „Barbaren", aus deren Anschauungen er in Rom längst herauswuchs? Und für welches Ziel? Für die sagenhafte „Freiheit" eines Völkchens, das mit ihr doch nichts anzufangen weiß?

Nein, Armin ist kein Tor, der die Gunst des Weltreichs mit einer zweifelhaften Heldenrolle im finsteren Germanien vertauscht, aus dem er wahrscheinlich ebenso schnell wieder heraus möchte wie Varus selbst! Armin ist sicher aus dem gleichen Holz geschnitzt wie sein Bruder Flavus, der in Rom blieb! Nein, Segest ist ein alter Narr, der bei Tage Gespenster sieht, oder eifersüchtig auf den jungen Häuptling, auf dessen strahlende Erscheinung und wachsenden Einfluß!

Varus lächelt. Im übrigen: wie sollte Armin mitten aus dem römischen Lager heraus einen Aufstand anzetteln und leiten? Unsinn!

Indessen bricht Armin in die Burg des Segest ein und holt aus der Halle die seiner wartende Thusnelda, die froh ist, der ungeliebten Stätte entrinnen zu können, wo Feigheit und käuflicher Verrat die Menschen entehrt. Willig folgt sie dem Vetter als Gattin in sein Haus. Begeistert lauscht sie seinen Worten, die nicht nur die Gegenwart, sondern eine weite Zukunft umfassen, die darauf zielen, die deutschen Stämme aus fremder Knechtschaft zu lösen und sie zu einem machtvollen, die Zeiten überdauernden Volk zu einen.

Sein Geist strömt auf sie über. An seiner Seite wird sie die heldenhafte, auch tiefsten Fall und furchtbarstes Leid tragende Frau.

Während Segest vor Wut schäumt, lacht Varus, nun völlig beruhigt. Ein prachtvoller Streich, den Armin dem Alten gespielt hat! denkt der Legat. Nun ist ihm der Haß Segests gegen den schneidigen Jungen erklärlich! Nun weist er den lästigen Ratgeber als langweilig und widerwärtig ab. Mit Armin gilt es, Politik zu machen! Er soll ihm zu Ruhm und Erfolg helfen! Segest? Ein abgetaner Mann! Die Zukunft liegt bei Armin, dem Freunde des Varus!

Nachts reitet Armin und reitet. Nachts empfängt er Boten und Botschaften. Nachts gibt er Befehle aus und lenkt die anrückenden Bauernheere. Zu Tage aber, wenn er nicht gerade auf Urlaub ist, tafelt er unbefangen im Gefolge des Legaten, ein prachtvoller Kamerad, ein fröhlicher Gesellschafter.

Nachts reitet Armin und reitet...

Die Schlacht im Teutoburger Wald

Der Sommer des Jahres 9 n. d. Ztw. geht seinem Ende zu. Früh wird es Herbst in diesem nördlichen Land. Varus denkt an Aufbruch aus dem Sommerlager. Seine Legionen sind meist aus jüngeren, erst kürzlich eingezogenen Soldaten zusammengesetzt, da die altgedienten Verbände noch in Pannonien stehen. Den nicht ganz vollwertigen Truppen mag Varus ein Winterlager im Innern Germaniens nicht zumuten. Auch ihn selbst zieht es in die üppigen Städte am Rhein, die, von Römern erbaut, römische Art tragen, mit Prunkhäusern, Bädern, Tempeln und Kampfplätzen; wo es wärmer ist als im Cheruskerland; wo großstädtischer „Betrieb" herrscht; wo ein Mann wie Publius Quinctilius Varus ohne allzu große Entbehrungen zu „leben" imstande ist.

Die drei Legionen mit dem riesigen Troß ordnen sich. Der Abmarsch beginnt, dem Westen zu.

Da eilt Armin zu Varus. Schlimme Kunde bringt er: einer der nördlichen Stämme habe sich empört.

Was geschehen soll, fragt der Legat. Ihn niederwerfen und züchtigen, antwortet Armin, ehe andere dem Beispiel folgen.

Gut! denkt Varus. Denn wenn das Heer erst wieder am Rhein steht, kann hier viel Unheil geschehen. Also gilt es, ohne Zögern den Aufstand niederzuschlagen.

Wer aber führt die Truppe, die nun nordwärts einschwenken muß, durch das fast unbekannte Land? Armin erbietet sich dazu und setzt sich an die Spitze des langen Zuges, der durch tiefe Waldungen, weites Moorgelände, Berge und Talschluchten marschiert. Es ist der Teutoburger Wald, den sie durchqueren.

Septemberstürme heulen! Septemberregen prasselt hernieder. Unaufhörlich. Ein unheimliches Land! Der Boden wird schlüpfrig, der Marsch immer beschwerlicher. Ob man umkehren soll? Doch nein! Es heißt ja nicht nur, die Aufrührer zu strafen. Varus will mehr: einen siegreichen Krieg, über den er mit schwülstigen Worten dem Kaiser berichten kann, und dann für sich Lohn, Ehren, Auszeichnungen, womöglich als Krönung seines Lebens einen Triumphzug in Rom!

Segest sieht alles kommen, wie es kommen muß. Er ahnt, daß jene Empörung nur eine List ist, das Heer dorthin zu locken, eine Falle, mindestens eine große Gefahr.

Noch einmal, zum letztenmal, warnt er. Varus soll ihn und Armin in Ketten legen und als Geiseln mit sich führen. Dann wird es sich zeigen, ob Segest recht hat oder nicht.

Varus tobt. Ist dieser Aufdringliche denn wahnsinnig geworden? Seinen besten Mann, den Freund, der hier Wege und Stege kennt, der sich erbietet, die Empörer zu züchtigen, ihn, den römischen Ritter, bis aufs Blut beleidigen und sich zum Todfeind machen? Um der Hirngespinste eines vor Mißgunst und Zorn halbtoll gewordenen Alten willen?

Weiter! —

Regenmassen stürzen. Der Sturm heult. Es ist, als rase der Wilde Jäger durch die Lüfte.

Armin weiß: jetzt ist die Stunde da! Im Bunde mit den Germanen sind die Götter. Zur Tat! So reitet er, zusammen mit den anderen Fürsten, die das römische Heer begleiten, davon, während auf schlammigem Grund die ermatteten, durchnäßten, an solche Mühsale nicht gewöhnten Truppen das Nachtlager aufschlagen.

Der Morgen des 9. September des Jahres 9 dämmert. Da trifft die weit auseinandergezogenen Legionen der deutsche Stoß.

Auf die einzelnen Kolonnen, die noch lagern oder schon zum Aufbruch rüsten, stürzen mit mächtig tönendem Kriegsgeschrei die Angreifer. Fast widerstandslos werden die Überraschten, von wilder Angst Gepackten niedergehauen. Alles ruft

und rennt durcheinander. Wo die Kohorten sich ordnen wollen, ist der Troß im Wege. Nirgends ein Oberbefehl! Wo ist der Feldherr? Ebenso ratlos wie seine Truppen ist Varus, der nur auf eine Hilfe hofft: auf Armin. Der aber ist nicht zu finden. Hat ihn die Erde verschluckt?

Unerhört sind die Verluste der Römer. Den von allen Seiten Umstellten, wütend Angefallenen ist der Abzug unmöglich geworden. Den ganzen Tag wird verzweifelt gekämpft. Aus den Tiefen des Urwalds, von den Bergen fluten immer neue Angriffswellen.

Gegen Abend gelingt es dem stark zusammengeschmolzenen Heer, eine Lichtung zu erreichen und sich zu verschanzen. Doch die Nacht bringt keine Rast und der neue Tag neue Not. Varus ist wohl dem Namen, nicht aber dem Können nach Feldherr. Auch seine Offiziere versagen.

Drei Tage währt das Ringen.

Wie auf der römischen Seite kein leitender Wille spürbar wird, so erstirbt auch die Zucht der Truppe. Ein wirklicher Feldherr hätte vielleicht einen Teil des Heeres, jedenfalls aber die Ehre gerettet. Varus, erschlafft durch sein Lotterleben in Asien und Afrika, jetzt kopflos und verzweifelnd, weiß nur einen Ausweg: sich selbst zu töten. In die Hände der Sieger will er nicht fallen; zum Tod in der Schlacht fehlt ihm der Mut. So stürzt er sich in das Schwert. Viele seiner Offiziere wählen das gleiche Los.

Die Reiterei versucht sich durchzuschlagen. Nur wenigen gelingt es. Sie erreichen Aliso, wo die Besatzung sich durch germanische Sturmhaufen durchschlägt und rheinwärts abrückt, dem Schicksal der Varus-Armee zu entgehen.

Am dritten Abend ist alles entschieden. Mehr als 20000 Gefallene liegen auf deutschem Boden. In Armins Ohr klingt das Lied auf, das einst, vor zwanzig Jahren, der alte Sänger gesungen: „... Also wird Gott alle fällen ... die nach Deutschlands Freiheit stellen ..."

Der Kampf geht weiter

Wieder erzittert Rom. In die Nachricht von dem Endsieg über die Dalmatiner schlägt, fast zur gleichen Stunde, die Unglücksbotschaft vom Teutoburger Wald. Schlimmer als der Verlust der drei Legionen ist für die Römer die Preisgabe des gesamten Gebiets östlich des Rheins. Alle flüchten, um den rettenden Strom zu erreichen. Das in Jahrzehnten Eroberte ist dahin. Werden sich die Rheinfestungen halten? Oder werden die schwachen Standorte überrannt werden? Und die Folgen in Gallien? In Pannonien? Wird sich ein neuer „kimbrischer Schrecken", ein „Furor Teutonicus", gegen Italien erheben? Wenn nur Truppen da wären, den ersten Anprall zu hemmen! „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" ruft Augustus in Schmerz und Zorn. Doch von den Toten steht keiner auf.

Die Furcht in der Hauptstadt ist so krampfhaft, daß man die germanischen Wachen entfernt, Besuchern aus Deutschland den Aufenthalt verbietet und sogar, seltsamste Schrecknisse erwartend, die Zahl der Nachtwächter vermehrt. —

Armin, der Feldherr, wächst zum Staatsmann. Er weiß, daß die Freiheitsschlacht nur ein Anfang dessen ist, was erreicht werden muß. Sein Planen greift weit über das Nächste hinaus. In den Gauen feiern sie Freudenfeste. Aber das sind Dinge, mit denen Armin wenig zu tun hat. Sein Denken geht auf das große, schicksalhafte Ringen mit Rom, auf die Entscheidung, ob dem Norden eine völkische Zukunft beschieden ist — oder nicht.

Zum endgültigen Erfolg sind nicht nur die alten Bundesgenossen nötig! Vor allem muß Marbod, müssen Markomannen und Ostgermanen dem Treubund angehören! Dann sind die Germanen unbesieglich! Dann fegen sie vom Rhein, vom Limes, von der Donau die Fremden fort.

König Marbod hatte alle Aufforderungen Armins, am Kampf um die Freiheit teilzunehmen, abgelehnt. Nun sendet der Sieger ihm den Kopf des Varus.

Wird der König die Stunde begreifen? Oder wird er sie noch einmal verpassen? Muß Marbod, der selber vor kurzem in römischer Umklammerung war, jetzt nicht einsehen, daß Einigkeit alles zu erringen vermag?

Aber Marbod ist, wie Segest, ein Höriger Roms geworden. Er schickt das Haupt des Varus an den Kaiser. Seinen Blutsfreunden bricht er die Treue, den Fremden hält er sie.

Auch Hermunduren, Nordsee- und andere Stämme sondern sich ab. So scheitert der Plan einer Staatsgründung, kaum daß er ersonnen ist. Selbst zum gemeinsamen Vormarsch gegen den Rhein kommt es nicht. — Rom atmet auf.

Indessen verzichtet Augustus fortab auf jede großzügige Politik gegen Germanien, auch wenn römische Legionen noch einmal den Rhein überschreiten. Als aber der Kaiser im Jahre 14 stirbt, tritt eine Wendung ein. Armins Voraussicht bestätigt sich: von neuem greift Rom an, und von neuem muß Deutschland um seine Freiheit kämpfen!

Des Augustus Nachfolger, Tiberius, überträgt dem Sohn des Drusus, dem jungen Germanicus, die Provinz Gallien und den Oberbefehl am Rhein. Sofort beginnt dieser den Feldzug.

Im Cheruskergau herrscht erbitterte Fehde. Segest, der das Tun und Treiben Armins ständig umlauert, raubt dem Helden, den seine Aufgabe oft von dem heimischen Hof fernhält, sein Weib Thusnelda. Der Heimkehrende ruft, rasend im Schmerz, seine Mannen auf, die Schmach zu vergelten und die Fürstin zu retten. Segest wird belagert. Da rückt Germanicus heran, befreit den Eingeschlossenen, nimmt ihn mit sich und gibt ihm, um ihn der Rache Armins zu entziehen, Zuflucht im Reich. Thusnelda sendet er gefangen nach Ravenna. Dort schenkt sie einem Knaben das Leben. Thumelicus nennen ihn die Römer.

Armin hat sein Weib nie wiedergesehen, seinen Sohn nie geschaut. Als Fechter auf römischem Kampfplatz soll den Thumelicus das Schicksal der Gladiatoren ereilt haben: ein früher Tod im Angesicht vom Blutrausch besessener Zuschauer.

In wildem Zorn über die Entführung Thusneldas peitscht Armin die deutschen Völker zur Rache auf. Sie spüren die Schmach, als ob sie ihnen angetan sei! Sie alle kann jeden Tag ein ähnliches Schicksal treffen! So stellen sie sich zum Aufgebot; nicht die westelbischen Stämme nur, sondern empört über den Schimpf, der dem edelsten Deutschen angetan ward, auch Langobarden und Goten. Das Ringen zwischen Nord und Süd beginnt von neuem.

Zu Lande und zur See dringt im Jahre 15 Germanicus vor. Den Brukterern nimmt er den in der Teutoburger Schlacht eroberten Adler der 21. Legion wieder ab. Auf der Walstatt des Teutoburger Waldes hält er eine Totenfeier und läßt die Gebeine der Gefallenen bestatten.

Endlich stellt Armin die Römer! Wieder sind es die unergründlichen Wälder und unwegsamen Berge seiner Heimat, in die er die Feinde lockt. Überliefert ist die Rede, mit der er vor der Schlacht die Seinen angefeuert hat:

„Das muß ein wunderbarer Vater seiner Soldaten, ein hervorragender Feldherr sein, der ein ganzes Heer brauchte, um ein einzelnes Weib zu entführen! Ich führe Krieg nicht gegen schwangere Frauen, sondern gegen bewaffnete Männer, offen und ehrlich. Heute noch hängen in den heiligen Hainen die Feldzeichen der Römer, die ich unseren Göttern geweiht habe, als ich drei feindliche Legionen vernichtete...

Augustus, den sie als Gott verehren, hat ohne Erfolg abziehen müssen — ohne Erfolg auch Tiberius, der Held. Sollen wir uns da vor einem Knaben und seinen meuternden Truppen fürchten?

Wenn ihr das Vaterland, das Recht der Selbstbestimmung und die alte Vätersitte der Knechtschaft vorzieht, dann folgt nicht einem Segest, nein, dann folgt mir — zu Ruhm und Freiheit!"

Die Schlacht mag ihrem Verlauf nach als unentschieden gelten. Dennoch bedeutet sie für die Germanen einen großen Erfolg. Durch scheinbare Flucht locken sie die feindlichen Reiter und die Hilfstruppen zur Verfolgung, um dann, plötzlich sich wendend, sie zusammenzuschlagen. Nur der volle Einsatz der Legionen rettet das römische Heer. Auf seinem Rückzug erleidet es durch Überfälle und beim Marsch längs der Küste durch Sturmfluten schwerste Verluste.

Das Heer des Unterfeldherrn Caecina, das auf Knüppeldämmen (den „langen Brücken") die norddeutschen Moore überquert, wird infolge einer Zwiespältigkeit der germanischen Führung gerettet. Armin will die von Sümpfen Umschlossenen, die keinen Ausfall mehr wagen, aushungern; sein Oheim und Mitführer Ingomar aber erteilt den Befehl, das römische Lager zu stürmen. Hierbei erleidet er eine Niederlage und muß dem Feind den Weitermarsch freigeben.

Die Ergebnislosigkeit dieses Feldzugs treibt Germanicus im folgenden Jahr zu noch größeren Anstrengungen. Ein Doppelangriff, von der See her und zu Lande, soll die Germanen in die Knie zwingen! Eine Flotte von tausend Seglern wird gerüstet. Sie durchfährt den Drususkanal, kreuzt die deutschen Flüsse stromaufwärts und landet ein mächtiges Heer. Ein anderes stößt vom Rhein ostwärts vor.

Idisiaviso heißt das Feld, auf dem von neuem gekämpft wird: „Walküren-wiese".

Mit beschwörendem, aufrüttelndem Wort wendet sich Armin an seinen Bruder Flavus, den er drüben im Lager der Feinde erblickt. Umsonst! Der „Blonde" versteht ihn nicht mehr.

Den deutschen Hilfstruppen der Römer schreit Armin ihre völkische Schande ins Gesicht. „Laßt uns kämpfen, um die Freiheit zu retten! Lieber tot als Knecht!" — Doch auf dem Idisenfeld führt verfrühter germanischer Angriff — wiederum gegen Armins Willen — die Niederlage herbei. Ja, fast wäre der Held, der blutend gegen die feindlichen Stellungen sprengt, selber gefangen worden! Doch wie er auf keuchendem Roß gegen die auf römischer Seite fechtenden Chauken anreitet, erkennen ihn diese, öffnen ihm die Reihen und geben ihm den Weg zur Flucht frei. Noch sind Treue und Scham nicht ganz erstorben!

Trotz mancher Einzelerfolge muß Germanicus auch diesmal ohne gültiges Ergebnis Deutschland räumen. Wieder ist es der September, der den Römern furchtbare Verluste bringt. Ein Sturm auf der Nordsee läßt ungezählte Schiffe scheitern und 20000 Menschen das Grab in den grauen Fluten finden.

Armins unerschütterlicher Glaube, seine nie ermüdende Kraft, seine Leidenschaft und seine sich selbst zügelnde Besonnenheit haben auch diesmal Volk und Freiheit gerettet.

Deutschlands erster Führer

So steht er vor uns, wie Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, ihn schildert: „Deutschlands Befreier, der Rom auf der Höhe seiner Weltmacht anzugreifen gewagt, in Schlachten nicht immer glücklich, im Krieg aber unbesiegt."

Germanicus darf einen glanzvollen Triumph feiern. Im Siegeszug wird Thusnelda mitgeführt, voll fürstlicher Hoheit, auch in der Schmach von Armins Geist erfüllt, ohne Tränen, ohne einen einzigen Klagelaut — erfüllt vom Glauben an das Recht ihrer Heimat und an die Zukunft.

Ein wahrhaft heldisches Geschlecht! —

Nun ist auch Marbods Rolle zu Ende. Ihn, den Unzulänglichen, streicht das Geschick wie einen Überflüssigen aus. Die Ostgermanen fallen ab, sein eigenes Lager empört sich. Katvalda, ein von Marbod geächteter Edler, stürmt vom Gotenland, wo er Zuflucht gefunden, heran und stürzt den König, der vergeblich um Roms Hilfe bittet und froh sein muß, wie vordem Segest eine Freistatt im Reich zu erhalten. Grenzkämpfe und innere Fehden zermürben die Markomannen und bereiten auch Katvalda das Los, das Brot der römischen Fremde essen zu müssen.

Ist nun der Weg für Armin frei? Kann er jetzt daran gehen, von Nieder- bis Ostdeutschland, von der Küste bis zu den böhmisch-schlesischen Bergen die Germanen in einer Bundes- und Blutgenossenschaft zusammenzuschließen?

Oder ist die Zeit noch nicht reif? Müssen noch Jahrhunderte abrollen mit unsäglichem Kraftverlust, Unheil und Niedergang, ehe das Werk gelingt?

Das Schicksal selbst beantwortet diese Frage, das tragische deutsche Schicksal. Ehe Armin, der zu keiner Stunde seinen Königsgedanken aus der Seele verliert, den Weg des deutschen Führers zu Ende schreiten kann, trifft ihn der tödliche Stoß. Sippengenossen, die seine überragende Stellung nicht ertragen wollen, Armselige, die nichts von Größe ahnen, sind seine Mörder. — Ist auch Bestechung im Spiel? Wir wissen es nicht.

Von Deutschen gefällt, sinkt Deutschlands erster Führer. Sein Blut rinnt in die mütterliche Erde. Aber es verrinnt nicht. Es lebt. Jeder Tropfen wird Leben. Armins Gedanke der Freiheit und Einheit kann nicht sterben. Das Nordland kann nicht vom Süden überwältigt werden. Jahrhunderte währt das Ringen, Jahrtausende.

Armins Heldentum preisen die Lieder. Armins Geist wirkt in allen Geschlechtern, die nach ihm kommen, in allen Führern, die seit jener dämmernden Frühzeit deutsches Schicksal gestalten.

Im Namen Armin klirrt, wie ein leuchtendes Schwert, das Arische, Sieghafte auf, hinweisend auch auf die große germanische Völkergruppe der Herminonen oder Irminonen. Dem Gedächtnis Armins oder Irmins, den die Sänger priesen, mag jene Irminsäule geweiht gewesen sein, das heilige Zeichen der Niederdeutschen. Armin, den der Sippengefährte mordete, Siegfried, den der finstere Hagen erschlug, und der Lichtgott, der dem Winter erliegt, verknüpfen sich im Erinnern und Raunen des Volkes zu einer einzigen Gestalt. Des Volkes Frühlingsglaube aber weiß, daß der sonnenhafte Baldur-Siegfried-Armin, Tod, Winter und Nacht bezwingend, aufersteht — zum ewigen deutschen Leben.



Widukind

Das Widukinddenkmal in Herford

Aufnahme von Meinhard Fenske, Herford



DR. FRANZ LÜDTKE

Widukind, ein Kämpfer für die Freiheit

Der sächsische Stamm

Im Namen der Sachsen tönt ein kriegerischer Klang. Denn „Sachsa" oder „Sachs" heißt das einschneidige, messerartige Kurzschwert, bis in die Zeit Widukinds die wichtigste Hiebwaffe dieses deutschen Stammes. Uralt muß sie sein, wenn sie voreinst zur Namengebung einer völkischen Gemeinschaft führen konnte. „Sachsen" bedeutet also die Kurzschwert- oder Messerträger, die Schwertgenossen. Tiu aber, der germanische Kriegsgott, wird von ihnen als „Sachsnot" verehrt; darum deutet man den Stammesnamen auch als: „Genossen des Sachsnot".

Woher die Sachsen einst nach Nordwestdeutschland gekommen sind, ist umstritten. Zumeist sucht man ihren Ursprung auf der jütischen Halbinsel, im westlichen Holstein. Von dort dringen sie, eine kämpferische Erobererschar, in das alte Chaukenland ein, westlich des Elbstroms und an der Nordseeküste, in ein Land der Marschen, Moore und Heiden. Unwiderstehlich ist ihr Angriff! Mit Axt und Sachs gehen sie den Gegner an, den fälischen Bauern, der lange daheim im Frieden gesessen hat. Jetzt unterliegt er der stürmenden Gewalt aus dem Norden: die Sachsen werden zu Herren weiter Gebiete, die schließlich von der Eider und der Kieler Bucht bis zu den Gauen östlich des Niederrheins, vom Nordmeer bis in den Harz reichen. Im 3. Jahrhundert nach der Zeitwende beginnt der siegreiche Sachsenzug. Angeln und Warnen, Chauken, Cherusker, Brukterer, Ampsiwarier und Angriwarier umschließt endlich der eine sächsische Stamm! Aber er greift noch über den deutschen Volksboden hinaus. Schon im 4. Jahrhundert setzen Sachsen, Angeln und Jüten über die See, gewinnen das keltische, damals zum Römischen Reich gehörende Britannien und machen es zu einem „Lande der Angeln" („England").

Innerhalb des nordwestdeutschen Raumes gliedern sich die Sachsen in vier landschaftliche Stämme: Westfalen, Engern, Ostfalen und Nordelbeleute (Nordalbinger). Jeder von ihnen besitzt eine gewisse Selbständigkeit, jeder wählt im Kriege seinen eigenen Herzog. Aber sie wissen, auch wenn ehedem die harte Hand erobernder Herren ihr Stammestum gefügt hat, um die Einheit ihrer Art und ihres Schicksals, und sie bekunden Gemeinsamkeit und Zusammenhalt sowohl in Friedensjahren wie auch in Zeiten der Not. Zu Marklo an der Weser tagt der sächsische Landesthing. Hier treten die Abgeordneten der vier Landschaften zu-

sammen, jeweils in gleicher Zahl von den drei Ständen gekürt: den Edlen, den Freibauern und den Laten (halbfreien Bauern). Waffenrecht haben sie alle, und alle empfinden den Stolz ihres Sachsentums. Mit Zähigkeit und Treue hängen sie an Brauchtum und Glauben der Väter. Sie ahnen das geheimnisvolle Walten göttlicher Mächte, denen sie Ehrfurcht zollen. Haus und Hof bauen sie am liebsten für sich, vom Nachbarn entfernt, inmitten der eigenen Scholle. Auch der Late hat persönliche Freiheit; doch ist er, so vermutet man, dem grundbesitzenden Adel zu Abgaben verpflichtet. Unfrei sind nur die Knechte; sie gelten nicht als Stand.

Obwohl die wehrhaften und thingberechtigten Edlen, Freibauern und Laten nach Wergeld (Buße bei Tötung) und Eherecht (Verbot der Heirat unter Angehörigen verschiedener Stände) scharf voneinander getrennt sind, vereint sie doch ihr im Verlauf der Jahrhunderte erwachsenes Stammesbewußtsein. Allerdings haben die Sachsen keine einheitliche Führung, kein alle Landschaften umschließendes Herzog- oder Königtum. Das Bedürfnis, sich vom andern, auch vom Blutsverwandten zu sondern und das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, ist in ihnen allzu stark. Hierin liegt ein Mangel, der sich rächen muß, sobald es einmal darauf ankommen wird, die Kräfte des Gesamtstammes zusammenzufassen. Und die Stunde solcher Entscheidung naht. Gegen das sächsische Land stürmt der Franke — Entscheidungen reifen und fordern nicht nur Entschlossenheit, sondern auch Geschlossenheit. Diese aber fehlt. So kann der Ausgang der beginnenden Kämpfe nicht zweifelhaft sein. Sie sind an zwei Namen gebunden: an Karl den Großen und Widukind.

Das Reich der Franken

Im Gegensatz zu den Sachsen bilden die Franken schon früh einen in sich geschlossenen, kraftvollen Staat. Sein Gründer ist Chlodowech, der um 500 vom Rhein her nach Gallien dringt, hier die römische Herrschaft niederwirft und den Grund des großfränkischen Reiches legt. „Frankreich" entsteht! Aber von Gallien aus wendet sich Chlodowech erobernd auch dem Osten zu und bringt germanisches Land unter seine Gewalt. Seine Nachfolger führen sein Werk weiter, Germanen und Romanen staatlich miteinander verknüpfend. Im Frankenreich gilt vor allem ein Wille: der des Königs. Die Rechte des Volkes, der Heeresversammlung, der Freien bleiben an sich zwar bestehen, schränken aber die Macht des Königtums kaum ein. Auch als Pippin der Kurze, bis dahin königlichen Hausmeier, 751 den letzten Nachkommen Chlodowechs stürzt, um selber die Krone zu tragen, wird die Bedeutung des Königtums nicht gemindert; es steht selbständig und nahezu unabhängig da. Es hat die Führung des Frankenreiches fest in seiner Hand.

Chlodowech hat sich einst dem römisch-katholischen Bekenntnis zugewandt. Eng ist die Verbindung zwischen den Franken und der Kirche. Als Pippin die

Merowinger stürzt, läßt er den Thronraub vom Papst segnen und sich und seine Söhne von ihm salben. Nur so vermeint er seiner neuen Würde die rechte Weihe geben zu können. Auch sein Sohn und Nachfolger Karl (768—814) hält an dem Bündnis des fränkischen Königtums mit dem römischen Papsttum fest: es wird für Deutschland schicksalhaft, über ein Jahrtausend hin; schicksalhaft auch für die Sachsen.

Es ist, als ob sich in Franken und Sachsen zwei grundverschiedene Welten begegnen. Dabei sind beide Stämme Germanen. Die Franken freilich sind auf gallischem Boden bereits stark romanisiert; sie haben hier nicht nur den Glauben, sondern auch die Sprache, die Kultur der Unterworfenen angenommen. Im Rhein- und Maingebiet jedoch, auf deutschem Boden, ist ihre germanische Art geblieben, und nichts wäre falscher, als in Karl dem Großen einen Romanen zu sehen. Wenn ihn die Franzosen auch als „Charlemagne" bezeichnen, so ist er deshalb noch kein Franzose. Er ist vielmehr Germane, aber der Abstand zwischen dem Frankentum des Westens und dem bodenständigen Sachsentum ist doch erheblich. Bei den Franken herrscht römische und christliche Bildung; die katholische Kirche ist eine geistige und wirtschaftliche Macht, der sich niemand entziehen kann. Bischöfe und Priester spielen eine bedeutsame Rolle; uralte Volksanschauungen werden als „heidnisch" bekämpft und unterdrückt. Das staatliche Leben ist fest geregelt; über den Massen der Freien steht hoch erhaben der König, der die Verwaltung des Landes durch Beamte (Grafen) ausübt. In diesen Verhältnissen aber sieht der Sachse nichts als Zwang. Er will frei sein. Wie seine Väter, so hängt auch er an den alten Göttern, die er in geweihten Hainen oder an heiligen Quellen opfernd verehrt. Zins und Zehnten sind ihm als Zeichen der Unfreiheit verhaßt. Kein König hat ihm zu gebieten; beim Thing hat jeder Freie, beim Landesthing zu Marklo jeder der dorthin Verordneten das gleiche Recht. Er ist bereit, für die Freiheit der Scholle, für den Boden des Stammes einzutreten und das Leben zu wagen; das Reich der Franken jedoch, das über alle Stammesgrenzen in fremdeste Bereiche hinüberragt, ist ihm kein faßbarer Begriff. Er will Sachse sein, nichts anderes. Er will sich niemandem beugen, am wenigsten dem westlichen Nachbarn, dem Franken, mit dem er in ständiger Grenzfehde liegt!

Es ist keine Ruhe an den Grenzen zwischen Franken und Sachsen. Einhard, der Geschichtsschreiber des fränkischen Hofes, erzählt in seinem „Leben Karls des Großen", wie die Nachbarschaft der beiden Stämme zu täglicher Friedensstörung führe. Er sieht in dem Volksglauben der Sachsen nur wüsten Aberglauben an „unholde Geister" und wilde Feindschaft gegen die katholische Kirche. Der Freiheitsdrang der Sachsen gilt ihm als „schändliche Verletzung göttlicher und menschlicher Rechte". Und dann berichtet er: „Unsere Grenzen berührten sich mit den ihrigen fast überall auf ebenem Boden; nur hin und wieder waren unsere Länder durch Berghöhen und Bannwälder getrennt. Infolgedessen hörten auf beiden Seiten Mord, Raub und Brand nicht auf. Hierdurch wurden die Franken so erbittert, daß sie sich nicht mehr mit bloßer Vergeltung begnügten, sondern zum offenen Kriege schritten."

So kommt es zu einem mehr als drei Jahrzehnte währenden Ringen zwischen fränkischer Staatsmacht und sächsischem Stammestum. Den freien Bauern des Nordens tritt die Gewalt des größten Reiches jener Zeit entgegen. Dieses besitzt eine straffe Ordnung, ein schlagkräftiges, oft bewährtes Heer, dessen Kern berittene Berufskrieger bilden, dazu wirtschaftliche Überlegenheit und vor allem eine zielklare und willensstarke Führung. Es sind gewiß nicht nur die alten Grenzzwischenfälle, die König Karl veranlassen, Sachsen zu unterwerfen und einen über dreißigjährigen Krieg zu führen; sein Plan geht auf ein über alle bisherigen Grenzen hinausragendes Reich, in dem nur e i n Wille gilt: der des Frankenkönigs, und nur e i n Glaube herrscht: der katholische. Erfüllt von Gedanken, wie sie Jahrhunderte zuvor Bischof Augustinus ausgesprochen hat, will Karl einen „Gottesstaat" schaffen, der nur ihm zu gehorchen, nur den geistlichen Weisungen der Kirche zu folgen hat. In diesem Staat dürfen nach seiner Überzeugung die Sachsen nicht fehlen; darum faßt er den Entschluß, sie in das Reich und in die Kirche hineinzuzwingen. Fügen sie sich ohne Widerstand, so ist es gut; weigern sie sich, so sollen die Waffen entscheiden. Die Sachsen aber rufen die Entscheidung der Waffen an. So beginnt im Jahre 772 der Kampf.

Ehe wir auf seinen wechselvollen Verlauf eingehen, werfen wir einen Blick auf den Mann, der damals an der Spitze der Franken steht und zum furchtbarsten Gegner der freiheitliebenden Sachsen wird: auf König Karl (768—814).

Stets finden wir bei ihm weitreichende Planung und scharfes Zugreifen. Nach Pippins Tode gebietet er zunächst gemeinsam mit seinem Bruder Karlmann über das Reich; als dieser früh stirbt, enterbt Karl, ohne zu zögern, dessen Söhne, um Alleinherrscher zu werden. Dann verstößt er seine junge Gattin, eine langobardische Königstochter, zieht nach Italien, besiegt die Langobarden und setzt sich zu Pavia, ihrer Hauptstadt, die „eiserne Krone" (so nach einem angeblich vom Kreuze Christi stammenden, zum Reif geschmiedeten Nagel benannt) aufs Haupt. Als die Sachsenkriege schon in vollem Gange sind, stößt er gegen Spanien vor, das von den Sarazenen besetzt ist, und gründet zwischen Pyrenäen und Ebro zur Grenzsicherung die Spanische Mark. Später unterwirft er den Bayernherzog Tassilo, dessen Land er in fränkische Verwaltung nimmt. Von hier aus weist der Lauf der Donau den Weg zu den Awaren, einem asiatischen Reiter- und Räubervolk, deren „Königsring" (zwischen Donau und Theiß) erstürmt wird. Während ihr Name aus der Geschichte schwindet, halten deutsche Siedler an Enns und Raab die Wacht im Südosten. Feldzüge gegen Wenden, Normannen und Dänen sichern dann das Reich im Nordosten und Norden; überall entstehen Marken, den eroberten Boden zu schützen und unter staatlicher Verwaltung zu halten.

In Rom wird Karl im Jahre 800 vom Papst zum Kaiser gekrönt — allerdings ohne sein Einverständnis, denn er hätte die Kaiserkrone lieber aus eigener Machtvollkommenheit getragen, statt sie aus den Händen des Papstes zu empfangen: Karl, der Leiter des „Gottesstaates", fühlt sich auch als Herr der Kirche! Durch eine Fülle von Gesetzen regelt er die Ordnung des Staates, der von einer

einzigen Stelle aus, dem Hof des Königs und Kaisers, gelenkt wird. Im Namen des Königs walten in den Gauen beamtete Grafen, sprechen Richter in den Gemeinden das Recht. Die Rechtsgebräuche der einzelnen Stämme werden aufgezeichnet und durch königliche Verordnungen ergänzt. Bei allem, was Karl als Feldherr und Staatsmann zu leisten hat, bleibt ihm indessen noch Muße, Künste und Wissenschaften zu pflegen, Dichter, Gelehrte und Künstler um sich zu scharen, Pflanzstätten der Bildung zu errichten (besonders Klosterschulen) und prachtvolle Bauten aufführen zu lassen, so an seinen Pfalzen zu Aachen, Ingelheim, Worms und anderen Orten. Wenn Karl auch die germanischen Heldenlieder aufzeichnen läßt und die lateinischen Bezeichnungen der Monate und Winde durch deutsche Namen zu ersetzen sucht, so ist die von ihm geförderte Bildung doch nicht heimischer, sondern fremder Art: sie hat ihre Wurzeln im römischen Altertum, in der Sprache, der Kunst und den Anschauungen des alten Italien sowie des christlich gewordenen „Imperium Romanum". Die der „Antike" entsprossene Kultur aber bleibt im deutschen Raum ein aufgepfropftes Reis! Sie wirkt wie ein Fremdkörper, während sich ihr zum Trotz die eigene germanische Art innerhalb unseres Volkstums weiter vererbt und, obwohl von der Kirche bekämpft, dem nordisch-deutschen Wesen immer wieder zum Durchbruch und zum Siege verhilft. —

Dies ist, wenn auch in knappster Zeichnung, ein Bild König Karls, des mächtigsten Mannes seines Jahrhunderts, dem bereits die Mitlebenden den Namen „der Große" geben. Seinem von religiösen Vorstellungen getragenen Willen und der Gewalt seiner Waffen beugt sich das Abendland — müssen sich nach harten, blutigen Kämpfen auch die Sachsen beugen, der Stamm und sein Führer: Widukind. Erst wenn uns die Persönlichkeit des Frankenherrschers in ihrem Wollen und Wirken, in ihrer ganzen Unbeugsamkeit bewußt wird, vermögen wir die Größe und das Heldentum des sächsischen Freiheitskampfes voll zu würdigen. Nur ein Gegner von der Bedeutung Karls ist imstande, die Sachsen und Widukind zu überwinden — niemand sonst!

Der Kampf beginnt

Im Sommer 772 beschließt die fränkische Reichsversammlung zu Worms den Angriff gegen Sachsen. Die alten Grenzfehden geben den Vorwand für den Überfall, der in das Herz des sächsischen Landes zielt: in die Wesergaue. So überraschend ist der Vorstoß, der unter rücksichtslosesten Verwüstungen erfolgt, daß die Engern keinen Widerstand leisten können. Ohne sonderliche Mühe erobern die Franken an der Diemel die Feste Eresburg; dann zerstören sie die „Irminsul". Es ist dies ein von hohem Felsen zum Himmel aufragender Holzstamm, „die Säule des Alls, als ob sie das Weltall trüge", wie ein späterer Mönch des Klosters Fulda dieses Heiligtum deutet, dessen Standort heutige Forscher auf den Externsteinen bei Detmold suchen. Der Hain rings herum wird ein Opfer

der Flammen, die hier niedergelegten Schätze gehen als Beute mit dem Frankenheer. Den Engern bleibt angesichts der feindlichen Übermacht nur Unterwerfung übrig. Sie stellen Geiseln, aber sie warten auf die Stunde, in der sie das aufgezwungene Joch wieder abschütteln werden. Eine Welle der Empörung geht über das Sachsenland. Seine Freiheit ist in Gefahr, sein Glaube erleidet schwersten Schimpf. Die Irminsul ist gefällt — was wird noch fallen? Oder — wird man sie wieder aufrichten, aber nicht nur als Sinnbild des geschmähten Väterglaubens, sondern auch der neugewonnenen Freiheit?

Die Sachsen warten. Doch nicht gar zu lange, denn schon im nächsten Jahr erhalten sie Kunde, daß der König in Italien sei, im Krieg gegen die Langobarden, monatelang dort festgehalten durch die Belagerung Pavias. Nun rüsten sie zur Vergeltung — der Sachs wird geschärft: er soll Arbeit erhalten! So kommt das Jahr 774 heran.

Aus der Eresburg ist eine fränkische Zwingburg geworden. Jetzt fällt sie im Sturm. Christliche Kirchen gehen in Flammen auf — es ist die Rache für die Verbrennung der Irminsäule. Aber andere Burgen halten den stürmenden Bauern stand, noch bleibt der Franke im Land. Da gehen die Bauern zu ihren Höfen heim; sie meinen, das Wichtigste sei getan, das Gebot der Rache erfüllt. Alles übrige kann für künftig aufgespart werden. Doch schon trifft sie das fränkische Langschwert. Kaum ist Karl siegreich aus Italien zurück, nun auch König der Langobarden, als er berittene Truppen in mehreren Scharen gegen die Sachsen entsendet. Es soll ein Strafzug sein, um zu zeigen, daß niemand die Hand gegen die Franken erheben darf, ohne aufs schwerste gezüchtigt zu werden. Die Panzerreiter brausen durch die Gaue der Engern und holen sich reiche Beute. Der König aber legt noch im Winter seinen Getreuen den Kriegsplan vor, mit dem er im kommenden Jahr Sachsen endgültig niederzwingen will.

Für den nun mit aller Macht ausbrechenden Krieg stehen uns fast ausschließlich fränkische Aufzeichnungen zur Verfügung. Sie können naturgemäß kein einwandfreies Bild vermitteln; aus ihnen spricht die Feindschaft der Franken gegen die Sachsen, der Kirche gegen die „Heiden". Wir müssen versuchen, aus den einseitigen Darstellungen die geschichtliche Wahrheit zu ergründen. Es wird berichtet, daß der König sich entschlossen habe, „das treulose und eidbrüchige Volk der Sachsen zu bekriegen und nicht zu ruhen, bis sie entweder als Besiegte sich dem Christentum unterworfen hätten oder völlig ausgerottet sein würden". Es ist also kein bloßer Eroberungskrieg, der hier entbrennt, sondern zugleich ein Religionskampf. Daher begleiten ganze Scharen von Priestern das Frankenheer, um, wie wir in der Lebensbeschreibung des Fuldaer Abtes Sturmi lesen, „das Volk, das seit Beginn der Welt von den Fesseln der Unholden umstrickt war, durch heilige Glaubenslehre unter das süße und sanfte Joch Christi zu beugen".

Der Heerbann, der im Jahre zuvor im Süden gefochten hat, wird nun (775) im Norden eingesetzt: nicht nur gegen die „treulosen und eidbrüchigen" Engern, sondern gegen den ganzen Stamm zwischen Niederrhein und Elbe. Der Angriff erfolgt vom Westen her und trifft die Westfalen; die Sigiburg an der Ruhr

fällt in fränkische Hand, die Eresburg wird neu aufgebaut. Dann stößt Karl über die Weser, jeden Widerstand niederwerfend. In diesen Kämpfen versagt der Führeradel der Sachsen vollkommen; die Herzöge der Engern und Ostfalen, Brun und Hessi, ergeben sich den Franken, schwören den Treueid und stellen Geiseln. Noch leistet eine westfälische Schar Widerstand und erringt durch kühnen Überfall einen Erfolg über den Gegner, als auch schon der König heranreitet und die Westfalen zur Unterwerfung zwingt; nach einem Feldzug von nur drei Monaten verläßt er das scheinbar ruhige Land, in dem nun die Missionare ihr Werk beginnen.

Ein Aufstand in Friaul, jenseits der Alpen, fordert das Eingreifen Karls. Kaum aber ist er dorthin geeilt, als sich die Sachsen wieder erheben, zum zweitenmal die Eresburg, das Mahnmal ihrer verlorenen Freiheit, zerstören und die Priester verjagen. Doch Karl zögert nicht, auch jetzt sofort zuzuschlagen. Er läßt den Sachsen keine Atempause. Er reitet nach Deutschland zurück, bietet in Worms das Heer auf und steht im Herbst 776 wieder in Sachsen. Durch Verhaue sperren die Verteidiger ihre Heimat! Die kriegsgewohnten fränkischen Truppen aber zerbrechen die Front des Gegners — und wieder wissen die Unterliegenden, denen der echte Führer fehlt, in ihrer Not nichts anderes, als sich erneut zu unterwerfen. Den amtlichen Aufzeichnungen („Reichsannalen") zufolge strömen sie zur Taufe herbei, eine „unzählbare Menge". Die Eresburg wird wiederhergestellt und an der Lippe die Karlsburg errichtet, von starken fränkischen Besatzungen geschirmt. Ist das Sachsenland nunmehr, nach fünf Jahren des Kampfes, bezwungen?

Widukind

Karl betrachtet die sächsischen Gaue als endgültig zum Reich gehörig. So beruft er die alljährliche Heeresversammlung, das „Maifeld", für 777 nach Paderborn; auch die Bischöfe tagen hier. Es gilt das Werk der Kirche zu fördern, nachdem — wie es wenigstens scheint — die Waffen entschieden haben. Auch der Sachsenadel stellt sich zu Huldigung und Taufe ein. Nur einer, der in den Kämpfen führend hervorgetreten ist, erscheint nicht: Widukind. Wir hören durch die fränkischen Geschichtsschreiber jetzt zum erstenmal seinen Namen; er sei, so wird berichtet, als Empörer und im Bewußtsein seiner vielen Frevel aus Furcht vor dem König zu den Dänen geflohen.

Wer ist Widukind? Wir wissen, daß er den vornehmsten Geschlechtern seiner Heimat angehört. Wahrscheinlich ist er es gewesen, der 775 die Westfalen bei Lübbecke in dem erfolgreichen Gefecht gegen die Franken geführt hat; auch wird die Erneuerung des Widerstandes, die Zerstörung der feindlichen Burgen sein Werk gewesen sein. In den letzten Unternehmungen der Sachsen wird deutlich eine leitende Hand spürbar: Widukind ist die Seele des Freiheitskampfes der sächsischen Bauern geworden, nachdem so viele adlige Herren sich dem Franken-

könig gebeugt haben. Das sind die „vielen Frevel", von denen der fränkische Chronist schreibt. Aber nicht aus Angst vor Karl geht er zu den ihm durch Bande des Blutes verwandten Dänen — sondern weil er, der sich nicht unterwerfen, der auch nicht falsch schwören, sondern ein Kämpfer bleiben will, den Häschern entkommen muß, um sich für die Stunde der Vergeltung zu bewahren. Bald erkennen denn auch die Franken in dem wieder aufflackernden Krieg, daß die Sachsen nicht mehr führerlos sind!

Als 778 der fränkische Heerbann in Spanien gegen den Kalifen von Cordova kämpft und Graf Roland, wie Lieder und Sagen künden, im Gebirgstal von Roncesvalles fällt, fegt der neue Sachsensturm über die nur scheinbar befriedeten Lande, über die Karlsburg, über Klöster und Kirchen, bis hin zum Rhein. „Das ganze Land von Deutz bis zur Moselmündung, alle Flecken und Dörfer, verheerten sie mit Feuer und Schwert", meldet der Chronist, der sich nicht genug tun kann, den „Grimm des Feindes" zu schildern, der „nicht der Beute, sondern der Rache wegen in Franken eingebrochen sei". Aber schon ist der König im Anmarsch und sendet seine Reiter gegen die Sachsen. Doch kommt es auch jetzt zu keiner Entscheidung; der Kampf geht weiter, und der Zorn der sächsischen Bauern richtet sich nicht allein gegen die in ihren heimischen Frieden einbrechenden Franken, sondern ebenso gegen die Abtrünnigen, Überläufer und Verräter des eigenen Stammes, gegen alle, die durch Unterwerfung und Taufe Vorteile für sich erlangt haben.

Dem König liegt daran, die Einheit der Sachsen soweit als möglich zu zerstören, sie innerlich aufzuspalten und so ihre Schlagkraft zu lähmen. Darum wendet er sich besonders dem Adel zu, der immer, wohl noch aus den Zeiten der einstigen sächsischen Landnahme her, im Gegensatz zu den stolzen fälischen Bauern steht. Jetzt bietet Karl den sich beugenden Edelingen seine Huld, bestätigt sie in ihrem Besitz, vermehrt ihre Rechte und stärkt ihre Stellung gegenüber den Bauernschaften. Adel und Kirche finden sich in dem gemeinsamen Streben, die Masse der Freien zu beherrschen. So gelingt der fränkische Einbruch in das Stammesgefüge der Sachsen.

Aber es ist zunächst nur ein Einbruch, dem noch kein Zusammenbruch folgt. Denn noch stehen die Sachsen in ihrer Mehrzahl fest, und auch die adligen Geschlechter sind nur zum Teil für den König gewonnen. Andere halten zur Sache der Freiheit — allen voran Widukind. Er leitet, als 779 Karl den Rhein überschreitet, den Abwehrkampf der Westfalen. Indessen scheint jeder Trotz vergeblich zu sein. Ihre Verschanzungen werden von den fränkischen Kriegern genommen, deren Übermacht alle Gegner zu Boden wirft. So naht das Jahr 780. Im Quellgebiet der Lippe hält der König Heerschau, dann durchzieht er das Land bis in die Gaue am Elbstrom. Wie befohlen, melden sich die noch nicht „Bekehrten" zum Empfang der Taufe. Uns sind die Formeln überliefert, in denen der Priester den Täufling befragt und dieser antwortet; sie seien als Sprachprobe jener Zeit hier wörtlich wiedergegeben:

Forsachistu Diobolae? (Versagst du dich dem Teufel?)
Ec forsacho Diobolae. (Ich entsage dem Teufel.)
End allum diobolgelde? (Und aller Teufelsgilde?)
End ec forsacho allum diobolgelde. (Und ich entsage aller Teufelsgilde?)
End allum dioboles wercum? (Und allen Teufelswerken?)

End ec forsacho allum dioboles wercum end wordum, Thunaer ende Woden ende Saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sint. (Und ich entsage allen Teufelswerken und -worten, dem Donar und Wodan und Sachsnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.)

Gelobistu in Got alamehtiger fadaer? (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?)

Ec gelobo in Gott alamehtigen fadaer. (Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.)

Gelobistu in Crist, Godes suno? (Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?)
Ec gelobo in Crist, Godes suno. (Ich glaube an Christus, Gottes Sohn.)
Gelobistu in halogan Gast? (Glaubst du an den Heiligen Geist?)
Ec gelobo in halogan Gast. (Ich glaube an den Heiligen Geist.)

So werden die Vatergötter der Sachsen, die sie im Aufblick zu den Weiten des Himmels und im Rauschen der Haine, im Rieseln der Quellen, in der ganzen Natur suchen, zu unheilvollen Dämonen, ihre Opfer und Gebete zu Teufelswerk umgefälscht. Doch die mit dem Schwert erzwungene „Bekehrung" vermag die Verehrung der segenspendenden göttlichen Kräfte nicht aus dem Herzen des bäuerlichen Volkes zu reißen; unter vielerlei Namen und Gestalten leben sie fort, als heimlich waltende, von der Kirche verfluchte Wesen, aber auch als Kirchenheilige, in einem vielfach bis zur Gegenwart fortgeerbten Brauchtum, in den uralten und ewig jungen Vorstellungen einer innigen Verbundenheit des Menschen mit der Natur und dem ganzen All.

Aber was vermögen schließlich die Massentaufen! Sie können die Kluft zwischen Franken und Sachsen nicht schließen. Immer heftiger wird die Feindschaft gegen die römischen Priester, denen es weniger um die Seelen der Neubekehrten als um deren „Zehnten" zu tun ist. Wir wissen das von einem, der an Karls Hof lebt als des Königs Freund und Vertrauter: Alkwin. In seinen Briefen weist er auf die Habsucht der Geistlichkeit hin, die es verhindere, daß die Sachsen wirkliche Christen würden; denn in den Priestern sähen sie nicht die Bringer der frohen Botschaft, sondern nur die erbarmungslosen Eintreiber der ihnen zugesprochenen Abgaben. Gerade diese Steuern sind es, die den Sachsen das fränkisch-katholische Gebaren so verhaßt machen; in ihnen empfindet der Bauer den Makel einer bisher nicht gekannten Unfreiheit. Dagegen bäumt er sich auf, und so glimmt unter der Asche der Funke weiter. Widukind versteht es, ihn immer wieder anzufachen. Noch ist der sächsische Wille ungebrochen, noch das Sachsenmesser scharf. In den Höfen des Landes, am Herdfeuer des Bauernhauses wartet man auf den Ruf des Führers.

In Widukind reift der Plan, ein Bündnis der Sachsen und Dänen zustande=zubringen. Dann wäre der Norden stark genug, dem Süden wirksam entgegen=zutreten, sich zu behaupten, ja, vielleicht die Führung eines nicht römischen, sondern germanischen Reiches zu übernehmen! Widukind schließt mit der Tochter des Dänenkönigs Sigifrid die Ehe. Steht ihm jetzt die Großmacht zur See, stehen ihm die dänischen Wikinger zur Verfügung, wenn der Entscheidungskampf be=ginnen wird? Es ist die Zeit, da der Norden Europas die Drachenschiffe der Nor=mannen aussendet, an den Küsten vieler Meere Land zu gewinnen. Werden Sachsen und Dänen gemeinsam antreten, um dem Abendland die nordische Prägung zu geben? Und wird es Widukind gelingen, den selbstsüchtigen Adel seiner Heimat zu bezwingen und einen Staat freier Bauern zu schaffen?

Das sind Fragen und Erwägungen, die in dem kühnen Westfalen zu Plänen und Taten reifen. Aber die Antwort vermag nur das Schicksal zu geben. Er fordert es heraus und stellt sich zum Endkampf. Was in ihm innerste Ver=pflichtung und Treue ist, nennen die fränkischen Machthaber und ihre kirchlichen Geschichtsschreiber „Empörung" und „sächsische Treulosigkeit". Nun gut, dann wird Widukind ein „Empörer" sein und alle Not des Krieges, alle Verantwortung für die Seinen, alle Bitternis der Heimat= und Friedlosigkeit tragen. Er wäre feige, wenn er nicht auch das Letzte wagen wollte! Und Widukind kennt keine Feigheit. So nimmt das blutige Ringen seinen Fortgang.

Auf der Reichsversammlung, die König Karl 782 wiederum in Paderborn abhält, erfolgt durch Übertragung fränkischer Ordnungen auf Sachsen dessen ver=fassungsmäßige Einfügung in das Reich. Die alten Einrichtungen des sächsischen Volkes verlieren ihre Gültigkeit, der Landtag zu Marklo wird aufgehoben, jede Selbstverwaltung des Stammes unmöglich gemacht. Königliche Grafen stehen an der Spitze der Gaue, befehligen das Aufgebot und leiten die Rechtsprechung. Daß Karl meist sächsische Edle mit diesem Amt betraut, ist ein kluger Schachzug von ihm; er fesselt dadurch die einflußreichen Sippen des Landes an sich und ent=fremdet sie ihren Volksgenossen. So mehren sich in Sachsen durch Zersplitterung und wachsendes Mißtrauen die inneren Gegensätze, zu denen schließlich auch die des Glaubens treten. Denn nun gilt „Heidentum" soviel wie Hochverrat. König und Kirche sind gewillt, es mit allen Mitteln auszurotten, bis auf den kleinsten Rest! Strengste Strafen bedrohen die überkommenen Volksbräuche. Nicht nur Gewalttaten gegen die Kirche und ihre Diener, sondern auch das Unterlassen der Taufe, die Übertretung der Fastengebote oder die Bestattung durch Leichenbrand werden mit Hinrichtung geahndet. Bei leichteren „Vergehen" wird auf hohe Geldbußen, auf Verlust des Vermögens oder der Freiheit erkannt. Besonders demütigend ist die Behandlung derer, die nach alter Sitte aus Runenstäben oder anderen Zeichen den Willen der Götter zu erforschen und zu deuten suchen: sie werden den christlichen Priestern als Hörige zugesprochen. So sieht sich der sächsische Mensch, vor allem der Bauer, plötzlich entrechtet. Es ist, als stürze mit einem Schlage eine Welt — seine Welt — zusammen! Das erträgt er nicht,

will er nicht ertragen. So greift er wiederum zur Waffe. Werden die Götter, denen er die Treue wahrt, Beistand leisten?

Jetzt erst erkennen die Sachsen den vollen Ernst ihrer Lage. Den fränkischen Priestern, in denen sie ihre Zwingherren, Aufpasser und schlimmsten Feinde sehen, müssen sie Äcker abtreten und den „Zehnten" leisten, auf dessen Hergabe die Kirche erbarmungslos dringt. „Die Zehnten haben", schreibt Alkwin, „den Glauben der Sachsen untergraben!" Der Freund König Karls ist ehrlich entrüstet, daß ihnen nicht so sehr die christliche Religion als die Zahlung der Steuern gepredigt wird. Und er wundert sich nicht, daß sie sich wehren!

Kaum hat der König sächsischen Boden verlassen, als Widukind aus seiner dänischen Zufluchtsstätte zurückkehrt und zu den Waffen ruft. Gerade ist an die Sachsen das Aufgebot ergangen, sich zu einer fränkischen Kriegsfahrt gegen die Sorben zu stellen. Bisher haben sie stets nur für die Verteidigung des eigenen Landes gekämpft — nun sollen sie auf fremden Befehl ihre Höfe verlassen und außerhalb ihrer Grenzen fechten? Von neuem wird ihnen ihre Unfreiheit zum Bewußtsein gebracht. So bricht der Aufstand los.

Zum erstenmal in dem ganzen Kriege erringen die Sachsen einen wirklich großen Sieg. Von zwei Heeresgruppen der Franken wird die eine, die vorschnell angreift, am Süntelgebirge, auf dem linken Weserufer, von den fast schon eingekreisten Sachsen vernichtend zusammengeschlagen. Einhards „Jahrbücher" geben darüber einen anschaulichen Bericht: „Nachdem sich die Franken gewaffnet hatten, stürzten sie, als gelte es nicht einen in Schlachtordnung aufgestellten Feind, sondern dem Rücken von Flüchtenden nachzujagen und Beute zu machen, in höchster Eile, so schnell jeden sein Pferd zu tragen vermochte, auf die in Schlachtreihen sie erwartenden Sachsen. Schlimm war der Zustand, in dem sie vor der feindlichen Front anlangten, schlimmer noch der Ausgang des Kampfes. Von den Sachsen umzingelt, wurden fast alle niedergehauen... Ein schwererer Verlust noch als die Anzahl der Gefallenen war es für die Franken, daß zwei der obersten Befehlshaber, Adalgis und Geilo, ferner vier Grafen und an zwanzig vornehme Männer getötet wurden, ungerechnet die vielen, die ihnen gefolgt waren und lieber mit ihnen fallen als sie überleben wollten."

Die zweite Heeresgruppe wagt keinen Angriff mehr. Das sächsische Land ist in vollem Abfall, zahlreiche Priester und fränkisch gesinnte Sachsen werden erschlagen, einzelne christliche Glaubensboten, so der erfolgreiche Willehad, retten sich nur durch die Flucht. Schlägt dem Lande die Stunde der Freiheit?

Karls Antwort auf diese Frage heißt: Verden. Schon steht er mit Übermacht auf dem Plan, viel zu stark, als daß die Bauern seine Panzerreiter angreifen können. Er fordert die sächsischen Edelinge vor sich. Er weiß, daß er sich auf sie verlassen kann; denn jeder von ihnen, der offen oder insgeheim auf fränkischer Seite steht, ist durch den Aufstand aufs schwerste bedroht. Die Kluft zwischen dem Adel, der zu den Franken hält, und den freiheitlichen Bauern ist nicht mehr zu überbrücken. So verlangt der König die Auslieferung der Schuldigen, und sie gehorchen. Widukind freilich vermögen sie nicht preiszugeben

— er ist entronnen und spart sich für neue Kämpfe auf. Doch viele Bauern — es wird die Zahl 4500 genannt — fallen als Opfer fränkischer Rache, die in ihnen „Aufrührer“ und „Hochverräter“ sieht. Es ist einer der dunkelsten Tage unserer Geschichte, dieses „Blutbad von Verden“[1].

Wie gebannt liegen die Gaue und Höfe da, über die der fränkische Schrecken gekommen ist. Überall erschallt die Totenklage, dann aber mischt sich der Ruf nach Rache hinein. Karls Rechnung erweist sich als falsch: Furcht kann die Herzen der Sachsen nicht bändigen, keine Trauer hält sie nieder. Nur eines begehren sie: Vergeltung. Und darum: neuen Kampf. Sie verstehen zu hassen, und den Tod fürchten sie nicht. Die Not schlingt ein mächtiges Band um alles, was sächsisch fühlt und die Freiheit nicht vergessen hat. Engern, Westfalen, Ostfalen, Nordelbeleute finden sich in nie gewohnter Einigkeit zusammen. Von den Harzbergen bis zur Nordsee, von Ruhr und Lippe bis zur Elbe stehen sie auf, die Streiter für das Sachsenrecht.

Wieder geht ein blutiges Jahr (783) über das notvolle Land. Schon ein Jahrzehnt dauert der Krieg; ein neues hebt an, das zweite dieses dreißigjährigen Ringens. Bei Detmold kommt es zur offenen Schlacht. Die fränkischen Berichte melden eine schwere Niederlage der Sachsen. Doch der König, der den Oberbefehl führt, weicht nach seinem „Sieg“ westwärts zurück. Kann man da von einem Siege sprechen? Jedenfalls ist die Schlacht entscheidungslos, und Karl erwartet Verstärkungen, um zu einem Schlage auszuholen, der die Gegner niederzwingen soll. Es gelingt ihm, sie mit frischen Kräften zu werfen; nur in einigen befestigten Stellungen wird noch Widerstand geleistet. Der König durchzieht das Land bis zur Elbe. Aber es fügte sich immer noch nicht völlig! Widukind bringt ein Bündnis mit den Ostfriesen zustande, und 784 beginnt der Kampf von neuem. Nochmals wird das Land von fränkischen Heeren verwüstet; immer ist Karl selbst im Sattel und setzt seine ganze Tatkraft ein, um zum Endsieg zu kommen. Wann aber wird er errungen sein? Der König weiß es schon lange: sein gefährlichster Gegner ist Widukind, der einzige, der ihm ebenbürtig ist. Wenn er mit ihm zu einem Ausgleich käme! Wird aber der Sachsenführer sich beugen? Wenn er sich beugt, dann wird er — davon ist Karl überzeugt — den Schwur auch halten! Nie hat Widukind sich nur zum Schein unterworfen wie so viele andere, nie einen

[1] Neuerdings ist von einigen Forschern erklärt worden, der Bericht über dieses Geschehen weise einen Schreibfehler auf: man müsse nicht „decollare“, sondern „delocare“ lesen. Demzufolge seien die Verurteilten nicht „enthauptet“, sondern „ausgesiedelt“ worden. Wieweit die Zahl 4500 den Tatsachen entspricht, ist mit Sicherheit nicht festzustellen; dagegen ist anzunehmen, daß in Verden an der Aller tatsächlich ein Blutgericht stattgefunden hat, denn Karl hat sich zweifellos nicht mit „halben Maßnahmen“ begnügt, sondern wollte abschreckend wirken. Außerdem stand auf „Hochverrat“, und das war nach fränkischer Anschauung der sächsische Aufstand, ohnehin die Todesstrafe. Auch war es nicht nur dem König, sondern ebenso dem sächsischen Adel erwünscht, sich der gefährlichsten Gegner zu entledigen — aus dem Eroberungs- und Religionskrieg war durch den Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Bauerntum zugleich ein Bauernkrieg geworden. Es liegt keine Veranlassung vor, an dem „Blutbad von Verden“ zu zweifeln. Massenaussiedlungen haben außerdem noch stattgefunden.

Falscheid geleistet. Das erkennt der König an, und darum setzt er alles daran, seinen edlen Gegner zu gewinnen. Wenn er ihn gewinnen kann, so ist dieser Sieg größer als jeder, der mit den Waffen erfochten wurde. Widukind bedeutet ihm soviel wie Sachsen.

Der Friedensschluß

Karl sieht, daß allen Verlusten zum Trotz der Sachse noch aufrecht steht. Viele Männer liegen erschlagen, viele Höfe sind verbrannt, viele Äcker — das Herbste für den Bauern! — bleiben unbestellt. Aber irgendwo sammeln sich die Verfemten immer wieder, irgendwoher erhalten sie Hilfe und Zuzug, und überall schärfen sie Sachs und Axt. Noch ist ihr Glaube nicht tot, und noch lebt der Führer. Seine Worte gehen im Lande um, von Gau zu Gau, von Hof zu Hof. Ein einziger Wille erfüllt die Sachsen: frei zu sein oder zu sterben. Sie wissen aber nicht, daß es eine solche Wahl gar nicht mehr gibt, und daß der Kampf, wenn er weitergeführt wird, mit dem Untergang enden muß.

Aber einer weiß es: Widukind. Er hat in dem nun zwölfjährigen Krieg die Stärke der Franken erkannt. Er ist nicht nur Führer von Kämpfenden — er fühlt sich verantwortlich für die Zukunft des ganzen sächsischen Stammes. Kann er, darf er noch weiterkämpfen, wenn er dessen Untergang vor Augen sieht? Ist das nicht Frevel? Sein Ziel ist Leben und Zukunft der Sachsen, nicht aber Untergang und völkischer Tod.

Es hilft nichts: er darf der bittersten Erkenntnis nicht ausweichen! Er muß sich Fragen stellen und sie beantworten, mit einem Ja oder einem Nein. Aber Antwort geben muß er, zunächst vor sich selbst, in Klarheit und Wahrheit. Das ist er sich und den Seinen schuldig. — Die Fragen lauten: Wer war stärker in all den Jahren, der Franke oder der Sachse, Karl oder Widukind? Haben die Götter geholfen und Treue belohnt? Darf man auf fremde Hilfe rechnen? Gibt es irgendeine Möglichkeit, das Schicksal zu wenden?

Auf solche Fragen — und wie viele mag Widukind sonst noch gestellt haben! — gibt es nur eine eindeutige Antwort. Er hat hohen Einsatz gewagt und bereut es nicht. Aber das Los fiel gegen ihn, und der Germane ringt zwar mit dem Schicksal, doch wenn es stärker ist, erkennt er es an. Er beugt nicht den Rücken, aber seine Seele spricht auch zu dem widrigen Schicksal ihr Ja. Ringsum im Lande Höfe in Schutt und Asche, friedlose Menschen, „Hochverräter", denen das Los derer von Verden droht, und wenn der Krieg so weitergeht, ohne Aufhören, ein sterbendes Volk! Doch Sachsen soll nicht sterben, darf es nicht. Widukind will Sachsens Leben, seine Größe, seine Aufgabe innerhalb der germanischen Welt! So muß er sich überwinden.

Das geht freilich nicht von heute auf morgen. Noch einmal ertönt der Ruf zu den Waffen. Die Verzweifelten wollen den Kampf, ja, sie wollen den Tod, wenn es keine andere Möglichkeit gibt. Es ist Winter. Da wandern die sächsischen Boten

noch einmal von Gau zu Gau und geben die Losung für das kommende Jahr. Monate werden vergehen, ehe die Franken wieder im Lande stehen. Viel kann sich in ihnen ereignen. Vielleicht helfen die Ahnengötter doch noch! — Und während sie so denken und hoffen, steht bereits, mitten im Winter, Karl in Sachsen. Er wartet diesmal nicht. Zu Worms beschließt er, um den Sachsen seinen unabänderlichen Willen zu beweisen, den Winterfeldzug. Die Empörung, von der er Kunde hat, soll nicht erst wieder zum Ausbruch kommen. Das Weihnachtsfest feiert er schon auf sächsischem Boden, zu Lügde, und als Neujahr vorüber ist, stößt er in den Winter des Nordens hinein, in Stürme und Schnee (785).

Ein kühnes Unterfangen! Er kommt zuerst nicht recht voran, aber er weicht nicht. Die Eresburg wird sein Standlager; hier sammelt er seine Truppen, denen er nur wenig Ruhe gönnt. Denn immer wieder befiehlt er Streifzüge, berennt die Verschanzungen der Sachsenbauern, verheert ihre Höfe, läßt sie nicht zu Atem kommen. So naht der Frühling, der Sommer. Die Kämpfe gehen weiter. Gau um Gau wird bezwungen, in hartem Ringen. Wo sich noch Widerstand zeigt, wird er gebrochen. Bis zur Elbe, zum Bardengau, geht der Siegeszug des Königs. Er selber leitet ihn vom Sattel aus. Er will ein Ende machen!

Doch er weiß, daß dieses Ende nie kommen wird, wenn sich der Sachsenführer nicht beugt. So entschließt sich Karl zu einem Schritt des Friedens: er sendet Boten zu seinem großen Gegner und bietet ihm Versöhnung an.

Er kennt durch seine Späher Widukinds Zufluchtsort. Nicht bei den Dänen hält sich der Gehetzte verborgen; er hat es aufgegeben, von ihnen Hilfe zu fordern. Sie haben sich in den Jahren der Entscheidung versagt; jetzt ist es zu spät. Bei den Nordelbeleuten weilt er, möglichst nahe den kämpfenden Volksgenossen, mit ein paar Getreuen, unter ihnen sein Freund und Waffengefährte Abbio. Da treten Karls Boten in die Halle, Männer sächsischen Blutes, und fordern von den beiden, „ihre Treulosigkeit aufzugeben und sich ohne Zögern der Treue des Königs anzuvertrauen". Widukind und Abbio wissen, daß dieses der einzige Weg ist, der Sachsen die Zukunft gewährleistet. Sie haben, anders als die übrigen Edelinge, ihr bisheriges Leben dem Freiheitskampf gewidmet. Nun nützt kein Opfer mehr — nur das eine noch: sich selbst zu überwinden.

Widukind hört die Boten. Wohl ist er überzeugt, daß es einen anderen Weg als den, der vom König gewiesen wird, nicht mehr gibt. Aber — kann das Anerbieten nicht eine Falle sein? So stellt er die verheißene „Treue" der Franken auf die Probe, indem er die Boten mit der Forderung entläßt: Karl möge zum Beweis dafür, daß ihm Versöhnung und Friede ernst seien, Geiseln stellen. Nicht lange, und die Geiseln erscheinen — es ist Karl wirklich darum zu tun, Widukind zu gewinnen. Und nun geht dieser den schwersten seiner Wege: in das fränkische Lager. Es ist das größte Opfer seines Lebens, als er zu Attigny die Knie beugt und die Taufe empfängt. Aber er bringt es um Sachsens willen.

Der König ehrt ihn und seine Gefährten durch reiche Geschenke, durch Landverleihungen und Wiedereinsetzung in Recht und alten Besitz. Bei der Taufe,

so wird berichtet, steht er selber als Pate an Widukinds Seite. So wird der Friede geschlossen. Widukind hält sein Wort; der Eid, den er in der Pfalz zu Attigny geleistet, ist kein Falscheid.

So wird das Jahr 785 für Sachsen entscheidend. Der Papst sendet zur „Bekehrung" des gefürchteten Gegners seine Glückwünsche an den König und ordnet im Reich Festgottesdienste an. Im 14. Jahre des großen Krieges läuten die Friedensglocken. „Nunmehr war ganz Sachsen unterworfen", schreibt der fränkische Chronist. Aber — es ist ein Irrtum!

Das Ende des großen Krieges

Ist auch der Führer aus dem Ringen ausgeschieden, so flackern doch immer noch die Kämpfe auf. Nicht jeder kann das hohe Maß der Einsicht, nicht jeder die Selbstüberwindung aufbringen wie Widukind. Auch wird die Unbarmherzigkeit vieler Priester Ursache stets neuen Hasses.

Hauptsächlich ist es der Nordosten, das Land um die Weser- und Elbmündung, an der Nordsee und jenseits des Stromes, wo man immer wieder zu den Waffen greift. Die Jahre von 792 bis 804 bedeuten den letzten Abschnitt des Krieges. Gelegentlich sind den Freiheitskämpfern kleinere Erfolge beschieden; aber sie können an der Gesamtlage nichts ändern, zumal der König in den Obotriten Bundesgenossen findet: Slawen gegen Germanen! Um dem Krieg ein Ende zu bereiten, entschließt sich Karl zu umfangreichen Aussiedlungen. Den zeitgenössischen Geschichtsschreibern erscheinen sie wie eine neue Völkerwanderung. Viele Tausende ostfälischer und nordalbingischer Bauern treten den bitteren Weg in die Fremde an — sie haben die Heimat verloren. Ganze Gaue am Elbstrom werden entvölkert; ihr Land fällt fränkischen und wendischen Siedlern zu. Die slawische Grenze rückt westwärts vor, namentlich in Holstein und westlich der Elbe. Die enteigneten Sachsen werden fern ihrer Heimat angesetzt, zumeist auf fränkischem und alamannischem Boden. Zahlreiche Orte erinnern noch heute in ihren Namen an jene große Umsiedlung (Sachsenhausen, Sachsendorf, Sachsenheim, Sachsenried, Sachsenmühle, Lützelsachsen u. v. a.).

Seit 797 beginnt der König in dem eroberten, wenn auch noch nicht völlig befriedeten Lande mildere Saiten aufzuziehen. Er hat sich überzeugt, daß Strenge allein nicht zum Ziel führt und nur neue Erbitterung schafft. Vor allem erweist es sich auf die Dauer als unmöglich, jede Handlung, die gegen das harte Gesetz verstößt, und jede Anhänglichkeit an die alten Volksbräuche mit dem Tode zu sühnen. So werden — namentlich auf den Rat Alkwins — die grausamen Strafbestimmungen außer Kraft gesetzt, die bisher gerade die Treuesten und Besten getroffen haben. Auf Hinrichtung oder Vermögenseinziehung wird fast niemals mehr erkannt; statt ihrer werden Geldbußen verhängt. So versucht der König, indem er die Sachsen im wesentlichen den anderen Stämmen gleichstellt, sie für den Reichsgedanken zu gewinnen. Mehr allerdings als dieses gemilderte Ver-

fahren ist es jene rücksichtslose Aussiedlung, die dem Lande den „Frieden“ bringt. Wo kein Sachse mehr wohnt, ist auch keine Empörung möglich! So greift Karl im Endkampf um Sachsen zu dem wirklich entscheidenden Mittel, zur Verpflanzung zahlloser Sippen in ferne Gebiete. Die fränkischen Berichte sprechen von Zehntausenden, die abwandern müssen. Das ist das Ende des Sachsenkrieges.

Von 804 ab ist das sächsische Land „befriedet“. Das jetzt heranwachsende Geschlecht kennt es nicht anders, als daß seine Heimat zum Frankenreich gehört und dem Gebot des Frankenherrschers zu gehorchen hat. Alles, was ehedem Geltung hatte, Freiheit und Glaube der Väter, ist nur Erinnerung. Doch sie besitzt ihre eigene Kraft, und oft noch regt sich im Lauf der Geschichte der sächsische Trotz. Das Blut der Sachsen stirbt nicht; auch in den neuen Formen des staatlichen und religiösen Lebens erhält sich die Art des Stammes, seine Zähigkeit, seine Bodenverbundenheit, seine Tapferkeit und Treue. Viele sind in dem langen Krieg gefallen, viele mußten für immer die Heimat verlassen. Vergeblich aber war der Kampf darum nicht: ein Volk, das so für Freiheit und Ehre streitet, kann nicht untergehen, sondern ist zu Großem berufen.

So auch die Sachsen! Sie stehen seither nicht mehr abseits, sondern sind dem deutschen Geschehen stärker einbezogen als zuvor. Ihre Geschichte geht in die Gesamtgeschichte unseres Volkes ein. Aber mehr noch: schon nach einem Jahrhundert werden sie selbst zu Erneuerern und Trägern des Reichsgedankens! Ein sächsischer Herzog ist es, der zum Gründer des Reiches der Deutschen wird: Heinrich I. Er, sein Sohn Otto der Große und ein späterer Nachfolger auf dem Königsthron, Lothar von Supplinburg, wenden Blick und Arbeit des deutschen Volkes ostwärts und weiten die Grenzen des Reiches tief in den Ostraum hinein, der von der schöpferischen Kraft des sächsischen Stammes gestaltet, von seinem Lebens- und Siedlungswillen erfüllt wird. Die Wiedereindeutschung des altgermanischen Nordostens, das machtvolle Kulturwerk der Hanse und die Bildung des brandenburgisch-preußischen Staates sind zum größten Teil die Leistung Niedersachsens. In Taten wie diesen spüren wir etwas von dem fortwaltenden Geist jenes Mannes, der um die Heimat kämpfte und litt, der Opfer um Opfer brachte, der Treue hielt und um der Zukunft seines Volkes willen sich selbst überwand: Widukinds.

Was sterblich an ihm war, ruht im Boden seiner Heimat, in der Gruft der Kirche zu Enger. Aber er selbst ist nicht tot. Er lebt in seinem Werk und im Gedächtnis der Deutschen. Im „Wittekindsland“ zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge, an der Weser und in ganz Niedersachsen erzählt man noch heute von dem Freiheitskampf und manchem schlicht-menschlichen Zug des Helden. Sein Name wuchs zum Mythos, sein Werk ging in die Unsterblichkeit unseres Volkes ein.



Heinrich I

Medaille von Franz Jenrich
nach einem Siegelabdruck Heinrichs aus dem Jahre 922



DR. FRANZ LÜDTKE

Heinrich I., der Deutsche

Ruhmreich und groß, dein Name soll
Von dieser Erde nie vergehn!
Richard Wagner, „Lohengrin".

Von Armin bis Heinrich I.

Zwischen den beiden Großen aus niederdeutschem Raum, Armin und Heinrich I., liegen neunhundert Jahre. Der eine dieser Befreier und Einiger Deutschlands steht am Anfang, der andere am Ende des ersten Jahrtausends nach der Zeitwende. Vieles geschah in einer solchen Zeitspanne, was kulturell und politisch Deutschland grundlegend umgestaltet hat.

Notwendig ist ein Rückblick, wenn wir das Werk Heinrichs I. verstehen und würdigen wollen.

In mächtigen Bildern schauen wir das germanische Schicksal. Eine wachsende Unruhe ergreift die Volksstämme unseres Blutes. In Gärung geraten die Gaue vom Weichselstrom bis zur Elbe, zu den Sudeten, bis zur Donau und zum Rhein. Europa ist in Aufruhr. Aus Asien stoßen die Hunnen vor. Der mongolische Wüstensturm trifft die Ostprovinzen des Römischen Reiches. Alles gerät in den Wirbel. Völker werden beiseite gedrückt, unterworfen, mitgerissen. Gibt es einen Halt? Oder muß das mehr als tausendjährige römische Weltreich zerbrechen?

Mühsam hält es sich, doch nicht aus eigener, sondern aus germanischer Kraft. Germanen stemmen sich dem Hunnenanprall entgegen. Das Abendland wird gerettet. Noch in den Heldenliedern des Mittelalters zittert das Erinnern an jenes Grauen, das Europa erfaßte, als die „Gottesgeißel" König Etzels und seiner Steppenreiter den alten Erdteil züchtigte.

Wie morsch, wie widerstandsunfähig das römische Kaisertum ist, wird nun allen offenbar. Der Schein seiner Unbesiegbarkeit ist dahin. Rom muß stürzen — und es stürzt. Vollstrecker des geschichtlichen Urteils und Erben des Reiches werden die Germanen.

Die Zeit der „Völkerwanderung" beginnt. Schon vorher sind von den Ostseeküsten, aus dem Land der unteren Weichsel, aus später ostpreußischem Raum, die Goten südostwärts, zum Balkan, gewandert, wo sie Christen werden. Nun

wenden sie sich nach Italien und Spanien. Westwärts zum Rhein, zur Rhone drängen die Burgunder. Vandalen aus dem Odergau, mit ihnen ein Teil der Sweben, ziehen über Spanien nach Nordafrika. Dem Westen und Südwesten zu wandern Markomannen und andere swebische Stämme; südwärts, nach Oberitalien, die Langobarden. Angeln und Sachsen unterwerfen Britannien, Franken die gallische Provinz. So stürzt der römische Staat, so zerbricht seine Herrschaft. Die Geschichte des neuen Europa hebt an.

Überall gründen auf vormals römischem Boden Germanen ihre Staaten. Mit ihren unverbrauchten Kräften erneuert die nordische Rasse eine morsch gewordene Welt.

Aber können die germanischen Herrengeschlechter sich halten? Allzu gering ist ihre Zahl. Sie reicht zur Eroberung, nicht aber zu dauernder Siedlung aus. Der herbe Wind des Nordens stählt sie nicht mehr. Erschlaffend wirken die Sonne des Südens, die Üppigkeit des unerschöpflichen Bodens, die entnervende Weichlichkeit fremder Sitten und Unsitten. Was nicht kämpfend zugrunde geht, verliert sich im Geäder der eben erst unterworfenen Völker.

Einer sieht die Gefahr, die dem Germanentum der Mittelmeerländer erwächst. Das ist Theodorich, der große Gote, den die Heldenlieder als König Dietrich von Bern preisen. Er plant einen umfassenden germanischen Bund, dem alle einzugliedern sind, die im Süden Heimstatt fanden: Ost- und Westgoten, Franken und Vandalen. Doch als er stirbt, zerfällt seine Schöpfung. Aus der Mischung der germanischen Einwanderer mit der romanischen Bevölkerung aber gehen in eigenen staatlichen Gebilden die Franzosen, die Spanier, die Italiener hervor: sie alle nordisch beeinflußt und durch das hochwertige germanische Blut, das nun in ihren Adern rinnt, rassisch erneuert und zu ungeahntem Emporstieg be-befähigt. Noch heute finden wir in den romanischen Ländern Menschen nordischer Prägung, hochgewachsen, blauäugig und blond.

In den Wirbel, der Europa erfaßt, geraten auch die Slawen. Sie überschwemmen die Balkanhalbinsel, dringen in die Ostalpen und besetzen die vorher germanischen Gebiete um Weichsel und Oder. Die Ostseeküste bis ins Holsteinische, das Land bis zur Elbe und Saale wird ihr Eigen, ebenso Mähren und Böhmen. Was an Germanen in diesen Weiten nach der großen Abwanderung zurückgeblieben ist, geht langsam im Slawentum auf; es stellt ihm seine Führer und Fürsten und wertet es rassisch auf. Wo wie in Böhmen, Schlesien oder im baltischen Raum (in den Pruzzen und Litauer eindringen) germanische Verbände ihren rassischen Bestand wahren, büßen sie doch ihre völkische Art ein. So geht uns das Ostland verloren.

Inzwischen ist das Gefüge der germanischen Stämme westlich der Elbe gegenüber den Zeiten Armins stark verändert worden. Die kleinen Einheiten, von denen die römischen Schriftsteller berichten, sind nicht einmal mehr dem Namen nach vorhanden. Wo sie nicht zerrieben oder versprengt wurden, haben sie sich zusammengeschlossen. Die Stämme der Friesen, Sachsen, Thüringer, Bayern,

der Schwaben und Alemannen, der Hessen und Franken am Main und am Rhein werden Träger der deutschen Entwicklung, uneins untereinander, verschieden nach Landschaft, Rasse und Mundart — dennoch durch ihr Blut und in ihrer tiefsten Seele verwandt und vom Schicksal ausersehen, das deutsche Volk zu bilden.

Es ist ein hartes Sichwehrenmüssen dieser Stämme gegen die Feinde jenseits ihrer Grenzen. Noch ist alles im Fluß; noch ist auch das schmal gewordene Land der Deutschen nicht gesichert. Da gelingt es einem der Stämme, den Franken, die in der Völkerwanderung Gallien unterworfen haben, ein machtvolles Reich zu begründen. Von der Nordsee bis Spanien, von Frankreichs Küsten bis Italien und bis zur Elbe reicht es. Das Römische Reich, das vierhundert Jahre zuvor auseinandergebrochen ist, scheint in großem Umfang wiederhergestellt. So nimmt der Schöpfer dieses Staates, Karl der Große, in Rom Kaisertitel und Kaiserkrone an (800).

Doch wie Armins und Theodorichs Werk, so ruht das des Franken nur auf seinen Schultern. Kaum hat er die Augen geschlossen, gerät auch schon der Bau ins Wanken, um bald genug zusammenzustürzen. Unter den Nachfolgern Kaiser Karls trennen sich Frankreich, Deutschland und Italien.

In bitteren Kämpfen hat Karl die Sachsen in sein Reich hineingezwungen. Wir wissen um die Taten Herzog Widukinds. Wir bewundern die Treue, mit der die Sachsen Heimat und Volkstum verteidigten. Mit gleicher Treue aber und mit gleicher altsächsischer Zähigkeit treten sie für Deutschland ein, nachdem sie dem Gesamtstaat gewonnen sind. Gerade sie hat das Schicksal bestimmt, Schützer und Vorkämpfer unseres Volkes im Ostraum zu werden.

Dem slawischen Vorstoß folgt unter Karl und den Karolingern der erste deutsche Gegenstoß. An der Elbe sichert das Reich seinen Bestand; wendische Stämme erkennen seine Oberhoheit an. Von Bayern aus ziehen bäuerliche Siedler in die Alpentäler. Die bayrische Ostmark entsteht: Österreich, das Ost-Reich.

Das wilde 9. Jahrhundert bringt einen Kampf aller gegen alle. Erneut stürmen die Wenden an. Die Tschechen schütteln die Lehnsgewalt des Reiches ab. Die Küstenstriche verheert der Normanne. Asien sendet neue Reiterschwärme aus, die Ungarn. In Not und Abfall aber wächst langsam, trotz aller staatlichen Zerrissenheit, das deutsche Gemeinschaftsgefühl. Das Wort „deutsch" entsteht, zuerst für die Sprache, dann für die Gemeinschaft der Stämme. Noch aber ist das Gefühl der Einheit nicht ausgeprägt genug, um die Selbstzerfleischung der blut- und schicksalverwandten Stämme zu verhindern.

Einer von ihnen muß doch die Führung übernehmen! Wer wird es sein? Einer der südlichen Stämme? Die Franken? Oder jene Niedersachsen, die kaum mehr als ein Jahrhundert dem Reich angegliedert sind?

Ohne bleibende Frucht vergehen Leben und Wirken des Franken Konrad. Den Herzögen gegenüber, in deren Hände die Führung der Stämme gerät, setzt er

sich nicht durch. Im Kampf gegen sie alle und selber von allen bekämpft, stirbt er und hinterläßt Trümmer. Eines aber müssen wir dem wenig erfolgreichen Mann danken, daß er seinen fränkischen Stolz überwand und zu seinem Nachfolger im Königsamt den Sachsenherzog Heinrich, seinen unbezwungenen Gegner, bestimmte.

Nur von zwei deutschen Stämmen, den Sachsen und Franken, gewählt, wird Heinrich I. im Jahre 919 König.

Der Sachsenherzog wird deutscher König

Heinrich I., Sproß eines alten Adelsgeschlechts der sächsischen Landschaft Engern, wird um das Jahr 876 geboren. Der Stammvater seines Hauses, das man das der Ludolfinger heißt, ist Bruno, ein Zeitgenosse der schweren Sachsenkämpfe gegen Kaiser Karl. Brunos Enkel Ludolf ist Herzog von Ostfalen.

Das Schicksal hat die Sachsen auf Grenzwacht gestellt, gegen die Dänen im Norden, gegen die Slawen im Osten. Im Streit gegen die Dänen findet Ludolfs Sohn Bruno den Tod. Jetzt übernimmt dessen Bruder Otto das Herzogsamt in Sachsen, nach dem Tod des Thüringerherzogs Burchard, der im Kampf gegen die Ungarn fällt, auch das in Thüringen.

Ottos Sohn ist Heinrich. Kämpferisch ist das Geschlecht, dem er entstammt, kämpferisch sein eigenes Leben. Früh schon führt er die Waffen gegen die wendischen Daleminzier. Von Thüringen aus, das jene bedrohen, stößt er vor. Er wird, mit einer Tochter des Grafen Erwin von Merseburg vermählt, der Schutzherr dieses deutschen Gaus, in dem ihm reiche Besitzungen zugefallen sind.

Ebenso früh, wie er die Feindschaft der Wenden spürt, muß er die der Kirche erfahren. Die geistlichen Herren sind unwillig, daß der starke Arm des jungen Sachsen auch über Thüringen waltet. Seine Gattin, Frau Hathburg, so lautet ihre Anklage, habe als Witwe den Nonnenschleier genommen. Die Kirche habe ein Recht auf sie; ungültig sei ihre neue Ehe. So muß sich Heinrich von Hathburg trennen, nachdem sie ihm einen Sohn, Thankmar, geschenkt hat. Heinrichs Hand aber ruht weiter auf dem Thüringer Land.

Mathilde, eines westfälischen Grafen Tochter, wird seine zweite Gemahlin. Von Herzog Widukind stammt ihr Geschlecht, das mit seinen reichen Gütern nun die Macht Heinrichs vermehrt. Ein Sohn wird ihnen geboren, der als Otto der Große in der Geschichte unseres Volkes lebt.

Mit Fehden und Kämpfen gehen die Jahre dahin. Erzählt wird, daß Erzbischof Hatto Heinrichs Ermordung geplant habe. Wir wissen nicht, was wahr daran ist. Der Streit der deutschen Stämme scheint verewigt zu werden. Da entschließt sich sterbend der Franke Konrad, seinen stärksten Gegner und Deutschlands besten Mann als seinen Nachfolger vorzuschlagen.

Konrads Bruder Eberhard erhält den Auftrag, ihm die Reichskleinodien zu überbringen. Spätere Geschichtsschreiber schmücken den Vorgang aus. Die einen berichten, Herzog Eberhard habe sich Heinrich zu Füßen geworfen, ihm Krone und Zepter darbietend. Andere wollen wissen, er habe Heinrich mit seinen Jagdgenossen tief im Wald getroffen und ihm dort, „am Vogelherd", die Königswürde angetragen. Der Beiname, mit dem auf Grund dieses späten Berichts Heinrich I. benannt wurde, „der Vogler" oder „der Finkler", ist volkstümlich geworden, trifft aber Wesen und Kern dieses wahrhaft großen, königlichen Menschen nicht. Auch ein anderer Name, mit dem die Geschichtsschreibung ihn bedacht hat, „der Städtegründer", weist nur auf *einen* Teil seines gewaltigen Wirkens.

In Fritzlar, auf hessischem Boden, küren Franken und Sachsen Heinrich zum deutschen König (919). Die Leitung der deutschen Geschicke geht damit vom fränkischen auf den sächsischen Stamm über.

In dieser geschichtlichen Stunde empfindet Heinrich, daß sein Königtum auf anderer Grundlage erwachsen müsse als nur auf der Wahl: auf eigener königlicher Leistung. Er lehnt die vom Erzbischof von Mainz angebotene Salbung und Krönung ab. Er will kein König von Gnaden der Kirche sein. Es sei ihm genug, erklärt er, König zu heißen; jene Ehrung begehre er nicht, sie bleibe einem anderen vorbehalten, der würdiger sei als er. — Den leisen Spott, der in diesen bescheiden klingenden Worten liegt, wird die anwesende Geistlichkeit kaum überhört haben. Das Volk aber jauchzt seinem König zu.

Reichsfriede

Der Verzicht Heinrichs, aus der Hand des Erzbischofs die Krone zu empfangen, bedeutet eine Abkehr von der karolingischen Politik, die unter römischem Einfluß die königliche Macht auf das Bündnis mit der Kirche gründete. Hier vollzieht Heinrich eine grundsätzliche Wendung.

Er erkennt, daß die Kirche in Deutschland zu herrschen strebt, daß sie darum den Kampf der Großen untereinander nicht ungern sieht. Er ist gewillt, sie nach Möglichkeit auszuschalten. Herzogsmacht soll in Deutschland vor Kirchenmacht gehen. Herr der Herzöge aber ist der König.

Dies Ziel sucht er, der selber Zeit seines Lebens für die Freiheit seines herzoglichen Amtes gekämpft hat, nicht dadurch zu erreichen, daß er, wie vordem sein Vorgänger Konrad, mit Waffengewalt die deutschen Herzöge bekämpft und so die inneren, das Reich zerstörenden Fehden fortsetzt. Er ist kein Nachahmer der zuletzt an eigener Unfruchtbarkeit gescheiterten fränkischen Staatsführung. Schöpferisch sucht er neuen Weg.

Seine erste große Königstat ist es, daß er die Herzöge, die sein Königtum anerkennen, auch seinerseits anerkennt und dadurch den Reichsfrieden sichert,

der die unerläßliche Grundlage für das letzte, höchste und endlich erreichte Ziel seines Wirkens ist: der einheitliche, nach innen und außen gefestigte, für die Aufgaben eines neuen Jahrtausends befähigte deutsche Staat.

Nicht lange, so huldigen ihm Burchard von Schwaben und Arnulf von Bayern, dessen Herrschaft bis Kärnten reicht. Ihre fürstliche Würde, auch ihre Hoheitsrechte über die Kirche innerhalb der Herzogtümer werden nicht angetastet. Dafür leisten sie Heeresfolge und erscheinen auf den Reichstagen.

Der Friede im Reich läßt Heinrich zu Taten schreiten, die entscheidend für Deutschlands ganze Zukunft werden. Eng ist seit der Völkerwanderung der deutsche Raum, schmal seine Gestalt zwischen Rhein und Elbe, Nordsee und Alpen; unnatürlich lang sind seine Grenzen im Westen und Osten. Durch die Feindschaft seiner Stämme zerrissen, hätte dies Deutschland, wie es vor einem Jahrtausend war, dem Flankendruck der auswärtigen Mächte nicht standhalten können, wäre durch inneren Hader und dauernden Zweifrontenkrieg zum Erliegen gekommen. Schon bröckeln die Marken an allen Grenzen ab. Die Nordmark geht an die Dänen, die Westmark an die Franzosen verloren. Den Osten halten wendische Stämme besetzt. In Böhmen machen sich die Tschechen von deutscher Lehnshoheit frei. Normannen aus dem Norden, Ungarn aus dem Südosten verheeren die deutschen Gaue.

Dies Deutschland kann nur gerettet werden, wenn das Schicksal ihm den großen, überragenden Führer sendet.

Deutschlands Führer in schwerster, fast verzweifelter Zeit wird Heinrich I.

Grenzwacht im Westen

Aus dem Zerfall des Karolingischen Großreiches sind Deutschland und Frankreich als selbständige Staaten hervorgegangen. Zwischen ihnen liegt das Herzogtum Lothringen.

Unsicher ist damals die Zukunft Lothringens, das Schicksal des Rheins. Daß allen Widrigkeiten zum Trotz Köln, Trier und Aachen heute deutsche Städte sind, danken wir Heinrich I.

Den Lothringerherzog Giselbert mag man als „Separatisten" (Sonderbündler) bezeichnen. Noch mancher hat nach ihm die gleiche zweifelhafte Rolle gespielt.

Harte Kämpfe sind es, die Heinrich um Lothringen zu führen gezwungen ist. Die Erfolge wechseln. Aber Frankreich, durch innere Streitigkeiten geschwächt, vermag seine volle Kraft noch nicht zu entwickeln. Ein Einfall ins Elsaß wird von den alemannischen Großen zurückgeschlagen. Jahr um Jahr zieht sich der Krieg um Lothringen hin, immer wieder erschwert durch Giselberts treuloses Handeln. Da erzwingt Heinrich 925 die Entscheidung. Ein neuer Feldzug bringt

das ganze Herzogtum in seine Gewalt. Auch Giselbert muß ihn als König anerkennen. Um ihn sich enger zu verbinden, gibt er dem Herzog seine Tochter Gerberga zur Gattin.

Die Westmark aber ist für Deutschland gerettet!

Ungarnkämpfe

Immer neue Völker ergießen sich aus Asien nach Europa. Den Hunnen folgen Awaren, Petschenegen, Kasaren und turko-tatarische Stämme, zu denen unter anderen die Bulgaren gehören. Sie werden im Gebiet der Wolga, der unteren Donau und des Balkans ansässig und gehen hier im Slawentum auf. Da trifft sie der Angriff eines anderen asiatischen Volkes, der Magyaren oder Ungarn. Doch weiter geht deren Zug, in die Donautiefebene, wo sie unter ihrem sagenberühmten Führer Arpad ein Reich gründen. Von hier aus jagen ihre Reiterscharen in die slawischen Länder, nach Deutschland und Oberitalien. Sie tauchen auf, Tod und Vernichtung mit sich tragend, und verschwinden, wie sie gekommen. Sie sind, wie einst König Etzel, die Gottesgeißel Europas.

Die Herrschaft König Konrads steht im Zeichen des magyarischen Schreckens. Fast alljährlich brechen die wilden Scharen ein, verwüsten Schwaben, Bayern, Thüringen oder Sachsen und dringen sogar bis Bremen vor. Die deutschen Bauernschaften, zu Fuß kämpfend, sind den beweglichen, in allen Listen geübten Reitern nicht gewachsen. Konrad, gelähmt durch den inneren Streit, vermag nichts gegen sie. Deutschland liegt wehrlos da.

Auch den neuen König, Heinrich I., achten die Ungarn nicht. Sie setzen ihre Beutezüge fort. Grauenvoll ist der Zug des Jahres 924. Sie stoßen bis Italien und Frankreich und kehren, die deutschen Lande verwüstend, zurück. „Welche Verheerungen sie damals verübten", berichtet ein Geschichtsschreiber, „wieviel Klöster sie verbrannten, das wollen wir lieber verschweigen, statt unsern Jammer durch Worte zu erneuen." Noch ist Heinrich I. nicht stark genug, die offene Feldschlacht zu wagen. Eingeschlossen in seiner festen Pfalz Werla (an der Oker), erbietet er sich, einen gefangenen ungarischen Edlen freizulassen und jährlichen Zins zu zahlen, wenn er dafür einen neunjährigen Waffenstillstand erlangen kann.

Der König weiß, warum er so weit nachgibt. Nach diesen neun Friedensjahren wird er dem Feind anders gegenüberstehen als jetzt!

Durch den Waffenstillstand ist sein eigenes Herzogtum, Sachsen und Thüringen, geschützt. In die übrigen deutschen Gaue gehen die Raubzüge der Ungarn weiter, nach Lothringen, Bayern und Schwaben, wo das Kloster Sankt Gallen zerstört wird. Die Herzöge, denen Heinrich so weitgehende Rechte eingeräumt hat, müssen den Schutz ihrer eigenen Länder übernehmen. Doch sie versagen dabei. Nur einer ist imstande, die große Aufgabe zu lösen, der König selbst.

Er ist entschlossen, die Zeit zu nützen, und weiß, wie er sie nützen wird. Was keiner der Herzöge als notwendig erkennt, das sieht er klaren Blickes. Was keiner unternimmt, wagt er. Gewaltige Pläne reifen. Auf sein Geheiß entsteht Grenzburg an Grenzburg, erwachsen feste, geschirmte, ummauerte Plätze, primitiv noch, aber dennoch Zellen künftiger machtvoller Städte, denen des deutschen Westens gleich.

Wirkliche Burgen sind die Städte in Sachsen und Thüringen, dazu bestimmt, in ihrer Umwallung die Flüchtlinge zu bergen, wenn der Ungarnsturm über die Lande braust. In diese Burgen gehören Bürger. Heinrich sorgt dafür, daß aus den Reihen seiner Dienstleute die festen Plätze besiedelt und bevölkert werden. So entstehen Quedlinburg, Nordhausen, Pöhlde, Grona, Duderstadt. Schon vorhandene Orte werden ausgebaut, Klöster, Märkte, Pfalzen und Bischofssitze erweitert und befestigt. Die Höhe der Mauern, die Anlage eines tiefen Grabens davor wird angeordnet. Mehr als hundert solcher städtischen Keimzellen sind nachzuweisen — für jene Zeiten und das noch rein bäuerliche Land eine wahrhaft königliche Leistung! So sichert Heinrich die Verteidigung. Doch nicht in ihr, sondern im Angriff liegt der Sieg. Die Ungarn müssen geschlagen werden. Reiter sind sie — also nur in der Reiterschlacht zu überwinden.

So muß Heinrich das Aufgebot der Bauern durch ein Reiterheer ergänzen. Auch diese Schöpfung gelingt. Seine Grafen und Vasallen werden mit ihrem Heerbann verpflichtet, Kriegsdienst zu Pferde zu tun. Übungen gewöhnen die junge Reiterei an den Kampf mit größeren, einheitlich geleiteten Verbänden. Die Kämpfe gegen die Elbslawen werden zu einer ersten erfolgreichen Schule für Heinrichs berittene Truppe. Immer wieder führt er Reiterei und Fußvolk in das Land jenseits des breiten Grenzstroms. Dieser umfassende Angriff sichert dem Heer die Schulung, die es im Jahre 933 zu bewähren hat, als der Waffenstillstand abläuft.

Erzählt wird, daß statt weiteren Zinses den magyarischen Abgesandten ein räudiger Hund überreicht worden sei. Das ist für die Ungarn das Zeichen zu neuem mörderischen Einfall. In drei Heeren brechen sie auf; eins ist nach Italien, ein anderes nach Frankreich, das dritte gegen Thüringen gerichtet.

Der König, im Bewußtsein seiner bisherigen Leistung, ruft zum schweren Entscheidungskampf auf. Das junge Deutschland soll seine Probe bestehen. „Ihr", so ruft er die Deutschen auf, „die ihr von Kämpfen im Innern und nach außen bedrängt waret, wißt selber, daß das Reich frei wurde von Gefahren und Wirrnissen. Heute ist es einig und im Frieden — dank der Huld des Herrn, unseres Mühens und eurer Tapferkeit. Besiegt und unterworfen sind alle Feinde, bis auf einen: die Magyaren. Erhebt euch gegen ihn wie ein Mann! Um die Schatzkammer der Ungarn zu füllen, mußte ich euer und eurer Kinder Gut heischen. Jetzt soll ich das Letzte, das uns blieb, rauben, das Gut der Kirche. Was ist zu tun? Soll ich, was für den Dienst Gottes bestimmt ist, wirklich fortnehmen und den Feinden als Lösegeld hinwerfen? Das darf nimmermehr geschehen!

Besser ist es, daß wir uns zusammentun und mit Gottes Hilfe, der unser Schöpfer und Erlöser ist, den Feind schlagen und verjagen!"

Durch die sorbische Mark, längs der Saale, dringen die Ungarn vor. Schon erleidet einer ihrer Trupps eine Niederlage. Inzwischen sind aus Bayern und Schwaben Hilfsvölker zum königlichen Heer gestoßen. Am 15. März kommt es zur entscheidenden Schlacht bei Merseburg oder — nach anderer Quelle — bei Riade an der Unstrut. Durch vorgetäuschte Flucht einer Vorhut werden die Ungarn zum Angriff verlockt. Da stürmen in geschlossenen Geschwadern, das „Kyrie Eleison" („Herr, erlöse uns!") auf den Lippen, die Deutschen heran, von zischenden Pfeilen und dem gellenden „Hui hui!" der Ungarn empfangen. Die Bogen noch einmal zu spannen, bleibt ihnen keine Zeit; der Kampf Mann gegen Mann beginnt. König Heinrich lenkt die Schlacht. Neben ihm flattert das Banner des Reiches mit dem Zeichen St. Michaels. In der Sonne strahlt die heilige Lanze. Unzählige Ungarn fallen. Wer zu fliehen vermag, sucht die Flucht. Der Sieg ist erfochten, Deutschland atmet auf.

So ist Heinrich I. Retter und Befreier geworden. Brechen nach Jahren auch neue Schwärme ins Land, so wissen die Deutschen seit der Thüringer Schlacht, wie man ihrer Herr wird. Das siegreiche Werk Heinrichs vollendet später Otto der Große.

Aufbruch nach Osten

Ein aufgespaltenes, zersplittertes, in einzelne Stämme auseinanderstrebendes Volk kann nur durch ein alle erfassendes Ziel geeint werden. Wer es sieht und erreicht, ist zum Führer berufen. Heinrich I. erkennt die Aufgabe, aus Stämmen ein Volk zu schaffen.

Die deutschen Bauern brauchen Raum. Die Höfe werden eng, zu schmal die Ackerflächen und das gerodete Land für den Reichtum an Kindern. Der Überschuß an Volkszahl, bisher durch innere Kriege aufgerieben, muß hinausgelenkt werden, über die Grenzflüsse und Grenzgebirge, Zielen entgegen, die dort erreichbar sind. Seit Jahrtausenden klingt bei den Germanen ein Ruf auf: Land! Landnot treibt seit dem Abschmelzen des Nordlandeises Völker aus Mittel- und Nordeuropa bis ins ferne Persien und Indien. Landnot zwingt später die Goten, Wandalen, Burgunder, Franken und Angelsachsen zur Landnahme in den Bezirken des Römischen Reiches. Landnot ist die große deutsche Volksnot auch im zu Ende gehenden ersten Jahrtausend nach der Zeitwende.

Wo aber eröffnen sich Weiten für Siedlung und Aufbau? Über die Meere, die von Wikingern und Normannen beherrscht sind, vermögen größere Scharen nicht mehr abzuwandern. Jenseits des Rheins, im Westfrankenreich, ist der Raum auch eng und von einem starken Volk geschützt. Die Alpentäler, vom Stamm der Bayern bereits angegriffen, bieten nicht Neuland genug. Aber im Osten und nur im Osten ist reichlich Raum.

Dieser Raum jenseits der Elbe und Saale dehnt sich schier endlos hin. Einst war er germanisch; jetzt bewohnen ihn Slawen. Unruhig und kriegerisch drängen sie westwärts. Seit den Karolingern wird erbittert um einzelne Grenzstriche gekämpft. Reicht die deutsche Abwehr aus? Oder soll es den Wenden gelingen, endlich doch Deutschlands Oststellung einzudrücken?

Damals sind Niedersachsen, Thüringer, Mainfranken und Bayern der Ostschutz unseres Volkes. Von ihnen geht die gewaltige Bewegung des Ostlandzuges, der Ostsiedlung aus, die Deutschlands Schicksal für die nächsten tausend Jahre bestimmt.

Was die Stämme an der Grenze bisher geleistet, waren nicht vereinzelte Unternehmungen gewesen. Heinrich I. setzt an ihre Stelle die Gemeinschaftstat des Volkes. Führer und Gefolgschaft finden sich zum Aufbruch in den Osten.

Heinrichs erster Angriff trifft die Heveller, havelländische Wenden, die dem Stamm der Liutizen angehören. Wiederholt geschlagen, rüsten sie zum Widerstand in der befestigten, durch Havelarme und Sümpfe geschützten Brennaburg. Auf winterlicher Heerfahrt dringt der König zur Belagerung über das Eis vor. Von „Hunger, Schwert und Kälte" bezwungen, wie der Geschichtsschreiber berichtet, ergibt sich in der Neujahrsnacht 928/29 die Burg. Heinrich ist Herr des Hevellerlandes.

Elbaufwärts, im heutigen Sachsen, wohnen die Daleminzier, gegen die er schon vor seiner Königswahl gefochten hat. Den Ungarn verbündet, sind sie haßerfüllte Feinde der Deutschen. Jetzt trifft sie Vergeltung. Vergeblich verteidigen sie sich in ihrer Hauptburg Jana, die am zwanzigsten Tag der Belagerung im Sturm genommen wird. Der Stamm wird unterworfen, die deutsche Burg Meißen gegründet.

Zwei Namen, bedeutungsvoll für die künftige deutsche Geschichte, klingen zum erstenmal hier auf: Brandenburg und Meißen. Heinrich legt hier den Grund für den späteren brandenburgischen und den sächsisch-meißnischen Staat.

Noch weiter südlich, im Quellgebiet und am Oberlauf der Elbe, jenseits des Erzgebirges siedeln auf einstmals markomannischem Boden die Tschechen. Die Natur des von Bergwällen umschlossenen Böhmerlandes, eine starke, bodenständig gebliebene germanische Bevölkerung und kraftvoll-herzogliche Führung haben hier schon früh einen Einheitsstaat entstehen lassen. Ihn der deutschen Lehnspflicht zurückzuführen, bietet Heinrich den Heerbann der Sachsen und Bayern auf. Von Norden und Westen, auf alten Völkerstraßen, rücken die deutschen Kriegsscharen heran, überschreiten die Gebirge, vereinigen sich an der Eger und belagern Prag. Herzog Wenzel, bereits Christ geworden, unterwirft sich, huldigt König Heinrich und zahlt Zins.

Währenddessen kämpfen des Königs Unterführer gegen die nördlichen Wendenstämme: Redarier, Obotriten, Wilzen. Die Gaue bis zur Oder hin werden unterworfen. Da stellt ein Aufstand der Redarier, in deren Schutz sich das slawische Heiligtum Rethra befindet, alles Errungene in Frage. Überraschend setzen sie

über die Elbe, gewinnen das befestigte Walsleben durch Überfall und erschlagen die Bewohner. Dieser Erfolg wird das Zeichen zur Empörung aller Wenden an der unteren Elbe.

Doch auf den slawischen Stoß folgt der deutsche Gegenstoß. Markgraf Bernhard ruft seine Grenzmannen auf. Mit ihnen vereinigt sich, vom König gesandt, ein sächsisches Heer unter Graf Thietmars Führung. Der Hauptort des Wilzengaus, Lenzen, wird umschlossen. Da naht zum Entsatz ein den Deutschen zahlenmäßig weit überlegenes wendisches Heer. In dunkler Septembernacht erwarten die Sachsen, von Spähern unterrichtet, den Angriff. Doch der Regen strömt unaufhörlich. Auf dem schlüpfrigen Boden, unsicher im Dunkeln, wagen die Wenden den geplanten Überfall nicht. Als die Sonne aufgeht, ordnet der Markgraf die Seinen und führt sie unter wehenden Fahnen gegen die Übermacht. Hart ist der Kampf, schwer die Entscheidung. Allzu zahlreich ist das von Leidenschaft entflammte Wendenheer. Es hält stand. Umsonst stürmen die Deutschen in immer neuen Wellen gegen die feindlichen Haufen. Da bringt ein wuchtiger Flankenangriff der sächsischen Ritter den Sieg. Grauen erfaßt das wendische Fußvolk, als der Ansturm der Gepanzerten sie trifft. Ihre Reihen lösen sich auf, alles flieht. Haben die slawischen Götter ihr Volk verlassen? Zahllose Krieger werden getötet oder ertrinken im Rudower See.

Das ist die Entscheidungsschlacht von Lenzen am 4. September 929. Der Widerstand bricht zusammen. Bedingungslos ergeben sich die Besiegten. Das Land bis zur Oder fällt dem König zu.

Im Verlauf nur eines Jahres, von 928 bis 929, sind die slawischen Stämme von der Quelle bis zur Mündung des Elbstroms, von der mittleren Oder bis zur Ostseeküste Mecklenburgs, unter Heinrichs Herrschaft. Dem Schwert folgt jetzt das Kreuz, dem Kreuz der Pflug. Neue Festen entstehen. In ihrem Schutz beginnt der Siedler seine Arbeit.

Brandenburg, Meißen, Lenzen und die ganze deutsche Ostmark feierten deshalb 1928/29 mit Recht die tausendjährige Erinnerung an einen der größten Deutschen und seine weltgeschichtliche Tat.

Die großen Erfolge genügen dem König noch nicht. Von Meißen aus dringt er in die Lausitz, berennt und verbrennt den Hauptort Liubusa. Später unterwirft er den Gau der Ukraner (Uckermark). Der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg kennzeichnet den König richtig, wenn er feststellt: „Herr Heinrich läßt gegen die Wenden sein Schwert nicht in der Scheide."

So schafft der König die deutsche Ostmark.

Seinem Sohn, Otto dem Großen, fällt auch hier die Aufgabe zu, das Werk fortzuführen. Von Magdeburg aus flutet der Strom deutscher Kultur in die ostelbischen Lande. Bistümer, Klöster, Burgen und Städte werden gegründet. Aus der politischen Aufgabe des niedersächsischen Grenzlandes wird langsam die große Gemeinschaftsaufgabe aller deutschen Stämme.

Grenzwacht im Norden. Vollendung der Reichseinheit

Mit den Wenden verbündet, hatten lange Zeit hindurch die Dänen das Land um die untere Elbe verwüstet. Jetzt sind die Slawen niedergerungen und die Magyaren geschlagen. Da wendet sich, ein Jahr nach der Ungarnschlacht, Heinrich gegen den Dänenherrscher Gorm. Dem sieghaften deutschen König vermag der nordische Fürst nicht zu widerstehen. Er bittet um Frieden, bietet Zins und tritt den alten schleswigschen Gau zwischen Eider und Schlei ab. Die deutsche Nordmark ist gegründet. Die Wikingerstadt Haithabu, heute durch Ausgrabungen der Wissenschaft erschlossen, ist Zeugin der Machtkämpfe zwischen Völkern nordischer Art um das Meer.

Ein kämpferisches Leben neigt sich dem Ende zu. Auf einer Jagd im Harz erkrankt der König schwer. Nach Erfurt beruft er die Herzöge, um sein Werk zu krönen, die Reichseinheit zu vollenden. Kein anderer darf Deutschlands König werden als sein und Mathildes ältester Sohn und Erbe, Otto. Widerspruchslos willigen die Wähler ein. Des Reiches Führung bleibt bei dem Stamm der Sachsen.

In Memleben nimmt Heinrich letzten Abschied von seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Getreuen. Am 2. Juli 936 stirbt Deutschlands erster wahrhafter König.

Seinem Wunsch entsprechend, wird er in der von ihm geliebten Quedlinburger Pfalz, in der Schloßkirche, beigesetzt. Hier ruht sein Leib in der unterirdischen Gruft. Eine einfache Steinplatte deckt das Grab. Neben ihm ward 27 Jahre später Königin Mathilde beigesetzt.

„Heinrich der Deutsche"

„Der Tag würde nicht ausreichen, wollten wir erzählen, wie König Heinrich die Segnungen des Friedens seinem Lande gab, das er selber zu einer Zeit übernahm, als alle Gaue des Reiches durch ständige Einfälle der Nachbarn heimgesucht wurden und von dem Waffenlärm blutiger Bürgerkriege widerhallten. In kurzer Zeit flößte durch Gottes Gnade Heinrich den Feinden einen Schrecken ein, wie sie ihn nie vorher gekannt, und eine Liebe einte sein eigenes Volk, daß nirgends größere Einmütigkeit gefunden wurde."

Mit diesen Worten umreißt ein mittelalterlicher Chronist das Lebenswerk des Königs. Seltsam, daß spätere Geschichtsschreiber die Größe Heinrichs vielfach nicht begriffen haben! Geblendet von der glänzenden Gestalt seines Nachfolgers, Ottos I., verkennen sie die Größe und entscheidende Kraft der Leistung König Heinrichs.

Otto I. übernimmt, fast mehr durch Erbrecht als durch Wahl, einen starken Staat, eine wirkliche Königsmacht. Heinrich aber hatte sie erst zu begründen.

Otto wird von allen Stämmen zum Führer des Reichs erkoren. Seinen Vater haben nur Sachsen und Franken gewählt.

Otto verfügt vom Beginn seiner Herrschaft an über Reichtümer, feste Burgen und ein kampferprobtes Heer. Heinrich hat dies alles erst schaffen müssen. Sechzehn Jahre brauchte er für sein Werk, Otto I. sind für das seine sechsunddreißig gegönnt.

Otto I. lebt in der Geschichte als „der Große" fort. Heinrich hat man durch Namen zu kennzeichnen versucht, die seiner Größe nicht gerecht werden. So gilt es gutzumachen, was eine irrende Geschichtsschreibung gefehlt hat.

Fast hellsichtige Schau, überragende Zielsicherheit und ungeheure Kraft des Handelns sind Heinrich I. eigen. Als ihn die Königswahl trifft, ist Deutschland kaum ein politischer Begriff. Aus den Trümmern des Karolingerreichs sich mühsam zusammenfindend, droht es schon wieder zu zerfallen. Wehrlos den äußeren Feinden gegenüber, die es verwüsten und ungehindert seine Grenzmarken rauben, und an inneren Fehden verblutend, scheint Deutschland keine Zukunft zu haben. Wird es sein Los sein, als Staat unterzugehen? Ist es dem deutschen Volk bestimmt, zwischen Dänen, Normannen, Franzosen, Slawen und Ungarn zerrieben zu werden und sich in fremdem Volkstum aufzulösen?

Nur ein Wunder vermag Deutschland zu retten. Das Wunder aber wird Wirklichkeit. Dem deutschen Volk erwächst der Führer.

Überprüfen wir noch einmal die wesentlichsten Ergebnisse seiner Taten:

Er sichert den Reichsfrieden als Grundlage des deutschen Aufbaus;
er gewinnt die Westmark wieder;
er rettet das Reich aus der Ungarnnot;
er wendet das Gesicht unseres Volkes nach dem Osten und stellt die deutsche Ostmark wieder her;
er gewinnt die Nordmark wieder;
er schafft die deutsche Reichseinheit.

Er legt den Grund zweier späterer deutscher Oststaaten: Brandenburgs und Meißens, und zweier Stände, die dem Mittelalter das besondere Gepräge geben: des Ritter- und Bürgerstandes.

Ein Name ist es, unter dem dieser große König fortleben sollte: Heinrich der Deutsche[1].

Das Dritte Reich hat Heinrichs I. unsterbliches Werk gewürdigt; heute ist die Schloßkirche zu Quedlinburg eine Weihestätte des Volkes. Seit dem 1000. Todestage des Königs wird hier alljährlich in Dank und Ehrfurcht seiner Größe gedacht.

---

[1] Verfasser dieses Lebensbildes hat zur Jahrtausendfeier 1936 ein umfangreiches Werk erscheinen lassen: Franz Lüdtke, König Heinrich I. (Mit 4 Bildtafeln und einer Karte.) Berlin, Verlag Hermann Reinshagen.

Otto der Große und die Ottonen

Im Alter von 24 Jahren übernimmt Otto I. die Herrschaft im Reich und führt das väterliche Werk weiter.

Schwer muß er ringen, um die königlichen Rechte zu wahren. Solange Heinrichs starke Hand das deutsche Schicksal lenkte, wagten sich Sonderwünsche und Sondergewalten nicht hervor. Dem jungen König aber glauben die eigenen Brüder den Gehorsam verweigern zu dürfen. Wieder entbrennt Bürgerkrieg. Ungetreue Herzöge, eigensüchtige Vasallen schließen sich der Empörung an. Jahrelang gehen die Kämpfe. Mühsam sind Ottos Siege, und immer neue Aufstände folgen.

Die Herzöge spüren, daß Otto, abweichend von der Staatsauffassung des Vaters, ihre Hoheit beschränken oder gar beseitigen, ihre erbliche Würde in ein bloßes Amt umwandeln will. Viel Kraft wendet der König an den Versuch, die Herzogsmacht zu brechen und ein nur von ihm geleitetes Reich zu schaffen.

Die Zeit ist noch nicht reif dafür, die Macht Ottos zu gering. Um den Frieden, den seines Vaters Klugheit von Anbeginn gesichert hatte, endlich doch herzustellen, muß er nach harten, blutigen Opfern nachgeben.

Die inneren Wirren werden von den Slawen genützt. Ein Stamm nach dem andern fällt ab. Heftige Angriffe erfolgen sogar gegen das alte Reichsgebiet.

Zwei machtvolle Persönlichkeiten sind es, die in diesen notvollen Jahren Deutschland schützen und das von Heinrich I. Errungene in Kampf und Aufbau sichern: an der unteren Elbe Markgraf Hermann Billung, an der mittleren Elbe Markgraf Gero.

Sie führen den Grenzkrieg und unterwerfen noch einmal das Land bis zur Oder. Eine großzügige Siedlungsarbeit beginnt. Magdeburg wird Mittelpunkt des Handelsverkehrs, des Warenumschlags zwischen Westen und Osten. Um die noch heidnischen Stämme dem Christentum zu gewinnen und fester ans Reich zu knüpfen, werden Bistümer errichtet in Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen und Zeitz. Magdeburg, dem Ottos ganze Liebe gilt, wird Sitz eines Erzbischofs und Ausgangspunkt der Slawenbekehrung. Während die unterworfenen Wenden den größten Teil ihres Grundbesitzes behalten, werden in den unbewohnten Gebieten deutsche Siedler angesetzt. Burgen und Städte dienen der Verwaltung und sichern das Land.

Auch Böhmen und die Nordmark werden wieder unter die Hoheit des Reiches gebracht.

Neue Bürgerkriege in Deutschland, bei denen sich Ottos I. Sohn Ludolf gegen den Vater erhebt, verlocken die Ungarn, nochmals verwüstend in Deutschland einzufallen. Schwaben und Bayern werden heimgesucht, Augsburg belagert, doch von dem tapferen Bischof Udalrich verteidigt. In schwerster Bedrängnis durch den äußeren Feind finden die deutschen Stämme wieder zueinander. Sachsen, Böhmen, Schwaben, Bayern und Lothringer kämpfen in dem Heer, das Otto

heranführt. Auf dem Lechfeld bei Augsburg kommt es am 10. August 955 zur Schlacht, zu einem entscheidenden deutschen Sieg. Bis zur Grenze verfolgt der König die Magyaren.

Die Schlacht auf dem Lechfeld bedeutet im europäischen Schicksal eine Wende. Die Ungarn geben ihre Raubzüge auf, werden endgültig seßhaft und, vom Bistum Passau aus dem Christentum gewonnen, Vorkämpfer des Abendlandes gegen künftigen Ansturm Asiens.

Gegenüber den kirchlichen Gewalten schlägt Otto I. eine andere Richtung ein. Er belehnt die Kirchenfürsten mit reichen Ländereien und macht sie zu Trägern seiner Politik, zu Helfern in seinem Kampf gegen die Herzöge. Wie gefahrvoll die wachsende weltliche Macht der Kirche in Zukunft für Deutschland werden muß, ahnt Otto wohl nicht. Aber er sucht sie, die als Lehnsträger königlichen Gutes von ihm, in ihrer geistlichen Eigenschaft jedoch vom Papst abhängig sind, dadurch völlig in seine Hand zu bekommen, daß er die deutsche Herrschaft auch über Italien ausdehnt. Im Jahre 962 erneuert er als Kaiser das Römische Reich. Als Beherrscher dieses Reiches glaubt er, den Papst und durch ihn die deutschen Bischöfe in Abhängigkeit zu bringen. Was seiner großen Kraft in unsäglichen Mühen und Kämpfen gelingt, ist unter schwächeren Nachfolgern und ungünstigeren Zeitumständen jedoch gescheitert.

Mit Otto I. beginnen die deutschen Kaiserzüge nach Italien. Jahrhunderte hindurch trinkt der Süden edelstes deutsches Blut. Das Ziel wird nicht erreicht. In furchtbaren Kriegen zwischen Papsttum und Kaisertum unterliegt dieses und mit ihm Deutschland, das seine Kräfte in dem Ringen verschwendet.

Die Römerzüge der Kaiser führen zu immer größerer Selbständigkeit der Fürsten im Reich, zu neuer innerer Zerrissenheit und zu einem Erstarken der Gegner Deutschlands an seinen Grenzen.

Wäre Otto nicht von der Politik seines Vaters abgewichen, hätten er und seine Nachfolger die Kraft des Reiches in den weiten, nach deutscher Kultur verlangenden Ostraum gelenkt und die deutschen Menschen, die im Südland verbluteten oder hinsiechten, dorthin geführt, so hätte ein starker, geschlossener deutscher Staat entstehen können. Zwei große Ziele aber zugleich zu verfolgen: eins im Osten und das andere im Süden, dazu war unser Volk auf die Dauer nicht stark genug.

Als 973 Otto I. die Augen schließt, verlegt dessen Sohn, Otto II., das Schwergewicht des Reichs vollends nach dem Süden. Seine Niederlage am 13. Juli 983 in Unteritalien findet einen grauenvollen Widerhall im großen Wendenaufstand. Die Obotriten plündern Hamburg, die Liutizen brennen Havelberg und Brandenburg nieder, die Tschechen zerstören Zeitz. Auch die Dänen brechen über die Grenzen und verheeren die Elblandschaften. Das meiste von dem, was seit Heinrich I. an deutscher und christlicher Kultur östlich der Elbe geschaffen ist, fällt dem Wüten der Slawen zum Opfer. Städte, Burgen und Bischofssitze sinken in Trümmer, die deutschen Siedler werden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt.

Die Markgrafen suchen in tapferster Abwehr zu halten, was zu halten ist. Ihre Botschaft von dem Unglück, das den Osten des Reichs getroffen, geht nach Rom, wohin sich Otto II. nach seiner Niederlage begeben hat. Hier sammelt er ein Heer — doch nicht zum Kampf gegen die Wenden, sondern gegen die Sarazenen! Da stirbt er im Dezember dieses Unheiljahres 983. Ein vierjähriges Kind folgt ihm: Otto III. Wechselvolle Schicksale erschüttern das Reich. Feinde innen und außen! Dennoch ringt es sich durch alle Bitternisse und Nöte hindurch. Scheint es auch oft, als müsse es auseinanderfallen — es bleibt bestehen, es stürzt nicht. Zu fest ist der Grund, auf dem es gebaut ist. Als unzerstörbar und unsterblich erweist sich König Heinrichs I. Werk:

Das Reich der Deutschen.



Heinrich der Löwe

Kopf des Denkmals in Braunschweig



DR. FRANZ LÜDTKE

Heinrich der Löwe, Niedersachsens großer Herzog

Aus edlem Stamm

„Er ward ein Fürst der Fürsten auf Erden."

Mit diesem Wort huldigt Herzog Heinrichs Zeitgenosse Helmold, der Geschichtsschreiber der Ostmark, dem großen Löwen.

Edelsten Geschlechtern entstammt dieser gewaltige Mann. Kaiserblut rinnt in seinen Adern. Seine Ahnentafel führt auf Karl den Großen und auf dessen mächtigen Gegenspieler Widukind zurück. Wir spüren, wie sich dies Erbe in ihm auswirkt, wie er gleich Karl nach höchsten politischen Zielen, gleich dem sächsischen Ahnherrn nach heldischer Freiheit strebt.

Sein Haus, das der Welfen, weist in den deutschen Süden, nach Schwaben und Bayern. Dort liegen seine Güter. Von dort her verbindet es sich mit den Este, einem italienischen, ursprünglich bayrischen Geschlecht. So fließt in Heinrich auch das heiße südländische Blut. Es gibt ihm, den das Schicksal zum Führer der blonden Sachsen, zum treuesten Schirmherrn des Nordens erwählt, das schwarzdunkle Haar, dem schon sein Großvater den Beinamen verdankt, und schwarze Augen. Aber in Seele und Art ist er ein nordischer Mensch. Alle Niedersachsen wissen, daß Herzog Heinrich einer der Ihren, einer ihrer Besten ist.

Welf IV. von Este, als Bayernherzog Welf I., nimmt im 11. Jahrhundert eine Machtstellung ein wie damals kein anderer deutscher Fürst. In Schwaben, Bayern, Tirol, Burgund, Norditalien liegt sein Besitz. Von hier aus greift sein Sohn, Heinrich der Schwarze, nordwärts. Er vermählt sich mit der sächsischen Herzogstochter Wulfhild aus dem Hause der im Grenzkampf seit Kaiser Otto I. bewährten Billunger. Zu den Gütern, die er so in den Elbgauen erwirbt, fügt sein Sohn Heinrich, der Stolze genannt, neue Erwerbungen im Sachsenland, als Gatte Gertruds, der einzigen Tochter Kaiser Lothars.

Lothar von Supplinburg herrscht als Kaiser in kampfreichster Zeit (1125 bis 1137). Die Staufer, die Anspruch auf die Reichsführung erheben, bekämpfen ihn. Fehden im Reich, Römerzüge, Kriege gegen Böhmen und Dänen halten ihn dauernd im Sattel.

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 4. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

Aber er setzt sich durch. Als Herzog von Sachsen nimmt er, zum erstenmal seit den Ottonen, wieder eine starke Ostpolitik auf. Einundeinhalbes Jahrhundert hatte die deutsche Kolonisation östlich der Elbe fast geruht. Die Kaiser vor ihm, Süddeutsche, hielten den Blick auf Italien gewandt, waren dem Norden und erst recht dem Osten Deutschlands fremd. Jetzt setzt Lothar das Werk Heinrichs I. und Ottos des Großen fort, durch Abwehr und Angriff, Siedlung und Bekehrung. Entscheidend für den nun neu anhebenden Ostlandzug unseres Volkes wird 1134 die Belehnung Albrechts des Bären mit der Nordmark durch Lothar.

Die Heirat Heinrichs des Stolzen mit der Kaisertochter Gertrud schafft für die Welfen einen Machtbereich von der Nord- und Ostsee bis zum Mittelmeer. Aber sie sind schon zu fest mit dem Norden verknüpft, als daß sie sich in römischen Weltmachtsträumen verlieren können. Sie stehen fest und hart auf sächsischer Erde, die Baugrund werden soll für einen geschlossenen nord- und ostdeutschen Staat.

Träger solchen Willens wird Heinrichs des Stolzen und Gertruds Sohn: Heinrich der Löwe, der Enkel Kaiser Lothars, der Nachfahr Karls des Großen und Widukinds.

Wenn die deutschen Fürsten jener Zeit den Willen zur Geschlossenheit, zu einem einheitlichen und wahrhaft deutschen Reich gehabt hätten, wäre nach Lothars Tod der mächtigste der Herzöge, Heinrich der Stolze, zum Kaiser erkoren worden. Aber sie denken nur an sich, an ihre Macht, ihren Besitz. Diese Vielen wollen keinen wirklichen Führer. Auch der Kirche liegt nichts an einer starken, unabhängigen Persönlichkeit. Fürstliche und geistliche Gewalten sind wie früher, so auch diesmal bemüht, die Wahl eines Starken, Überragenden zu verhindern. Der Welfe ist ihnen zu groß.

So erlangt ein Staufer das Ziel, Konrad III. (1138—1152).

Wie hätte sich Deutschlands Zukunft gestaltet, wenn das Schicksal die Krone Heinrich dem Stolzen bestimmt hätte! Sie bleibt ihm versagt. Des Reiches Einheit rückt in unabsehbare Ferne. Der zerstörende Zwist im Innern geht weiter, zumal Konrad III. Heinrich dem Stolzen die Herzogsgewalt sowohl in Bayern wie in Sachsen abspricht.

Die Staufer aber spinnen ihren römischen Traum, wenden die Kraft des Nordens an den Süden und scheitern an einer Aufgabe, die nicht zu lösen ist.

Kämpferische Jugend

In den nun lange widerhallenden Streit: „Hie Welf — hie Waibling", den Streit zwischen Sachsen und Staufern, Nord- und Süddeutschland, bodenständigem Denken und Weltmachtplänen wird 1129 Heinrich der Löwe hineingeboren. So erfährt sein Leben eine schicksalhafte Vorausbestimmung. Er sucht

diesen Zwang zu lösen, zu überwinden. Es gelingt nicht. Die Macht der Verhältnisse ist stärker als er.

Neun Jahre ist Heinrich alt, als er den verbitternden Eindruck in sich aufnimmt, wie durch die erlistete Wahl Konrads der Vater tief gekränkt und schwer erzürnt wird. Mehr noch: wie ihm seine herzoglichen Rechte genommen werden und er, solchem Spruch sich nicht fügend, der Reichsacht verfällt. Der Knabe, in allen ritterlichen Künsten unterwiesen und früh ihr Meister, muß zusehen, wie der stolze Vater gegen die von Konrad eingesetzten Herzöge, Albrecht den Bären in Sachsen und Heinrich „Jasomirgott" in Bayern, sowie gegen den Kaiser selbst die Waffen ergreift, siegreich, um dann vor der endgültigen Entscheidung, die vielleicht den Sturz des Staufers gebracht hätte, plötzlich zu sterben. Ist es ein Wunder, daß man erzählt, seine Feinde hätten ihn vergiften lassen?

Heinrich der Löwe, jetzt zehnjährig, erbt Güter und Aufgaben des Vaters. Seine Großmutter Richenza, die Witwe des Kaisers Lothar, und seine Mutter Gertrud — beide niedersächsischen Blutes —, die sächsischen Großen und das Sachsenvolk selbst nehmen den Kampf für den jungen Fürsten auf. In Bayern ficht sein Oheim Welf für ihn. Hier erringt Konrad einen Erfolg durch den von der Sage ausgeschmückten Sieg bei der Stadt Weinsberg, deren Bürgerinnen bei dem ihnen gewährten freien Abzug (mit dem Liebsten, was sie forttragen könnten) ihre Männer gerettet haben sollen.

Die Lage bleibt unsicher, zumal Richenza, die Seele des sächsischen Widerstandes, stirbt. Da entschließt sich der jetzt Dreizehnjährige, auf dem Frankfurter Reichstag die bayrische Belehnung preiszugeben, um die sächsische zu retten. Es gelingt ihm. So wird er 1142 Herzog der Sachsen.

Der in Schwaben, nördlich des Bodensees, auf der alten welfischen Ravensburg Geborene, im herben Norddeutschland Erzogene wird nun vollends ein Mensch der niedersächsischen Erde. Stolz, Schwere und Starrheit, aber auch unbeugsamer Sinn für das Recht sind ihm eigen. „Hochfahrend und rücksichtslos" nennt ein Geschichtsschreiber ihn schon mit fünfzehn Jahren. Doch die Zeit, hart und an Enttäuschungen überreich, ist nicht angetan, friedfertige, vertrauensselige Naturen hervorzubringen. „Hammer oder Amboß!" heißt die Losung. Mißtrauisch wird der Jüngling, der die Eigensucht der Großen und Kleinen früh erkennt. So will er herrschen, will stark, mächtig und reich, will Hammer sein.

Dementsprechend handelt er und stößt bald mit all denen zusammen, die ihm bei seinem Ringen um die Macht in Sachsen im Wege stehen. Er will dies Land, das von der Weser sich westlich zum Rhein, östlich zur Elbe und über sie hinaus weitet, in feste Hand nehmen, die zerrissenen niederdeutschen Stämme zur Einheit schmieden und von Sachsen aus als Kern einen Staat schaffen, der die Zeiten überdauert. Das ist seine deutsche Sendung.

Dabei kommt es zu Händeln, Feindschaften und Kämpfen mit all den Widerstrebenden. Die Aufsplitterung jener Jahrhunderte hat überall neben die weltlichen auch geistliche Fürsten gesetzt, die nicht nur Verkünder und Walter christlicher Gedanken, sondern zugleich Lehnsträger und Besitzer reicher irdischer

5*

Güter sind. Damit haben sie eine doppelte Macht inne, die geistliche und die weltliche, und sind — Inhaber auch der höchsten kirchlichen Strafgewalt, des Bannes — vielfach den anderen Fürsten überlegen.

In diesem Wirrwarr, gegenüber der Rücksichtslosigkeit geistlicher Ansprüche und der Rechtlosigkeit vor Kaiser und Fürstengericht, packt der junge Löwe unbedenklich und oft schmerzhaft zu, so zum Beispiel, wenn es sich um die alten Gegner der sächsischen Herzöge, die Erzbischöfe von Bremen, handelt. Da läßt er, mitten in Verhandlungen, den Erzbischof Adalbero überfallen und zu Lüneburg gefangensetzen, bis dieser, um frei zu werden, auf die strittige Grafschaft Stade verzichtet und sie Heinrich zu Lehen gibt. Der sechzehnjährige Herzog beweist damit, daß er jeden Anspruch seines Hauses mit allen Mitteln zu behaupten gewillt ist. Bald darauf unterwirft er die Dithmarscher Bauernschaften seiner herzoglichen Gewalt.

Es ist das Zeitalter der Kreuzzüge, das Heinrich erlebt. Einer der leidenschaftlichsten Kreuzprediger, Abt Bernhard von Clairvaux, ruft die Christenheit zu neuer Fahrt ins Heilige Land auf und gewinnt neben zahlreichen Fürsten Europas auch Kaiser Konrad dafür.

Aber der Sachsenherzog und andere Herren Nord- und Ostdeutschlands schließen sich nicht an. Ihnen sind die Verhältnisse an der Grenze wichtiger als die des Morgenlandes. Dafür rüsten sie, im Einverständnis mit Bernhard und ausgestattet mit dem päpstlichen Segen, zu einer anderen Heidenfahrt, gegen die Wenden. Jener Segen freilich hat wenig gefruchtet. Der Kreuzzug ins Morgenland scheitert völlig und unter größten Verlusten; der ins slawische Ostland bringt unnütze Verwüstungen, aber keine klare Entscheidung.

Die Wenden, ein Teil der slawischen Völkerschaften, gehören den Indogermanen an und sind seit der Völkerwanderung mit Germanen durchsetzt. Vielfach bilden ursprünglich ostgermanische Führer den wendischen Adel, der zäh an Scholle und Überlieferung hängt.

Seit Jahrhunderten geht der Grenzkampf. Bis zur Elbe, ja, über den Strom hinaus haben die Wenden Boden gewonnen und ringen um weiteres Land. In harter Abwehr steht der Holste, der Sachse, der Thüringer. Das blutige Ringen kann nur mit dem Sieg des einen oder des andern enden. Seit Heinrich I., dem Deutschen, schickt unser Volk sich an, das Entrissene wiederzugewinnen. Die Italienfahrten späterer Kaiser aber ziehen die besten Kräfte von dieser großen, erreichbaren Aufgabe ab, um sie im Raum um das Mittelmeer zu verbrauchen. Lothar, Heinrichs des Löwen Großvater, beginnt, wir hörten es schon, die deutsche Oststellung erneut auszubauen. Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Adalbero von Bremen, Graf Adolf von Holstein, Markgraf Konrad von Meißen, Bischof Anselm von Havelberg und andere Fürsten stehen mit in dieser großen, zukunftsreichen Arbeit, während Kaiser Konrads Heer auf dem Marsch durch Kleinasien fast völlig aufgerieben und der Staufer zu vorzeitiger, unrühmlicher Umkehr gezwungen wird.

Aber noch ist der Weg, der jetzt eingeschlagen wird, nicht der rechte. Nicht Glaubensschwärmerei, wie sie von den Kreuzpredigern entfacht wird, nicht ein Kreuzzug wie der von 1147 mit Zerstörung und Vernichtung sind Mittel, die heidnischen Wenden für Christentum und deutsche Kultur zu gewinnen. Das wird auch Heinrich offenbar, als er erkennt, wie unter scheinbar christlichem Eifer Grausamkeit und Beutegier ein Land verheeren, das er im Geist als sein künftiges Groß-Sachsen ansieht. Er mag vor dem Obotritenfürsten Niklot, der kein unbedingter Deutschenfeind ist, jetzt aber die tapfer kämpfenden Wenden führt, mehr Achtung gehabt haben als vor den Kreuzfahrern in geistlichem Gewand, die ihres Heilands Lehre nur allzusehr verleugnen. Dazu kommt, daß von Norden her die Dänen, von Osten die Polen gegen das wendische Gebiet vorstoßen, um an der erwarteten Beute teilzuhaben.

Doch diese ist nicht groß. Niklot, der das kurz vorher angelegte Lübeck verbrennt und das schon deutsch besiedelte Wagrien heimsucht, hält sich. Uneinigkeit schwächt Dänen wie Deutsche. Und dann: Soll die Ostseeküste in dänische Hand fallen? So kommt es zum Frieden und zu einer anderen, besseren und aussichtsvolleren Betätigung des Deutschtums bei den Slawen: durch friedliche Bekehrung und wirkliche Besiedlung.

Wohl müssen die Heinrichs Oberhoheit unterworfenen Wenden Zins zahlen. Wohl bändigt er sie und rächt Auflehnung, Räuberei und Aufstand. Aber er zerstört keine Heiligtümer und erzwingt keine Taufe mehr mit dem Schwert. Er hat gesehen, daß dies mehr verbittert als nützt. Aber er läßt Kirchen bauen und deutsche Männer walten, die durch Verkündigung des Christentums das Heidentum innerlich überwinden sollen. Von ihnen sei einer genannt, dessen Name heute noch als Wendenprediger und erfolgreicher Förderer deutscher Siedlung in Ehren steht: Vizelin, Priester in Wagrien, Abt des Klosters Neumünster, dann Bischof von Oldenburg († 1154). Zu seiner Zeit wirkt in Bosau am Plöner See Pfarrer Helmold, dem wir die Niederschrift der „Slawenchronik", eines der für den Osten aufschlußreichsten Geschichtswerke des Mittelalters, verdanken. —

Kaum sind die sächsischen Fürsten Zeugen der Tatkraft und reichen Erfolge Heinrichs, da regen sich Kleinsinn und Neid. Soll einer hier herrschen, der mächtiger ist als sie alle, mächtiger auch als der Kaiser, von dem er das einst dem Vater entzogene Herzogtum Bayern zurückfordert? Es ballt sich eine Verschwörung zusammen, an der, in Sorge vor des Welfen sich steigernder Kraft, auch Konrad der Staufer teilnimmt. Schon wird das Netz über Heinrich zusammengezogen, als er es, von Bayern unvermutet nach Braunschweig eilend, leicht und schnell zerreißt. Aber er weiß, was ihm in Zukunft von den Großen des eigenes Landes droht, wenn er nicht auf der Hut — wenn er nicht stärker ist als sie.

Hart und immer härter wird der Löwe.

Kaiser Friedrich Barbarossa

Konrad, unfähig, die heimischen oder gar die italienischen Dinge zu meistern, stirbt mitten in neuen Rüstungen für den unbeendigten Bürgerkrieg in Deutschland. Das Reich, das sein Neffe, Herzog Friedrich von Schwaben, nun als „Kaiser Rotbart" (1152—1190) übernimmt, befindet sich in voller Auflösung.

Unter denen, die Friedrich I. wählen, ist auch sein Vetter, Heinrich der Löwe. Welche Wege wird Friedrich gehen? Wird er die Politik der Ottonen, der Salier und Konrads III. fortsetzen?

Er ist, dem Stamm nach, nicht nur Staufer. Seine Mutter Judith ist Heinrichs des Stolzen Schwester, Heinrichs des Schwarzen Tochter. So fließt das Blut der Welfen auch in ihm. Wird es ihm beschieden sein, den reichszerstörenden Zwist zwischen Staufern und Welfen, Süd- und Norddeutschen zu beenden?

Es scheint so. Über den Anfängen seiner Herrschaft leuchtet ein glückliches Gestirn. Er weiß, daß er allein, den Löwen als Feind im Rücken, nichts leisten würde. Doch er will etwas leisten, will Deutschlands Gipfelstieg vollenden. Groß ist seine Kraft, seine Ausdauer, liebenswürdig und gewinnend sein Wesen, voll ritterlicher Pracht. Er ist tapfer und todverachtend, sucht milde und gerecht zu sein, versteht auch Unglück unerschüttert zu überwinden. Er ist scharfsichtig, klug, kann abwarten und auch zugreifen. Eine solche Persönlichkeit verspricht viel für Deutschland. Und doch muß auch dieser Kaiser in der letzten Auswirkung seines Handelns scheitern, weil er, wie seine Vorgänger, sich an Unmöglichkeiten wagt.

Jahrelang schreiten die Vettern verbündet zusammen. Ihrem einträchtigen Handeln scheint alles zu gelingen. Friedrich gewinnt den Löwen zum Freund, als er ihm Bayern überträgt. Nur trifft der Kaiser eine für das Reich verhängnisvolle Entscheidung: er löst von Bayern die österreichische Mark, die ein selbständiges Herzogtum wird. Die künftige Sonderstellung Österreichs wird damit vorbereitet.

Der Kaiser zieht nach Italien, um in der Lombardei, in Rom seine Herrschaft aufzurichten. Auf dem ersten Südlandzug begleitet ihn Heinrich, über den Brenner und durch Oberitalien, wo er Tortona belagert und einnimmt, nach der ewigen Stadt. Hier empfängt Friedrich I. aus den Händen Papst Hadrians IV. die Kaiserkrone, in Heimlichkeit und Eile freilich, denn die Römer empören sich. Als sie von der vollzogenen Krönung erfahren, flammt der Aufstand hoch. Das nur geringe kaiserliche Heer wird überfallen, alles steht auf dem Spiel, Leben und Ehre. Da wirft sich Heinrich löwenmutig den Feinden entgegen, lähmt ihren Stoß und zertrümmert ihre Scharen durch einen Angriff im Rücken. Die Deutschen und ihr Kaiser sind gerettet.

Das Jahr 1159 bringt den zweiten Römerzug. Wieder ist es der Löwe, der, mit einem stattlichen Heer die anderen Reichsfürsten in den Schatten stellend, Taten höchster Tapferkeit vollbringt — vor Crema, vor Mailand — und der bei den zwiespältigen Papstwahlen dieser Zeit stets auf des Kaisers Seite steht.

Auch im Reich halten die beiden zusammen, ebenso auf dem Feldzug gegen Polen, das unter die deutsche Lehnshoheit zurückkehren muß, und in der Frage europäischer Staatsauffassung. Für seinen Freund wirbt der Kaiser um die Hand der jungen Mathilde, der Tochter des Königs von England und der Normandie. Die Ehe Heinrichs mit Clementia, seiner ersten Gattin — aus dem schwäbischen Hause der Zähringer —, war geschieden worden. Sie hatte ihrem Gemahl keinen Sohn geschenkt. Die neue Ehe ist auf einer reinen, fast wundersamen Liebe aufgebaut. Es ist, als hätte sich in ihr ein zartes Minnesängerlied verwirklicht.

Am Römerzug von 1166 nimmt der Löwe nicht teil. Diesmal soll der kaiserfeindliche Papst Alexander III., sollen die stolzen lombardischen Städte, die den Welthandel beherrschen, Mailand an ihrer Spitze, endgültig niedergezwungen werden. Aber das Schicksal vereitelt Barbarossas Unternehmen. Vor Rom überfällt die Pest sein Lager und rafft seinen hervorragenden Kanzler Reinald von Dassel (als Erzbischof von Köln übrigens Heinrichs erbitterter und gefährlichster Gegner) und 2000 Deutsche dahin. In eiliger Flucht rettet Friedrich die Reste des Heeres durch die feindliche Lombardei, über die Alpen, in die Heimat.

Ob vielleicht gerade dies furchtbare Geschehnis in Herzog Heinrich die Überzeugung gestärkt hat, wie undurchführbar die kaiserliche Südlandspolitik sei?

Aber noch dauert die Freundschaft der beiden Männer an. In Braunschweig wird 1168 in rauschenden Festen die Vermählung Heinrichs mit Mathilde von England gefeiert. Noch im gleichen Jahr wirbt der Herzog bei seinem königlichen Schwiegervater um Unterstützung der kaiserlichen Politik. Es ist, als ob die Vettern gemeinsam über das Reich herrschen zum Heil des ganzen deutschen Volkes. Jeder ist Schirm des andern. Wie der Welfe des Staufers Ziele fördert, so tritt dieser für des Freundes Pläne in deutschen und wendischen Gauen ein, ihn gegen Neid und Feindschaft seiner Mitfürsten schützend.

Wiederholt muß sich Heinrich schwerster Angriffe erwehren. Seine Gegner — die Erzbischöfe von Köln, Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Hildesheim und selbst von Lübeck, der Markgraf von Meißen, der Landgraf von Thüringen, Albrecht der Bär, der Graf von Oldenburg und viele andere — brechen in seine Länder, zerstören Burgen und Klöster und verheeren die blühenden Gaue Niedersachsens. Böhmen, Österreich, Steiermark, Schwaben sind mit im Bündnis wider ihn.

In höchster Gefahr aber zeigt der Löwe, der diesen Beinamen schon lange und darum das Bild des edlen Tieres im Siegel führt, daß er kämpfen und siegen kann. Bis vor die Tore Magdeburgs dringt er. Stürmend nimmt er Bremen. Von seinen Getreuen sind mit Ruhm zu nennen der kühne Bernhard zur Lippe, sein Ratgeber Truchseß Jordan, Graf Gunzelin von Schwerin, Graf Adolf II. von Holstein. Schließlich stiftet der Kaiser Frieden.

Man muß begreifen, daß Heinrich, von so vielen verraten, fast an allen zweifelt und immer verschlossener und schroffer wird. An einem Menschen aber zweifelt er nie: an seiner jungen, in ihm und seinen Gedanken aufgehenden Gattin,

der Mutter seiner Söhne. Weilt Heinrich im Felde, tritt sie als Herrscherin an seine Statt. In Braunschweig baut er ihr und sich die Pfalz Dankwarderode, ein edles Zeugnis altdeutscher Baukunst. Auf der Schloßfreiheit wacht, das Haupt mit den funkelnden Augen gen Osten gewendet, ein Löwe aus Erz.

Macht braucht Heinrich, wenn er sich und Deutschland durchsetzen will. Ostwärts, wie sein bronzenes Löwenstandbild, blickt er: dorthin, wo des deutschen Landes und Volkes Zukunft liegt.

Zwei Linien mögen sein Machtbereich andeuten: west-östlich die eine, von den rheinischen und westfälischen Gauen bis zur Trave und Oder, die Küstenländer der Nord- und Ostsee umschließend; nord-südlich die andere, von Sachsen und Thüringen nach Bayern, weit ins Alpenland.

Gegen den Norden, zu beiden Meeren hin, und gegen den Osten, den slawischen Raum, richtet sich der Druck, den der Herzog ausübt. Wenn es ihm gelingt, hier seine Stellung auszubauen, zu stärken und zu halten, so kann von hier aus Deutschland als Einheitsstaat gestaltet werden! Doch erst 700 Jahre später, unter Bismarck, auch einem Niedersachsen, glückt der Versuch. Wieviel Blut aber rinnt bis dahin in die deutsche Erde, wieviel Not und Nacht stürzt über unser Volk und Land!

Wichtige Verkehrswege durchschneiden seine Gebiete, so von Köln nach Magdeburg ins Ostland, von Augsburg nach Italien oder die Donaustraße nach dem Morgenland. Reiche Einkünfte bringen sie, schon allein durch den Salzhandel. Auf Zölle, Steuern und Zins aber ist Heinrich, will er seine Pläne durchführen, angewiesen. Er läßt sich, wo immer es möglich ist, mit Grafschaften, Gütern, Klostervogteien belehnen, um aus Abgaben und Gerichtsgefällen seinen Reichtum zu mehren. Er wird als habsüchtig, als geizig verschrien. Was tut ihm das? Er braucht Mittel, um sich seiner Feinde zu erwehren und seine hohen Gedanken in die Tat umzusetzen. Wie ein unumschränkter Fürst herrscht und wirkt er, freilich noch zu früh für seine Zeit, die einen so Großen nicht erträgt, die zwar zahllose Herren und Herrlein, nicht aber einen wirklichen Führer anzuerkennen bereit ist.

„Naer Oostland willen wij rijden"

Im 12. Jahrhundert erwacht die zweihundert Jahre zuvor begonnene, dann jäh unterbrochene West-Ostbewegung des deutschen Volkes zu neuem Leben.

Es handelt sich bei ihr nicht nur um das Drängen in einen Raum, dessen unabsehbare Weiten dem Bevölkerungsüberschuß der alten Heimat Möglichkeiten der Siedlung und des Aufbaus gewähren. Dahinter steht auch ein staatlicher und, damit verknüpft, weltwirtschaftlicher Wille. Heinrich der Löwe scheint ausersehen, Träger dieses Willens und Wegbereiter des künftigen Deutschland zu werden.

Das Schicksal Europas hängt damals weniger vom Atlantischen Ozean ab, der vor Amerikas Entdeckung ländertrennend, nicht länderverbindend wirkt, als von den vielgegliederten Meeren im Süden, Nordwesten und Nordosten. Nach Afrika und zum Orient lenken das Mittelmeer, nach England, Skandinavien und Osteuropa die Nord- und Ostsee den Güterverkehr. Der Kampf um die Beherrschung dieser Meere bildet ein Hauptstück der europäischen Geschichte.

Auf die Nordsee stoßen zu Heinrichs des Löwen Zeit zwei Drucklinien, eine vom Nordland her, das die Normannen südwärts sendet, und eine stärkere aus Deutschland, das den Besitz der Küsten und Buchten allen Einfällen gegenüber behauptet. Hamburg und Bremen erleben ihre kämpferische Frühzeit. Sie spüren in ihrem Ringen gegen die Wenden das Vorhandensein einer dritten Drucklinie, vom Osten her, wo die Slawen die Elbgrenze zu sprengen drohen. Zu fest aber und bodenständig steht der germanisch-deutsche Mensch auf dem Grund der Urheimat seines Volkes. Doch ist die Zusammenfassung aller Kräfte notwendig, wenn es gelten soll, die Stürme aus Nord und Ost abzuwettern.

Zwiefach ist auch die Ostsee umklammert, von Slawen und Skandinaviern, insonderheit Dänen. Jetzt richtet sich ein dritter, der deutsche Stoß auf dies Gebiet. So überschneiden sich die Linien in einem seltsamen Gewirr. Wer wird Sieger sein?

Wer die Ostseeküste beherrscht, dem gehört die Zukunft. Das spürt Heinrich der Löwe. Ein sächsisches Meer soll die Ostsee werden! Deshalb ringt er sogar mit seinem getreuen Grafen Adolf von Holstein um den Besitz Lübecks.

Schon Lübecks erste Schicksale sind fesselnd. An der Stelle eines uralten, verlassenen Burgwalls gründet Graf Adolf 1143 die Stadt, zwischen den Flußläufen der Trave und Wackenitz, auf einer Höhe inmitten sumpfiger Landschaft. Rasch blüht sie auf; günstig ist ihre Lage an der Küste, reich die Ausbeute der nahen Salzwerke von Oldesloe. Sollen indessen durch diesen Wettbewerb Heinrichs Städte Bardowiek und Lüneburg, die den Salzhandel Nordosteuropas nahezu beherrschen, ins Hintertreffen geraten? Das duldet der Löwe nicht.

Er fordert vom Grafen Adolf die Hälfte Lübecks und der Salzwerke von Oldesloe. Dieser weigert sich, solcher Forderung nachzukommen. Wie kann der befreundete Herzog so Unbilliges von ihm verlangen?

Heinrich aber ist der Stärkere. Er verbietet, in Lübeck Markt zu halten, und läßt die Salzquellen verschütten. Die Lübecker Bürger stehen vor dem Nichts. Als eine Feuersbrunst die Stadt in Asche legt, bitten sie Heinrich, ihnen einen Platz zur Ansiedlung mit Marktgerechtigkeit anzuweisen.

Da Graf Adolf sich immer noch weigert, baut Heinrich unweit des Lübecker Trümmerfeldes die nach ihm benannte „Löwenstadt".

„Da aber jener Ort", so berichtet Helmold, der Geschichtsschreiber, „zum Hafen und zur Befestigung weniger geeignet war und nur von kleinen Schiffen angelaufen werden konnte, versuchte der Herzog in wiederholten Verhandlungen mit Graf Adolf sich über die Insel und den Hafen von Lübeck zu einigen und versprach viel, wenn dieser nachgäbe. Endlich fügte sich der Graf unter dem

Druck der Not und trat Burg und Insel ab. Sogleich kehrten auf Weisung des Herzogs die Kaufleute freudig zurück. Sie verließen die wenig günstige neue Niederlassung (die „Löwenstadt") und begannen, Mauern und Kirchen Lübecks wieder aufzubauen. — Der Herzog schickte Gesandte zu den Städten und Reichen des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, und bot ihnen Frieden an und freien Verkehr, die Stadt Lübeck anzulaufen. Er errichtete dort eine Münz- und Zollstätte und verlieh der Stadt ehrenvollste Rechte. Von nun ab nahm sie einen gedeihlichen Aufschwung, und es wuchs die Zahl ihrer Bewohner."

Um die Stadt zu fördern und von ihr aus weiterzuwirken, verlegt Heinrich das Oldenburger Bistum in ihre Mauern. Auf der Ostseeinsel Gotland setzt er, in Wisby, einen Vogt für die deutschen Kaufleute ein; er schließt Handelsverträge mit Schweden und Rußland.

Aber er weiß, daß die Küste nur gehalten werden kann, wenn das Hinterland deutsch ist. So richtet er den Zug der Siedler nach Mecklenburg und Pommern, bis zur Oder. Gunzelin, Graf von Schwerin, wird Statthalter in diesen Gauen. Der militärischen Sicherung folgen überall der kirchliche Aufbau und die bäuerliche Siedlung. Der sächsische Eisenpflug schafft andere Ernten als der wendische Haken! Vlamen, in der Kunst der Entwässerung erfahren, Westfalen und Ostsachsen werden angesetzt. Das Land, über das aus deutschen Kirchen der Hall von Glocken tönt, blüht auf. „Nach Ostland wollen wir reiten", klingt das vlämische Volkslied; „da ist eine bessere Statt."

Als der Löwe einmal, hinweisend auf die Kraft des christlichen Glaubens, die wendischen Häuptlinge auffordert, sich auch zum Christentum zu bekennen, antwortet Niklot: „Herr, bekenne, welchen Gott du willst. Unser Gott bist du." Ist es nur listiges Ausweichen, das hier spricht, oder vielleicht staunendes Anerkennen einer gewaltigen, schöpferischen Arbeit?

Oft muß noch um den Ostlandboden gerungen werden. Niklot fällt im Heldenkampf. Seine Söhne erben Land und Aufgabe. Auch sie empören sich noch. Endlich schließen sie Frieden. Die Obotritenfürsten gehen im Deutschtum auf und werden selbst des Landes Kolonisatoren. Bis zum Umsturz von 1918 regiert Niklots Stamm in Mecklenburg.

„Des Herzogs Macht", so schreibt Pfarrer Helmold, „wurde größer als die aller seiner Vorgänger, und er ward ein Fürst der Fürsten auf Erden. Er beugte den Nacken der Empörer und brach die Burgen, vernichtete die Räuberbanden, befriedete das Land, erbaute die stärksten Vesten und erwarb ein ungeheures Vermögen."

Seine „Slawenchronik" schließt Helmold mit folgender Schilderung ab, die zugleich ein anschauliches Bild der Kämpfe um die Ostsee bietet:

„Bei den Slawen (die von den dänischen Seeräubern durch dauernde Überfälle zur Verzweiflung getrieben werden) haben sich in jüngster Zeit (um 1170) räuberische Gewohnheiten so eingebürgert, daß sie unter völliger Hintansetzung des Ackerbaus zu Unternehmungen zur See stets bereit sind und ihre ganze

Hoffnung sowie all ihren Reichtum auf ihre Schiffe gründen. Sie geben sich auch nicht einmal beim Bauen ihrer Häuser große Mühe; vielmehr errichten sie Hütten aus Flechtwerk, die nur den notwendigsten Schutz gegen Sturm und Regen gewähren sollen. Sooft Kämpfe drohen, vergraben sie ihre Getreide, nachdem sie es ausgedroschen haben, samt Gold, Silber und Kostbarkeiten und bringen Frauen und Kinder in die festen Plätze oder wenigstens in die Wälder. So bleibt dem Feind nichts zu plündern als die Hütten, und dieser Verlust ist leicht zu ertragen. Die Angriffe der Dänen beachten sie kaum; ja, es ist ihnen eine Lust, sich mit ihnen zu messen. Nur den Herzog fürchten sie, der mehr als alle Herzöge vor ihm, mehr selbst als der vielgefeierte Otto die Kraft der Slawen gebrochen und an ihre Gebisse den Zaum angelegt hat, und der sie lenkt, wohin er will. Er erklärt den Frieden, und sie gehorchen; er befiehlt den Krieg, und sie sagen: Hier sind wir."

Herzog Heinrich auf der Höhe der Macht

Nicht nur Krieger und weitblickender Staatsmann, aufbauender Wirtschaftler und kühler Rechner ist Heinrich. Er ist auch ein Fürst, der die Künste schirmt, der Schlösser und Kirchen errichten und schmücken läßt, der Dichtung und Geschichtsschreibung anregt und aus deutschblütiger Art Träger und Förderer höchsten Kulturlebens wird.

In seinen Städten wachsen die Türme der Gotteshäuser empor. Überall spendet er für solche Bauten. Am wunderbarsten ersteht, aus einer bescheidenen, im Reich noch kaum bekannten Siedlung, bis heute im Zauber der Ursprünglichkeit wirkend, Braunschweig, seine Lieblingsstadt. Die herzogliche Pfalz Dankwarderode, der St.-Blasius-Dom mit herrlichen Kunstwerken, der bronzene Löwe zwischen beiden — sie zeugen auch nach außen hin von der inneren fürstlichen und menschlichen Größe, die Heinrich besitzt. Kostbare Psalter- und Evangelienhandschriften mit reichen Bildern verkörpern sein Zeitalter. Der Regensburger Geistliche Konrad bearbeitet das Rolandslied, des Herzogs Schreiber Eilhart von Oberge die Tristansage. —

Kampfreiche Jahre liegen hinter Heinrich. Im Beginn der Vierziger steht er, als er den Entschluß zu einer Pilgerfahrt ins Heilige Land faßt. Es ist ein friedlicher Zug, den er 1172 mit einer Gefolgschaft von zweihundert Rittern und Mannen unternimmt. In seiner Begleitung sind Niklots Sohn Pribislaw, Gunzelin von Schwerin, Bischof Konrad von Lübeck, Friedrich und Otto von Wittelsbach, Truchseß Jordan, die Äbte von Braunschweig und Lüneburg.

Von Regensburg geht die Reise donauabwärts, über Wien, durch Ungarn, wo an den Stromschnellen bei Mohacs das Schiff des Herzogs zerschellt und er samt seinen Getreuen nur mit Mühe gerettet wird, ins griechische Kaiserreich. Abenteuer erhöhen den Reiz der Fahrt. Ein serbischer Überfall wird abgeschlagen.

Kaiser Manuel begrüßt in Nizäa die Gäste. Über Sofia, Philippopel und Adrianopel treffen die Pilger zum Osterfest in Konstantinopel ein. Reiche Geschenke werden ausgetauscht. Pferde, Waffen und Gewänder, Erzeugnisse seiner sächsischen Heimat, spendet Heinrich, um selber Kostbarkeiten des Morgenlandes und ein ausgerüstetes Seeschiff zu empfangen, das ihm den gefährlichen Wüstenweg erspart. Prunkvolle Feste werden veranstaltet. Dann stechen die Kreuzfahrer in See und landen nach wilder Sturmfahrt bei Akkon, um endlich, von den geistlichen Ritterorden der Johanniter und Tempelherren geleitet, von König Amalrich glänzend gefeiert, die Stätten zu schauen, nach denen der mittelalterliche Mensch sich sehnt: Jerusalem, Bethlehem, Nazareth.

Antiochien wird besucht, wo Fürst Boemund III. herrscht. In Tarsus bewillkommnet den Herzog eine Gesandtschaft des Sultans von Ikonium mit wertvollen Gaben, darunter dreißig Pferden mit silbernen Zäumen und Sätteln aus Elfenbein und Tuch, sechs Kamelen und zwei zahmen Leoparden. Auf Heinrichs Bitte schenkt der Sultan allen in Sklaverei geratenen Christen seines Reiches die Freiheit wieder.

Von Ikonium kehren die Kreuzfahrer auf dem Landwege zurück, durch die wilden, wasserlosen Wüsten Kleinasiens. Bei Gallipoli setzen sie nach Konstantinopel über, wo Heinrich noch einmal gastlich aufgenommen wird. Als für den frommen Sinn jener Tage köstlichstes Geschenk empfängt er die Reliquien christlicher Heiliger.

Durch Ungarn geht die Heimfahrt. Im Dezember trifft Heinrich in Augsburg ein, von seinem kaiserlichen Vetter herzlich begrüßt. Mehr als zehn Monate hat die Fahrt gedauert, deren seltsame Erlebnisse der Dichtung der Zeit reichsten Stoff geben. Das Volksbuch „Heinrich der Löwe" erzählt von Kämpfen des Herzogs mit Drachen und Greifen, von der Befreiung des edlen Leuen, der nun sein treuer Begleiter wird, von Schiffbruch, Errettung und Abenteuern aller Art.

Als man den Welfen zu besingen und seine Taten auszuschmücken anhebt, steht sein Stern in vollstem Glanz. Nicht lange, und er stürzt — aus stolzer Höhe in bittere, dunkle Tiefe.

Heinrichs des Löwen Sturz und Ende

Kein Machtrausch ist es, der Heinrich gepackt hält. Er sonnt sich nicht in Glanz und Glück. Er heftet den Blick nur auf das Ziel.

Aus seinem Werk soll ein Künftiges, Großes erwachsen. Diesem Werk und mit ihm der vielleicht nur geahnten, vorempfundenen Zukunft Deutschlands gilt sein ganzes Tun. Nur die Aufgabe steht vor seinen Augen, nur das Ziel. Beinahe stur, könnte man sagen. Da kommt eine Stunde, da er den Weg zum Ziel aus den Augen verliert — und mit dem Weg das Ziel selbst; wo alles fällt,

was er aufgebaut, und alles hinausgerückt wird um Jahrhunderte, wofür er gekämpft hat.

Diese Stunde heißt: Chiavenna. Dort, in den Alpen, stoßen zwei Männer, zwei Staatsauffassungen — zwei Schicksale zusammen. Hier wird die Zwiespältigkeit des alten Deutschland schmerzlich sichtbar.

Anfang 1176 ist es. Barbarossa rüstet wieder einmal zur Romfahrt, da es bisher ihm nicht gelang, Papst Alexander III. und die Lombarden zu unterwerfen. Er ruft den Vetter zu Hilfe, den Freund und den Verbündeten. Dieser aber versagt sich ihm.

Kaiser Friedrich sieht ohne diesen Mächtigsten seine Hoffnungen scheitern. Zu Füßen des Herzogs, des Lehnsmannen, bittet er ihn. Das berichtet ein Geschichtsschreiber. Auch Beatrix, die Kaiserin, bittet. Umsonst.

Heinrich lehnt Romzug und Hilfe ab. Er lehnt ab, die welschen, falschen Träume des Kaisers zur Grundlage der eigenen Politik zu machen. Mag sein, daß er durch kleinliche Maßnahmen Friedrichs gereizt worden ist. Aber das allein kann seinen Entschluß nicht leiten. Ihn bestimmt nur sein Ziel. Das aber liegt nicht in Italien, wo die Seuche die Besten frißt, wo der heiße Boden die deutschen Blutströme trinkt. Es liegt im Norden, im Osten, im Neuland — im Land der deutschen Zukunft. „Naer Oostland willen wij rijden, dar is er een betere stê."

Heinrich sieht nur das Ziel und spürt: er darf nicht sinnlose Opfer bringen. Er braucht seine Mannen und seine Mittel für sein nordisches Herzogtum und seine Kulturarbeit jenseits der Elbe. Aber — er sieht den Weg nicht. Und der einzige Weg, sein Ziel zu erreichen, ist die Freundschaft des Kaisers. Diese aber zerstört er, indem er sich ihm weigert, und zerstört damit auch die eigene und ein gut Teil von Deutschlands Zukunft.

Wenn der Rotbart ihm als Entgelt für die Hilfe Goslar gäbe, das einst zu Heinrichs Machtbereich gehört hat! Die Kupfer- und Silbergruben, die jetzt ja nicht Sachsen, sondern des Kaisers hochgespannten Plänen dienen! Dann lohnte es vielleicht! Mit Goslars, der freien Reichsstadt, Erträgnissen könnten Ost- und Ostseeziele verfolgt werden. — Das aber lehnt der Kaiser ab.

Es ist nicht Vasallenpflicht, deren Erfüllung Barbarossa in Chiavenna heischt. Es ist ein Freundesdienst, den er erbittet. Der Welfe ist ebensowenig wie andere Fürsten (nur wenige beteiligen sich an dem Kriegszug) zu der Heerfahrt verpflichtet. Die spätere Anklage gegen Heinrich nimmt auch auf keinen Bruch der Lehnspflicht Bezug. Aber Heinrich bricht und zerbricht die Freundschaft — und er verzichtet damit auf die Hilfe, wie sie sonst in schweren Lagen der Kaiser ihm stets gewährt hat. Das rächt sich schnell genug an ihm selbst. Jetzt kann er, seinen unzählbaren Feinden preisgegeben, auf den Kaiser nicht mehr rechnen. Allein steht er da — und allein ist er, die bittere Erfahrung muß er machen, nicht stark genug.

Seinem deutschen Ziel hätte er das Opfer des Romzuges bringen sollen. Mit diesem Opfer, das klein ist gegenüber dem Ungeheuren, das nun geschieht, hätte

er die Zukunft gestaltet, wäre er der Überragende unter den Minderwertigen, der Sieger über seine Neider, der mächtigste Fürst im Reich, vielleicht des Reiches künftiger Kaiser geworden. Er bringt, wie wir es in der Geschichte so oft staunend erleben, das Kleinere nicht zum Opfer und büßt dafür das Größere, ja, das Größte ein.

Der kluge Rechner verrechnet sich diesmal. Er überschätzt sich. Er unterschätzt den Kaiser und die Fürsten, die nur darauf warten, den von Friedrich nicht mehr Begünstigten und Geschützten einzukreisen und zu Fall zu bringen, die Vielen den Einen.

Bei Legnano, 1176, wagt mit allzu schwachen Kräften der Kaiser die Schlacht. Er wird geschlagen. Aber er bleibt unerschüttert. Aus dem Geschehenen zieht er die Folgerung, erkennt Alexander als Papst an und schließt mit den Lombarden Frieden. Dann kehrt er nach Deutschland zurück, gewillt, die Rechnung mit Heinrich zu begleichen.

Er hat Zeit, er kann warten. Zunächst handeln die andern für ihn. Das Kesseltreiben beginnt.

Alle alten Gegner sind wieder zur Stelle: die Kölner, die Meißner, die Halberstädter, die Magdeburger. Auf Landfriedensbruch, wegen vielfacher wirklicher oder angeblicher Verstöße, klagen sie gegen den Herzog. Dreimaliger Ladung vor das kaiserliche Gericht leistet dieser, der ein ungerechtes Urteil voraussieht, keine Folge. Er stützt sich auf seine Waffen: sie sollen ihm das Recht erstreiten.

So verfällt er des Reiches Acht.

Er wird Sachsens und Bayerns, die Reichslehen sind, und nach einem Jahr, in der Aberacht, auch der eigenen Güter für verlustig erklärt. Die Herzogtümer werden zerschlagen. Westfalen, Sachsens westliche Hälfte, fällt an Köln, Ostsachsen an Albrechts des Bären Sohn, Bernhard von Anhalt. Bayern, von dem (wie zuvor schon Österreich) jetzt die Steiermark, Meran und der ganze kroatisch-dalmatinische Besitz getrennt werden, wird Otto von Wittelsbach zugesprochen.

Der große Oststaat „von Meer zu Meer", die machtvolle Ostſtellung, die Heinrich gegen das Slawentum vom Süden bis zum Norden vorgetrieben hat, ist dahin.

Verlierer ist nicht der Gestürzte allein. Mehr noch ist es Deutschland, das hier eine seiner folgenschwersten Niederlagen erlebt, einen jener Rückschläge in der völkischen Entwicklung, die nie wieder völlig gutzumachen sind.

Der Staat Heinrichs hätte, geschlossen, als unüberwindliche Macht im Norden und Osten der immer drängenderen Ostbewegung unseres Volkes den stärksten Rückhalt geboten. Die Kolonisation im Ostraum, die deutsche Kultur wären in unaufhaltsamem Vormarsch sieghaft bis weit über die Grenzen vorgestoßen, die sie nachmals erreichen. Zerschlagen wird die einzige Großmacht, die Deutschland zu einigen imstande wäre. Verewigt wird trotz mancher Friedensschlüsse, die immer nur Waffenstillstand sind, der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern, zwischen Fürsten und Kaisern, und so das ganze Elend eines zerrütteten, sich

weißblutenden Deutschlands, dessen Schicksal, wie unter Heinrich I., noch unter Heinrich dem Löwen gewendet werden konnte, doch nicht gewendet wurde.

Gegenüber diesem unglücklichen Ergebnis sind die Einzelheiten des Abfalls von Heinrich, der langen Kämpfe, der entsetzlichen Verwüstungen, der Bilder von Treue und Zerrbilder von Untreue von minderem Belang. Das Kriegsglück wechselt. Der Löwe gibt seine Sache so leicht nicht preis. Die Vasallen aber fallen von dem Geächteten ab. Manche drängt er durch Mißtrauen und verletzende Schroffheit selber in die Reihen der Feinde. Mit grausamsten Verheerungen, plündernd, brennend, mordend und nichts verschonend, quält Erzbischof Philipp von Köln, eine der widerwärtigsten Gestalten unserer Geschichte, das unglückliche Sachsen. Der Kaiser selbst rückt gegen Lübeck, das, dankbar für alle Wohltaten und bis zum letzten sich wehrend, sich endlich — aber im Einverständnis mit Heinrich — ergibt und Barbarossa die Tore öffnet. Bardowiek, das den weichenden Herzog nicht einläßt, fügt zur Treulosigkeit noch schmachvollen Hohn. — Da sucht Heinrich den Frieden.

Auf dem Erfurter Reichstag, 1181, beugt der Geschlagene vor dem Kaiser die Knie. Dieser hat vergessen, wer ihm am Tag der Kaiserkrönung in Rom das Leben rettete! Nur Braunschweig und Lüneburg läßt er dem Gegner. Alles andere fällt dessen Feinden anheim. Auf drei Jahre wird der Gestürzte aus Deutschland verbannt; er geht in die Normandie und hinüber nach England. Man fürchtet noch den todwunden Leuen.

Die Jahre des Fernseins laufen ab. In Braunschweig grübelt Heinrich über neuen Plänen. Doch sind ihm die Hände gebunden. Als der Kaiser ihn zur Teilnahme am Kreuzzug von 1189 einlädt, lehnt er ab. Was sollen solche zwecklosen Dinge? Auch ist die Aussicht, als Lohn seine Lehen wiederzuerlangen, allzu gering. So geht der gefährliche Mann von neuem in die Verbannung.

Doch eine Heimkunft ist Barbarossa nicht beschieden: in den Wellen des Salef, eines kleinasiatischen Flusses, ertrinkt er! Das ist sein Ende — und das seiner allzu weit gespannten Politik. Heinrich der Löwe hat schon recht gehabt!

Als Mathilde, die geliebte Frau, in Braunschweig stirbt und die Gegner über den schon so schmal gewordenen Besitz Heinrichs herfallen, kehrt er zurück — einmal noch für sein Ziel zu kämpfen.

Aber er erreicht nichts mehr. Wohl schart er Anhänger um sich, trägt durch das Sachsenland den Krieg und nimmt Rache an Bardowiek, das er bis auf die Grundmauern zerstört. Doch die Gesamtlage ändert sich nicht. So muß er froh sein, mit Heinrich VI., dem Sohn und Nachfolger Barbarossas, zum Frieden zu gelangen. Als später gegen diesen Gehaßten ein Fürstenbündnis zustande kommt, ist auch der Welfe dabei, um dann jedoch endgültig die Hand zur Aussöhnung zu bieten. Sie erfolgt, als des Löwen Sohn, auch ein Heinrich, des Kaisers Base heiratet, so die Häuser der Welfen und Staufer für eine kurze Zeit in Freundschaft verbindend. In der kaiserlichen Pfalz Tilleda am Kyffhäuser reichen sich der junge Kaiser, der alte Löwe und dessen Sohn, die alle den gleichen Namen tragen, die Hand.

Ein Jahr danach, 1195, trifft den Einsamen in seiner Braunschweiger Burg der Schlag. Seine Gattin, alle seine Freunde sind vor ihm in die Ewigkeit gegangen. Nun ist er ihnen zu folgen bereit.

Am 6. August, einem Sonntag, scheidet er in den Armen Bischof Isfrieds von Ratzeburg aus diesem Leben. Der Dom des Hl. Blasius umschließt das Sterbliche Heinrichs und Mathildes. Die Grabplatte zeigt in vollendeter Kunst die lebensgroßen Bildwerke der beiden Gatten.

Wie ein Zauber geht es von dieser Stätte aus. Jugendlich ist des Herzogs Gestalt, der das Schwert in der Linken, das Urbild des Doms in der Rechten hält. Seine Augen sind geöffnet, als schauten sie, nun jenseits von Not und Kampf, in ganzer Klarheit sein Ziel, seine deutsche Sendung.

Herzog Heinrich, der Niedersachse, lebt. Er ist unsterblich. Sein Werk, übergroß für sein Jahrhundert, hat eine spätere Zeit vollendet. —

An einer Tür des Doms wird heute noch die Spur einer Löwentatze gezeigt. Dort soll der treue Löwe, hochaufgerichtet in Schmerz, versucht haben, sich Einlaß ins Gotteshaus zu erzwingen, zum Sarge seines toten Herrn.



Albrecht der Bär
Nach dem von Walter Schott geschaffenen Standbild
in der Berliner Siegesallee



MÜLLER=RÜDERSDORF

Albrecht der Bär, der Gründer des brandenburgischen Staates

Albrechts Vater

Vor etwa tausend Jahren treten die Ballenstedter in die Geschichte ein. Sie sind ein mit Besitztümern reich gesegnetes Grafengeschlecht aus dem Sachsenstamm. Der tapfere, echtdeutsche Trutz des Sachsenvolkes — dem Deutschland in seinen vielen schweren Kämpfen um Recht, Freiheit und völkische Ehre so Unschätzbares zu verdanken hat — glüht ihnen im Blute. Von dem unvergeßlichen Ostlandhelden Markgraf Gero her sind dem Stammhause dieses Geschlechtes wertvolle Erbgüter in Nordthüringen überkommen. Weiter gelangen in den Besitz der Grafen von Ballenstedt ausgebreitete Güter im ehrwürdigen Schwabengau, ferner im Harz, an der Wipper und Saale.

Später wird auch Schloß Anhalt im Selketal ihre Hausung. „Die Anhaltiner" werden sie danach genannt.

Und nach dem weiteren Wohnsitz in kommender Zeit, der Stadt Aschersleben (Askania), heißen sie außerdem „die Askanier".

Mit deutschen Landgebieten also weithin gesegnet, erlangen sie jedoch eine starke Geltung, eine größere Bedeutung im Ringe deutscher Herrschaftsgeschlechter erst zu Beginn des zwölften Jahrhunderts, erst durch Graf Otto von Ballenstedt.

Graf Otto vermählte sich mit Eilike, der Tochter des letzten billungschen Herzogs von Sachsen. Dadurch gewinnt er sogar eine bedingte Anwartschaft auf das Herzogtum Sachsen.

Doch sein wirkliches Verdienst um sein Stammvolk und dessen Machtausbreitung und -festigung liegt in seinem siegreichen und kämpferischen Wirken. Nach zwei Richtungen erweist sich dies. Mit anderen sächsischen Grafen zusammen trägt er hauptsächlich dazu bei, daß der letzte salische Kaiser, Heinrich V., in der Schlacht am Welfesholze geschlagen wird und nun nicht wieder in die Gebietsverhältnisse Sachsens und Thüringens eingreifen kann.

Zum Besitz des Grafen Otto von Ballenstedt gehört auch der wendische Gau Serimunt an der Mulde und Fuhne. An der uralten Burg Askania, nahe der Malstätte bei Köthen, hält er hier feierlich Gaugericht.

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 5. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

Zu der Zeit, da Otto mit den anderen Herren des Sachsen- und Thüringerlandes gegen Kaiser Heinrich V. im Kampfe steht, treten plötzlich auch die slawischen Nachbarn ihnen feindlich entgegen. Die Gelegenheit zum Überfall benutzen sie noch vor der Schlacht am Welfesholze. Vermutlich hat der Kaiser sie aufgerufen, um an ihnen auf anderer Seite einen Helfer zu haben.

Ein starker Heerhaufen aus dem slawischen Stamme der Liutitzen erhebt sich im Gau Serimunt. —

Eben beginnen die Aufrührer zu plündern, als Graf Otto sie überrumpelt. Obgleich ihm an Kriegerzahl nur eine verhältnismäßig recht schwache Gefolgschaft zur Verfügung steht, wirft er doch den Aufstand sofort schlagkräftig nieder.

Damit erringt er den Hauptsieg über den slawischen Feind. —

Zwei gefährliche Gegner sind schnell niedergerungen.

Alle benachbarten Gaue atmen froh auf nach dem herrlichen deutschen Doppelerfolg über die Slawen und über den feindlichen Kaiser.

Dem Grafen Otto von Ballenstedt gebührt vor allem der Siegespreis.

Taten Albrechts des Bären bis zur Übernahme der Nordmark

Wir wissen es nicht genau, in welchem Jahre dem Grafen Otto sein Sohn Albrecht geboren wird; aber kurz vor 1100 geschieht dies.

Wegen seiner hervorragenden männlichen Gestalt und seines kühnen Antlitzes erhält Albrecht den Beinamen „der Schöne".

Aber noch einen anderen ehrenden Beinamen erwirbt sich der tatendurstige, mit gesundem Ehrgeiz begabte, auch geistig sehr hochstehende Graf Albrecht bald. Die Verwaltung des angestammten Besitzes — so stattlich er auch ist — genügt dem Manne, der in die Weite strebt und sich zu Höherem berufen fühlt, nicht. —

Abenteuerlustig, beteiligt sich Albrecht an einer Wallfahrt nach dem Orient. Denn auch ihm brennt das alte Grundübel der Deutschen — das diesen schon so oft schweren Unsegen und nachhaltigsten Schaden eintrug — im Blute. —

Als er nach dem Heimgange seines bedeutenden, hochverehrten Vaters die Herrschaft über die ballenstedtischen Gebiete angetreten hat, setzt er den von Graf Otto geführten Kampf gegen Kaiser Heinrich V. und seine Anhänger fort. Dadurch erwirbt er sich den Besitz der Markgrafschaft und macht sich zum Beherrscher des gesamten Landes, das schon die mütterlichen Ahnherren seines Hauses zu eigen hatten.

Den Ruhmesglanz, der über den Ballenstedtern aufging und den Albrechts Vater Otto aufs leuchtendste angezündet, bringt Albrecht zu gewaltiger Strahlung in den viereinhalb Jahrzehnten seiner Herrschaft.

Auch die Gunst des Schicksals ist ihm hold. —

Im Jahre 1125 wird ein neuer deutscher König gekürt. Bei der Wahl entscheidet es sich, ob — wie unter den großen Sachsenkönigen — wieder das Königtum oder ob fürder die römische Papstgewalt Deutschland beherrschen soll. —

Die Königskrone fällt Lothar von Sachsen zu und damit einem Fürsten aus bestem deutschen Wesen, einem wirklich gottberufenen Herrscher.

Ehemals — in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts — focht Karl der Große mit dem Sachsenvolke heftige Kämpfe aus. Schließlich gelang es ihm, sich dieses zu unterwerfen. Mit dem Gericht zu Verden an der Aller schloß Karl die Kämpfe ab.

Später ist unter den wahrhaft großen Sachsenkönigen Heinrich I. (919—936) und Otto I. (936—973) das Sachsenvolk wieder zur höchsten Freiheit und zu besonderem Ansehen gelangt und hat, als Hauptmacht des Reiches, Deutschland zu reicher Blüte gebracht.

Ja, die beiden trefflichen Könige aus kerndeutschem, trutzigem Sachsengeschlecht wurden gar die Schirmer ihres Reiches gegen die gefährlichen Einfälle feindlichen Ostvolkes! Im Jahre 933 schlug König Heinrich I. — der bei der dankbaren Nachwelt als der „Städtegründer" fortlebt — in der großen Schlacht bei Riade an der Unstrut die wildstürmisch in Deutschland vorgedrungenen Ungarn und sicherte damit für die Folgezeit vor allem Sachsen gegen sie. Schon im Jahre vorher hatte er die Lausitzer Wenden unterworfen.

937 schlug Otto I. — auch „der Große" genannt —, der inzwischen auf den Königsthron gelangt ist, die in Franken eingefallenen Ungarn zurück. Und im Jahre 955 trug er auf dem Lechfelde bei Augsburg einen für alle Zukunft entscheidenden Sieg über die Ungarn davon. Ferner bezwang er — so wie ehemals sein Vater Heinrich I. die Wenden in der Lausitz — auf kraftvollem Zuge den wendischen Feind an der Rekenitz.

Mit der wiederholten siegreichen Wehr gegen die Ungarn, die räuberisch in deutsche Bereiche eingedrungen waren und die die gesamten Elblande überschwemmten, setzten die beiden Könige aus Sachsenstamm den Grundstein zu stattlicher deutscher Ostbewegung. —

Während der Herrschaft Ottos des Großen unterwarf der stählerne, zielsichere Markgraf Gero die Wenden bis zur Oder und gewann dem bis zur Völkerwanderung hier ansässig gewesenen Deutschtum das weite Gebiet zurück, aus dem später die drei östlichen Grenzmarken — die Altmark (an der mittleren Elbe), die Ostmark (Lausitz) und die Mark Meißen — entstanden. — — —

Nun ist Lothar von Sachsen — der bis 1137 herrscht — des Reiches König. Sich auf die Macht seines Stammesherzogtums Sachsen stützend, verfolgt er die gleichen Ziele im Osten, wie seine beiden Vorgänger aus demselben germanischen Blut und Boden. Tatkräftig, klug und zäh trägt er die deutsche Staatsmacht ostwärts vor. —

Auch im Dienste des Glaubens als Eroberer und Zurückgewinner für das Deutschtum stehend, unterwirft er Pommern dem Christentum. Nach Schlesien hinein ruft zu seiner Zeit der Piastenherzog deutsche Bauern aus dem Westen und Süden des Reiches.

Und in den Weiten des heutigen Gaues Mark Brandenburg wird sein weltlicher Helfer Graf Albrecht von Ballenstedt.

Zwar entzieht König Lothar seinem Stammesgenossen und Verbündeten Graf Albrecht gleich zu Anfang die Herrschaft über die Markgrafschaft wieder, da deren Erwerbung im Widerspruch zur Bestimmungsgewalt eines Königs und Kaisers steht. Trotzdem aber leistet Albrecht ihm Gefolgschaft in rechter germanischer Stammesverbundenheit und Treue. —

Als König Lothar 1132 zum ersten Male nach Italien zieht, um für den von ihm 1130 gewählten Papst Innozenz II. nachdrücklichst einzutreten — von dem er dann 1133 in Rom zum Kaiser gekrönt wird —, begleitet ihn Albrecht mit seinen Streitern.

Im Kriegsgefolge des Kaisers zeichnet sich Albrecht allemal durch besondere Tapferkeit aus.

Sein außerordentlicher Kampfesmut und -schneid tragen ihm den Beinamen „der Bär" ein.

Er entspricht der skandinavischen Heldenbezeichnung des „Pjoren". In den Waldungen des Nordens gilt der Bär als der König. Die skandinavische Sage macht ihn dem Löwen ebenbürtig. —

Die Deutschen sind von der Kaiserkrönung und den damit verbundenen Kämpfen aus Italien heimgekehrt. Da stirbt plötzlich der junge Besitzer der Nordmark.

Zum Dank für die ihm geleisteten wertvollen Dienste belohnt Kaiser Lothar im Jahre 1134 seinen Stammesgefährten Albrecht den Bären damit.

Vermutlich wird die Nordmark Albrecht auf sächsischem Boden, in Halberstadt, verliehen — wo die alten Kampfgenossen und die verbündeten Fürsten wieder um den Führer versammelt sind, der in wirklicher kaiserlicher Berufenheit mit ihnen für des Deutschen Reiches Macht und Ehre wirkt.

Gründung des brandenburgischen Staates durch Erwerbungen und Eroberungen

Als Albrecht der Bär 1134 die Nordmark übernimmt, umfaßt sie wenig mehr als die heutige Altmark. Östlich der Elbe gehört dazu nur noch der zwischen Havel und Elbe liegende Landstreifen bei Havelberg.

Doch der Besitz Havelbergs ist sehr wichtig für ihn. Ist Havelberg doch — da oberhalb der Stadt die Havel auf weite Entfernung hin unüberschreitbar ist — die Ausmarschstätte zur Erwerbung und Eroberung der späteren vollständigen Mark. Die Lage erweist sich für Albrecht, der seinen Herrschaftsbereich erweitern will, als sehr günstig.

Die Liutizen, die eine Zeitlang mit ihren wendischen Stammesgenossen, den Abodriten, zu einem Reiche zusammengeschlossen waren, haben sich vor kurzem wieder von ihnen gesondert. Sie sind in mehrere Stämme — jeweils von einem Fürsten beherrscht — zersplittert. Dadurch haben sie ihre slawische Kampfkraft wesentlich geschwächt.

In dem Land um Havelberg herrscht der Wendenfürst Wirikind. Seine Söhne beginnen einen Streit und fallen 1136 auch in das Reichsgebiet ein. Albrecht der Bär befindet sich gerade auf einem Hoftag in Goslar. Von dort heimgekehrt, unternimmt er zwei Vergeltungszüge gegen sie und stellt die bisherigen Verhältnisse wieder her.

Die gesamte Prignitz bis zum Rhin — der natürliche Eingangsbereich des ostelbischen Landes — wird sein Gewinn in den Jahren 1136—37.

Fürst der wendischen Heveller ist Pribislaw von Brandenburg. Mit seiner Gemahlin Petrissa tritt er zum Christentum über. Die Überlieferung — die allerdings angezweifelt wird — behauptet, daß Albrecht der Bär als Taufpate Pribislaws — der als Christ den Namen „Heinrich“ annimmt — zu gelten habe. In engen freundschaftlichen Beziehungen zu Albrecht schon lange stehend, soll er — nach einer anderen unverbürgten Aufzeichnung späterer Zeit — bereits um 1130 dem ersten Sohne Albrechts, Otto, die sich zwischen Havel, Plaue und Nuthe ausdehnende Zauche zum Taufgeschenk gemacht haben. Dagegen spricht die Tatsache, daß Otto um diese Zeit nicht im kindlichen Täuflingsalter stand. Zum anderen ist es ziemlich sicher, daß Albrecht als Ottos Vater niemals ein wirkliches Herrscherrecht über die Zauche ausübt. Trotzdem: Albrecht ist mit Heinrich befreundet und dehnt sein Machtbereich schon bald beträchtlich aus.

Dabei ist es unzweifelhaft, daß Fürst Heinrich — dessen Ehe kinderlos bleibt — Albrecht den Bären zum Erben seines übrigen Landes zwischen Havel und Rhin einsetzt, indem er seine heidnischen Verwandten übergeht. Wohl irrtümlich gibt man das Jahr 1136 dafür an. Höchstwahrscheinlich erhält Albrecht 1142 dies große, wertvolle Erbrecht. Denn im Jahre 1142, auf dem Hoftage zu Frankfurt a. M., nennt er sich zum ersten Male „Markgraf von Brandenburg“.

Freilich zeigen die Geschehnisse in der nächstfolgenden Zeit, daß der Erbvertrag nicht offenbar gemacht wird. Nicht ohne Grund fürchtet Heinrich wohl für den Fall der offenen Bekanntgabe schon jetzt einen gefährlichen Aufstand seines Hevellervolkes. Auch lassen die ungeklärten, unsicheren Verhältnisse in den Grenzbereichen das Geheimhalten des Vermächtnisses als ratsam erscheinen. —

Im Jahre 1137 stirbt Kaiser Lothar von Sachsen nach einer für das Deutsche Reich und das Deutschtum höchst segensvollen Herrschaft. Mit seinem Tode trennt sich das Kaisertum wieder vom Herzogtum. Die Kaiserkrone fällt dem Hohenstaufen Konrad III. zu.

Er herrscht von 1138—1152. Anspruch auf das Herzogtum Sachsen wird von Lothars Tochter für dessen Enkel erhoben, der dem Welfenstamme angehört. Ein Kampf Konrads III. gegen Sachsen ist die Folge. Albrecht der Bär steht darin auf des Kaisers Seite. Zum Dank dafür wird er von ihm 1138 mit dem Herzogtum Sachsen belehnt.

Doch verliert er es schnell wieder an die Welfen. Sogar der Nordmark geht er in dem Kriege verlustig.

Er ist daraufhin also eine Zeitlang ein Fürst ohne Land.

1142 wird auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. der Friede geschlossen. Albrecht verzichtet beim Friedensschluß zugunsten Heinrichs des Löwen auf Sachsen. Dafür erhält er von den Welfen seine anhaltischen Besitzungen und die Nordmark zurück. —

1150 schließt Wendenfürst Heinrich (Pribislaw) für immer die Augen. Der Erbvertrag, den er einst mit seinem Freunde Albrecht dem Bären geschlossen, muß nun in Kraft treten. Zu dem wichtigen Geschehnis berichtet der Vorsteher Heinrich des Prämonstratenserstiftes in Brandenburg — dessen Aufzeichnungen aus der Zeit nachher eine der wertvollsten Grundlagen brandenburgischer Geschichtsforschung darstellen — in seiner gewissenhaften, frischen Art: „Als Pribislaw, bereits vom Alter gebrochen, hinfällig zu werden begann, erinnerte er seine Gemahlin getreulich daran, daß er dem Markgrafen Albrecht die Stadt Brandenburg für den Fall seines Todes versprochen habe. Bald darauf wurde er von Fieber befallen und darniedergeworfen. Er entschlief treu, wie wir hoffen, in dem Herrn.

Wohl eingedenk seiner letzten Ermahnungen wollte nun seine Witwe, da sie wußte, daß die Einwohner des Landes zur Verehrung der Götzenbilder geneigt seien, das Land lieber den Deutschen übergeben, als selbst dem schändlichen Götzendienste beistimmen. Klugen Ratschlägen folgend, hütete sie, nur mit Wissen ihrer besten Vertrauten, die unbeerdigte Leiche ihres seit drei Tagen toten Gemahls, zeigte dem Markgrafen Albrecht, den er als seinen Erben eingesetzt hatte, die Sache an und rief ihn herbei, damit er zur Übernahme der Stadt komme.

Dieser kam, der Ankündigung entsprechend, eilends mit einer Schar Bewaffneter, nahm die Stadt Brandenburg, wie durch Erbfolge, in Besitz und veranstaltete unter Teilnahme vieler Edlen, gemäß der Macht des Fürsten, ein ehrenvolles Begräbnis des Verstorbenen. Nachdem der Markgraf Albrecht so die freie Bestimmung über seinen Besitz gewonnen hatte, vertrieb er aus dem offenen Lande

die offenkundigen Straßenräuber sowie die von dem unreinen Götzendienste Angesteckten aus der Stadt und übergab den Schutz derselben kriegerischen deutschen und slawischen Männern, denen er das größte Vertrauen schenkte.“ —

Das so neu gewonnene Gebiet an der Havel — das später den Namen „Mittelmark“ erhält — schließt Albrecht mit der Nordmark zur Markgrafschaft Brandenburg zusammen.

Kaiser Konrad gibt sie Albrecht dem Bären als erbliches Reichsfürstentum zu Lehen. 1156 verbindet der Staufenkaiser Friedrich Barbarossa — der von 1152—1190 herrscht — mit der Markgrafschaft Brandenburg ein hohes Reichsamt: die Würde des Erzkämmerers. Bisher besaß diese der Herzog von Schwaben.

Wenn es aber auch äußerlich anders scheint, so ist doch innerlich das Slawenland, das ihm durch ein seltenes Erbglück zufiel, noch lange nicht Albrechts des Bären wahrer Besitz. Denn auch die Heveller sind ein Völklein, das in der Mehrzahl zähe an dem ihm in Glauben und Sitte Überkommenen hängt, dessen Wesenheit sich nicht so leicht in eine Abmachung der Herrscher fügt, bei der das Grundsätzliche des Völkischen ganz unberücksichtigt geblieben ist. Und „so sieht sich“ — wie Jaster in seiner „Geschichte der askanischen Kolonisation in Brandenburg“ betont — „Albrecht gerade in dieser Stadt, von welcher einst das ganze Land Brandenburg den Namen nehmen sollte, und gerade in diesem Havelgau sehr erheblichen Schwierigkeiten gegenüber. Natürlich nimmt er, seiner tatkräftigen Natur entsprechend, den Angriff sofort auf. Seine Ritter, denen er mit ihm ergebenen slawischen Getreuen die Feste Brandenburg übergab, bilden nichts als eine schmale Insel inmitten der Brandung. Sie sind nichts als der dürftige Beweis dafür, daß dieses Land nun den Deutschen gehört, ohne von Deutschen bevölkert zu sein. Und die Sonderaufgabe der askanisch-hevellischen Besatzung darf in jener unruhigen Zeit für größere Pläne gar nicht nutzbar gemacht werden. Diese Zeit des politischen Wechsels haben wir uns also durchaus nicht als ungefährlich vorzustellen. Das Fangen und Hängen der Straßenräuber (das üblich ist!) liefert nur Wasser auf die Mühlen der slawischen Stämme. In den hevellischen Kriegstrabanten des Askaniers sieht man Verräter am eigenen Volkstum, im günstigsten Falle aber Dummköpfe, denen man die Augen öffnen müsse. Das alles weiß Albrecht natürlich auch. Und die Ermordung Konrads von Plötzkau um die Jahreswende 1155—56 ist das sichere Zeichen lange gehegten Hasses. Warum schlägt Albrecht nun nicht los? Warum unterläßt er einen Vergeltungszug, wo Vergeltung am Platze wäre? — Wir können die Frage quellengemäß nicht beantworten.“ —

So kommt denn der Zeitpunkt, da die Unterworfenen in slawischem Grimm und slawischer Rache heimtückisch zum Hauptschlage ausholen.

Im Lenz 1157 geschieht's. Sieben Jahre, nachdem Albrecht der Bär vom Hevellerbereich der Feste Brandenburg Besitz genommen.

Auch dazu geben wir dem Zeitgeschichtsschreiber, Prior Heinrich von Brandenburg, wieder das Wort: „Sobald das Gerücht die Tatsache von Pribislaws Tod

zu den Ohren Jaczos (in Köpenick), des damaligen Herrschers in Polen (war zweifellos lediglich ein wendischer Heerführer!) und Oheims des edlen Pribislaw, brachte, bekümmerte sich Jaczo tief über den Tod seines Neffen. Und weil er des Verstorbenen nächster Blutsverwandter war, so klagte er heftig, daß er sich auf immer betreffs der Stadt enterbt sah. Nach Verlauf einer kurzen Zeit bestach er die Einwohner der Stadt mit Geld und drang mit einem großen Polenheere nächtlicherweile, indem die Tore der Festung im Einverständnis geöffnet wurden, hinein. Die Leute des Markgrafen, die ihm die Stadt ausgeliefert hatten, entführte er nach Polen und hielt sie in verstellter Gefangenschaft.

Auf die Kunde hiervon überlegte Markgraf Albrecht, der von Jugend auf streng im Kriege geübt war, was zu tun sei, sagte einen Heerzug an und sammelte mit Hilfe Wichmanns, des damaligen Metropolitans von Brandenburg, und anderer Fürsten und Edlen ein zahlreiches Heer.

An dem festgesetzten Tage zog er, umgeben von tapferen Kriegern, alsbald nach der von Jaczo weggenommenen Stadt Brandenburg, verteilte die Truppen in drei Punkte um dieselbe und belagerte den Ort wegen seiner starken Befestigung lange Zeit. Als aber nun viel Blut vergossen war und die in der Stadt wahrnahmen, daß sie, zu stark eingeschlossen, den Händen der Feinde nicht entgehen könnten, ließen sie sich ihr Geschick durch Handschlag sichern und ergaben sich aus Not dem Markgrafen. So gewann im Jahre 1157, am 11. Juni, Markgraf Albrecht durch die Gunst göttlicher Gnade die Stadt Brandenburg siegreich zurück und hielt mit zahlreichem Gefolge freudig seinen Einzug. An einem erhöhten Punkte richtete er eine Siegesfahne auf."

Jaster, der jüngstzeitige Schreiber der Askaniergeschichte, der das Ringen um das wichtige Brandenburg beleuchtet, bemerkt noch: „Für Albrecht handelt es sich hier nicht nur um die Verteidigung seines Erbrechtes, sondern um die Betonung deutscher Lebensrechte überhaupt.

Mit Unterstützung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, der das Bistum Brandenburg erhalten wissen will, und einer Reihe sächsischer Edler beginnt die Belagerung. Beginn und Ende vermögen wir zwar nicht genau anzugeben; doch dauert es sicherlich einige Monate, ehe Albrecht wieder im Besitz der Feste ist. So vergeht der Frühling von 1157. Die Ausgänge der Festung sind gesperrt. Der Angriff wird von drei Seiten vorgetragen. Die Gewässer sind eisfrei, so daß auch hier Belagerungstruppen eingesetzt werden müssen. Bei diesen Einzelhandlungen zu Wasser fallen Graf Werner von Veltheim, ein Sohn von Albrechts Schwester Adelheid, und Graf Werner von Osterburg, der — wie die ‚Sächsische Weltchronik' berichtet — auf einem Schiffe umkommt. Ausfälle und Sturmangriffe werden also vermutlich mehrfach unternommen. Zu einem letzten großen Angriff der Deutschen kommt es dann aber wahrscheinlich nicht mehr, weil sich die Verteidiger ihr Leben durch Handschlag sichern lassen. Und was aus Jaczo wird, ob er sich in jenen Tagen in Brandenburg aufhält, ob er entflieht, wo er bleibt und wie er endet, das sind Fragen, welche wir nicht mehr lösen werden. —

Das Hevellertum empfängt hier einen tödlichen Streich. Die Kraft zum Widerstande fehlt forthin. Nun können sich Deutschtum und Christentum ausbreiten. Ein Volk ist aus der Gegenwart an den Rand der Vergangenheit getreten, ein anderes aber schreitet in eine leuchtende Zukunft." —

In dem Bestreben, die slawischen Ansiedler auf ehemals germanischem Ostboden zu unterwerfen, werden sogar regelrechte Kreuzzüge unternommen. Sie sind äußerlich in der Hauptsache Unternehmungen, die den Zweck haben, die Heiden zum Christenglauben zu bekehren, und sie zeigen, welche große Macht die Kirche besitzt, da sie es versteht, die Männer des Schwertes in ihren Dienst zu ziehen. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß die an den Kreuzzügen beteiligten weltlichen Fürsten vornehmlich die Erweiterung ihres Landbesitzes im Auge haben. —

Der bedeutendste Kreuzzug gegen die Slawen fällt in das Jahr 1147. Er wird auf dem großen Reichstag zu Frankfurt am Main im März des Jahres beschlossen und beginnt im August, in der Zeit, da Kaiser Konrad III. seinen zweiten Kreuzzug nach Palästina unternimmt.

Das Zeichen des Kreuzfahrers gegen die Slawen stellt ein Kreuz auf einer Kugel dar. Die Kugel kennzeichnet den Reichsapfel; das Kreuz ist das wendische. Durch dies Sinnbild soll gesagt werden, daß mit der Ausrottung des Heidentums durch die Kreuzfahrer auch dem Reiche großer Dienst erwiesen werde. —

Von den beiden Kreuzheeren gegen die Slawen, unter der Leitung Heinrichs des Löwen, wendet sich das eine Heer wider die Abrodriten, die im heutigen Mecklenburg hausen, das andere gegen die Liutitzen. Bei dem größeren Südheer, das ins Land der Liutitzen, nach Pommern, gegen den Fürsten Ratibor zieht, befindet sich auch Markgraf Albrecht der Bär mit seinen Söhnen Otto und Hermann.

Näheres über den Kreuzzug gegen die Slawen wissen wir nicht. Auch über Albrechts des Bären persönliches Tun und Erleben während des Unternehmens haben wir keine Kunde. Sicher ist nur, daß die allgemeine Marschlinie durch die Orte Havelberg und Demmin bestimmt und daß Demmin belagert wird.

Von einer größeren Kampfhandlung und gar von einer regelrechten Schlacht wird nichts berichtet. Zu einer solchen kommt es auch bestimmt nicht. Die Slawen verstehen es, jedem heiklen Zusammenstoß auszuweichen. Die ausgedehnten, dichten Wälder und zahlreichen Sumpfstrecken ihres Landes, mit wilden Büschen und Gestrüppen durchsetzt, lassen sie jedem Ansturm leicht entweichen und bieten ihnen Auswege zum Entrinnen und Verstecke genug.

Und was hilft es den Kreuzfahrern, daß sie hier und da ein menschenleeres Slawendorf niederbrennen! Leichtgebaut, wie die slawischen Hütten sind, werden sie nach Abzug der Feinde schnell wieder neu aufgerichtet. An Zähigkeit und Hartnäckigkeit lassen ihre Bewohner nichts zu wünschen übrig.

Und was nützt der von dem bekannten Kreuzzugprediger Abt Bernhard von Clairvaux verfaßte Aufruf, in dem als festes Ziel des Unternehmens die Bekehrung oder die Ausrottung der heidnischen Liutitzen bezeichnet wird!

Er bleibt fast erfolglos.

Der Glaube, das Wichtigste im seelischen Walten, wird zur Grundlage und zum Hauptzweck gemacht. Da aber — wie zahlreiche Beispiele der Geschichte und des Lebens zeigen — ein neuer Glaube sich nicht mit dem Schwerte einimpfen läßt, kann der Erfolg der Kreuzzugfahrer auch nicht zum rechten und letzten Ziele führen.

In den weitaus meisten Fällen kehren die Liutitzen und Abodriten da, wo sie durch rücksichtslose Waffengewalt zur Annahme des christlichen Bekenntnisses gezwungen werden, zu den Sitten und Bräuchen ihres Heidenglaubens zurück, sobald die Eroberer, die sie unterwarfen und „bekehrten", ihnen den Rücken zuwenden.

Und welchen Sinn hat es, daß fürstliche Teilnehmer des Kreuzzuges gegen die Slawen nach ihrer Heimkehr das Hoheitsrecht über irgendein fernes Gebiet verkünden, dessen Bewohner ihnen keineswegs untertan sind, sie im Gegenteil vielfach hassen! —

Auch der Kreuzzug von 1147 bedeutet in dieser Hinsicht einen völligen Fehlschlag. —

Allerdings folgt ihm bereits im nächsten Jahre ein erheblicher Gewinn für das Deutschtum, der ihn in hohem Maße ausgleicht. Etwa vier Monate nach dem Kreuzzuge gen Osten und Nordosten, im Januar 1148, schließen nämlich der Erzbischof Friedrich von Magdeburg — der zum Heere gegen die Liutitzen gehört — und mehrere sächsische Fürsten zu Kruschwitz bei Hohensalza ein Bündnis mit den Polenherzögen Boleslaw und Minczyslaw.

Sehr wahrscheinlich nimmt auch der Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär, an dem Bündnis teil. Denn durch Vermählung seines ältesten Sohnes Otto mit der Schwester der Polenherzöge, Judith, tritt er in ein enges verwandtschaftliches Verhältnis zu den beiden.

Ostdeutsches Siedlungs- und Kulturwerk

Albrecht der Bär ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß weit weniger die kriegerische Eroberung eines Gebietes — noch dazu eines fremdvölkischen — als die friedliche, geschickte Gewinnung der maßgebenden Bewohner und die Einpflanzung deutscher Art und Kultur in ihr Land, in ihre Wesenheiten und ihr Leben die wahre Eroberung ausmacht. Darum bemüht er sich zeitig genug, die deutschen Ansiedler in die slawischen Bereiche zu führen und deutsche Bildung in das eingesessene Stammvolk hineinzutragen.

1160 etwa beginnt er sein großes, treffliches Besiedlungswerk in den Landschaften östlich der Elbe: in der Prignitz, im Havelland und in der Zauche. Und er wird zum starken, bedeutenden Wegbereiter der Siedlungsbewegung unserer Mark Brandenburg, wird zu einem führenden Wiedereroberer östlichen Bodens für den deutschen Lebens- und Schaffensraum.

Über den Beginn der deutschen Ostbesiedlung schreibt — zwar nur ganz allgemein und nicht aus persönlicher Erfahrung — der im zwölften Jahrhundert lebende Priester Helmold in seiner „Chronik der Slawen": „Zu derselben Zeit (1160 ungefähr) beherrscht das östliche Slawenland Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen ‚der Bär', der mit Gottes Hilfe seinen Besitz reichlich mehrt. Er unterjocht nämlich das Land der Brizaner (Prignitz), Stoderaner (wendischer Name für das Havelland: Stoderania) und vieler anderer Völker, die an der Habola (Havel) und Elbe wohnen, und unterdrückt ihre Aufstände.

Zuletzt, als die Slawen allmählich verschwinden, sendet er nach Utrecht und der Rheingegend und zu denen, die am Ozean wohnen und von der Meeresgewalt zu leiden haben — den Holländern, Seeländern und Flandrern —, und zieht von ihnen viel Volk herbei und läßt sie wohnen in den Städten und Dörfern der Slawen.

Durch das Herbeiströmen der Fremdlinge gewinnen die Bistümer von Brandenburg und Havelberg an Macht. Denn die Kirchen mehren sich, und der Ertrag der Zehnten steigt außerordentlich. Aber auch das südliche Elbufer beginnen zu derselben Zeit holländische Einwanderer anzubauen. Diese Holländer besitzen von der Stadt Soldwedele (Salzwedel) an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsamer- und Markinerland — das Bereich um Stendal und nördlich davon die zwischen Arneburg und Werben sich erstreckende Wische —, mit Städten und Dörfern, bis zum Böhmerwalde hin. Diese Länder sollen einst, zur Zeit der Ottonen, die Sachsen bewohnt haben, wie man an den alten Dämmen sehen kann, die an den Elbufern in dem Sumpflande der Balsamer aufgeführt worden sind.

Doch die Slawen haben wieder die Oberhand erlangt. Die Sachsen sind erschlagen worden. Ihr Land haben dann die Slawen besessen bis auf unsere Zeit.

Jetzt aber, da Gott dem Herzog Heinrich (Heinrich dem Löwen) und den übrigen Fürsten (darunter vor allem Albrecht dem Bären) Heil und Sieg im reichen Maße verlieh, sind die Slawen allerwärts in den Staub getreten und

vertrieben worden. Von den Gestaden des Ozeans kommen auf den Ruf unserer Fürsten unzählige Scharen tapferer Männer herbei, siedeln das Land der Slawen an und erbauen Städte und Kirchen und nehmen zu an Reichtümern über alle Erwartung hinaus." —

Zehn Jahre lang pflanzt Albrecht der Bär in den ihm von den Slawen überkommenen Gebieten der Markgrafschaft Brandenburg deutsche Art, Sitte und Kultur.

In zweifacher Weise siedelt er deutschrassige Menschen in seinen Slawengebieten an.

Vor allem seinen verdienten, zuverlässigen Kriegern gibt er ein mehr oder minder großes Landstück zu Lehen. Dem und jenem überträgt er auch eine Burg. Denn nicht nur an den gefährdeten Ostgrenzen läßt er feste Burgen erstehen, wie: Kremmen, Bötzow, Trebbin, Spandau, Potsdam. —

Aber auch Mönche holt er als ausgezeichnete Urbarmacher und Kulturbringer in sein Land.

Auf seiner Pilgerfahrt nach Palästina im Jahre 1158 lernte er die segensvolle Bedeutung der Brüder des Ordens von St. Johann und des Tempelordens kennen. Sie werden ihm tüchtigste, opferwilligste und erfolgreichste Helfer bei seinem Werk.

Um die Einwohner für den christlichen Glauben zu gewinnen und den christlichen Gottesdienst zu pflegen, läßt Albrecht die zerstörten Bistümer wieder herstellen und Kirchen und Klöster erbauen.

Doch klar erkennt er, daß ein rechtes, zukunftsicheres Besiedlungswerk am allerwenigsten von einem Herren- und Priesterstand durchgeführt werden kann.

Darum schlägt er den zweiten Weg ein: Er läßt Aufrufe ergehen durch ganz Deutschland, die auch den einfachen Mann, den Bauer und Bürger, in die slawischen Bereiche seiner Mark einladen.

Und es kommen aus den verschiedensten Gegenden, vom Westen und Nordwesten des Reiches — wie es Helmold in Vorstehendem schildert — Ansiedler in das Land Albrechts des Bären. In großen Scharen strömen sie seit 1159, vor allem aus Flandern, Holland, Friesland und Westfalen, herbei.

Jedem Zuzügler wird reichlich Land geschenkt. Dafür muß er regelmäßig bestimmte Abgaben leisten und Kriegsdienst tun.

Hier und da ist für eine zugezogene Familie ein Besitztum freigeworden. Denn mancher artzähe Wende — namentlich von den Hevellern — zieht lieber aus Haus und Hof, läßt allen Besitz im Stich, als daß er sich dem ihn zum Christenglauben führenden und mit deutscher Kultur beglückenden Markgrafen von Brandenburg fügt. Freilich tut auch bei solch vorhandenem Besitztum stets allerhand Ausbesserung und Verbesserung not.

Die meisten Ansiedler jedoch müssen völlig von vorn anfangen.

Weite Strecken des Landes sind durch die andauernden, rauhen Kriege und Streitzüge schlimm verwüstet worden.

Ferner gilt es, die vielen sumpfigen oder durch Überschwemmung leidenden Niederungen abzudämmen und auszutrocknen und so in nutzbaren, ertragreichen Grund zu verwandeln.

Fleißige, geschickte und unverzagte Bauern und Bürger sind es, die Albrecht der Bär durch den Zug aus dem Nordwesten und Westen Deutschlands für seine Mark gewinnt. Manch neues, willkommenes Gewerbe bringen sie mit und manche schätzenswerte handwerkliche Kunstfertigkeit.

Aus größeren Siedlungen — vor allem um Burgen und Bischofssitze — bilden sich bald Städte: Bürgersitze, die dem deutschen Wesen entsprechen und es in jeder Einzel- und Sonderheit widerspiegeln. Gesichert gegen Überfälle sind sie durch Mauern, Wälle und Gräben und begabt mit vielen Rechten und Freiheiten. Handwerk und Handel kommen in ihnen schnell zur Blüte. Ihr Wohlstand wächst — und mit ihm steigen Bildung, Kunstpflege und Macht.

Jaster bemerkt: „In den Stadtsiedlungen zur Zeit Albrechts sehen wir den Zusammenfluß handwerklichen Bürgertums und die Mittelpunkte des alten Handels und Verkehrs. Es ist einleuchtend, daß der Bauer die Grundlage des neuen Staatswesens ist. Es ist also auch klar, daß die städtische Entwicklung, so wie man sie sich allgemein vorstellt, erst eine Folge stärkerer bäuerlicher Besiedlung sein kann.

Zum ersten Male hören wir deshalb auch erst 1170 von den städtischen Siedlungen, von den ‚urbibus' Brandenburg, Havelberg, Werben, Arneburg, Tangermünde, Osterburg und Salzwedel.

Für die ‚villa Stendale' (also noch Dorf oder Flecken) schafft Albrecht in seinem Balsamerlande einen Markt. Handelsgeschichtlich handelt es sich auch hier um die erste Erwähnung einer solchen Einrichtung in unserer Heimat. Damit wird die ‚villa' (Dorf) zur ‚urbs' (Stadt) erhoben. Markgraf Albrecht verleiht dem Marktwesen Stendals vom Tage der Gründung an eine fünfjährige Zollfreiheit, welche keine der umliegenden und eben genannten Städte stören darf. Die Stadt wird mit Magdeburger Recht begabt. Das Gebiet Stendals wird zum freien Eigentum seiner Bürger, gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe, erklärt. Die richterliche Gewalt aber steht einem Lehnsmanne, namens Otto, zu. Zwei Drittel der Gerichtsfälle werden an den Markgrafen, ein Drittel wird an den Lehnsmann gezahlt. Schließlich sollen künftige Neusiedler mit den älteren Ansiedlern Wasser, Weide und Wald zu gleichen Teilen besitzen. —

Gleichzeitig hören wir nun auch von Brandenburg.

Auf einer Gerichtsverhandlung in Havelberg fragt Albrechts Sohn Otto seine Barone, welche seiner Burgen den vornehmsten Namen trage. Darauf antwortet einer der Edelleute, Borchardus mit Namen, dies könne nur Brandenburg sein. Also wird den Bürgern dieser Stadt das zollfreie Kaufs- und Verkaufsrecht durch die ganze damalige Mark verliehen. Von den Fischen, außer von Stören, Muränen und Lachsen, gilt diese Zollfreiheit aber nicht." — — —

Wahrlich, Albrecht der Bär handelt aufs beste, glücklichste nach der Erkenntnis, daß die friedliche Kulturarbeit sich viel wirksamer denn die Kriegswaffe erweist!

Bei den Einsichtigen des Wendenvolkes wird sein treffliches Siedlungs- und Kulturwerk bald gut aufgenommen. Sie erkennen die höhere Stufe deutscher Bildung, Tat und Sitte und spüren die besonderen Segnungen für Wirtschaft und Staat. Einer nach dem anderen von der slawischen Bevölkerung paßt sich demzufolge sacht den deutschen Einrichtungen und Wesenheiten an und geht allmählich ganz im Deutschtum auf. Wechselheiraten tragen ihr übriges bei, um die Slawen in der Mark dem Deutschtum zu gewinnen. —

Der bedeutendste dichterische Darsteller der Mark Brandenburg und ihrer Menschen, Theodor Fontane, dessen Werk „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" von hohem, unvergänglichem Wert ist, beschäftigt sich unter anderem gründlich mit den Wenden in seiner heimatlichen Mark und ihrer Geschichte, und bietet uns als gewissenhafter Forscher wichtige Aufschlüsse. Wenn wir seinen entsprechenden Urteilen und Folgerungen auch nicht rückhaltlos zustimmen, ja, ihnen mehrfach widersprechen, so müssen wir doch seine Ausführungen im Hauptsächlichen als grundlegend ansehen.

Über das Aufgehen des wendischen Volkes im deutschen Volk schreibt Fontane: „Die Mittelmark, im Gegensatz zu den mehr oder- und elbwärts gelegenen Landesteilen, ist der eigentliche Mischungsbottich. Die Verhältnisse fordern dazu auf. Auf dem platten Lande ist es die Not, in den Städten ist es die Gelegenheit, die die Menschen ohne sonderliche Rücksicht auf ihre Abstammung zusammenführt. Die alten Bürgerfamilien freilich beharren in ihrer Abgeschlossenheit; die ‚kleinen Leute' jedoch tun sich zusammen, unbekümmert um die Frage: wendisch oder deutsch. So liegen die Dinge in der Mittelmark, also in Teltow und Barnim, im Ruppinschen, in Beeskow-Storkow, in der Westhälfte von Lebus, überhaupt in allen Landesteilen, in denen sich Deutschtum und Wendentum einigermaßen die Waage halten.

Anders freilich ist es in West und Ost. Je mehr nach der Elbe zu, um so abgesonderter hält sich das Deutschtum, weil es ihm leicht gemacht wird, sich aus seinen Stammesgenossen jenseits der Elbe zu ergänzen. Umgekehrt: Je näher der Oder und den eigentlichen slawischen Landen zu, um so länger bleibt das Wendentum in Kraft. Gegenwärtig indessen, wenige Stätten abgerechnet, ist es im Leben unseres Volkes verschwunden. Es lebt noch fort in einer Anzahl unserer Städte- und Dorfnamen, in dunklen Erinnerungen — daß in einzelnen, den Namen eines Wendengottes bis heute festhaltenden Ortschaften (in Jüterbog, in Götergotz) ein Tempel stand —, vor allem in den Heidengräbern und Wendenkirchhöfen, die sich allenthalben in der Mark verbreitet finden.

Aber es ist bezeichnend, daß eben das einzige, was aus der alten Wendenzeit noch zu uns spricht, ein Begrabenes ist. Alles geistig Lebendige ist hinüber. Selbst der Aberglauben und die in ihm wurzelnden Gebräuche, Sitten und Volksweisen, die wohl dann und wann für wendische Überreste gehalten werden, lassen sich viel-

fach auf etwas Urgermanisches zurückführen, das, auch vor den Wenden schon, hier heimisch ist. Mit Sicherheit lebt noch Altdeutsches in den Gemütern, und das Volk erzählt von Wodan und Frigga (Freia) und von dem Hackelberger Jäger. Aber Radegast und Czernebog sind tot.

Das Wendische ist weggewischt, untergegangen in dem Stärkern, in dem germanischen Leben und Gemüt. Und nur am Ende der Oder hin, den slawischen Landen zu, zeigt sich zuweilen neben dem slawisch Heiteren auch noch jener auf Hartnäckigkeit und Verschlossenheit deutende finstere Zug, der an die alte Zeit und ihre Bewohner mahnt." —

Albrecht der Bär beweist vor allem darin schon von Anfang an weise Voraussicht, daß er die slawischen Adligen den deutschen Edelleuten gleichstellt. Sie gehen um so freudiger ins deutsche Kulturvolk ein. Und mit ihrer Hilfe wird es bedeutend leichter, auch die slawischen Bauern und Fischer (diese allerdings zuletzt) für das Deutschtum zu gewinnen.

Als Albrecht der Bär am 18. November 1170 aus seinem tatenreichen Leben scheidet, hinterläßt er mit der Markgrafschaft Brandenburg einen festgegründeten, in hoher deutscher Kraft erstarkten, in trefflicher Ordnung befindlichen und in bestem Ansehen stehenden Staat.

Bedeutung Albrechts des Bären

Mit Albrecht dem Bären, dem Kurbrandenburg Wahlheimat wird, beginnt im Schicksalsbuch deutscher Geschichte der an Heldentum reiche, besonders ehrenvolle Abschnitt der brandenburgisch-preußischen Geschichte.

Dadurch, daß Albrecht den brandenburgischen Staat — als Herz des vielteiligen deutschen Staatenkörpers — schafft, wird er der Urvater deutscher Reichseinheit. Denn aus der schlichten, kernigen, allen Schicksalsunbilden eisern trutzenden Brandenburger Mark wird im Laufe der Jahrhunderte Preußen, das stählerne Preußen, das sich als Rumpfland schließlich machtvoll zum stolzen Körper des Deutschen Reiches auswächst.

Und das ist das besonders Rühmenswerte dabei an Markgraf Albrecht, daß er im großen und ganzen nicht als ein gewalttätiger Eroberer, sondern hauptsächlich als ein friedlicher, aber tapferer und tatkräftiger Erwerber auftritt. Das, was man Glück nennt, ist ihm freilich bei seinen Landerwerbungen auch recht hold.

Recht gesehen, hat auf die Dauer nur der Tüchtige Glück. Und Albrecht ist ein Staatsmann, dem Gaben und Können zugleich eigen sind.

Geschickt vereinigt er in seiner vaterländischen Lebenstat die beiden größten Zielkräfte seines Zeitalters: Erwerb von Landbesitz und gläubige Leidenschaft. Mit den kirchlichen Mächten, die er als Staatsgründer benötigt, verknüpft ihn zeitlebens ein ausgezeichnetes Bündnis. —

Hervorragende Bedeutung gewinnt Albrecht der Bär auch, indem er es fertigbringt, Deutsche und Slawen zu vereinigen, aber so, daß das deutsche Wesen dabei bestimmend wird. —

Und neben Heinrich dem Löwen bleibt er das leuchtendste Vorbild unter den Fürsten, die das Deutschtum nach dem Osten vortragen und einstigen germanischen Ostraum zurückgewinnen.

Uns Deutschen bedeutet Markgraf Albrecht der Bär viel!

Die Söhne und Töchter des Gaues Mark Brandenburg insbesondere müssen ihn dankbar als den Schöpfer ihres einstigen Staates, den Gründer heimatlicher märkischer Volkskultur und den Vorgestalter einer großdeutschen Volkseinheit schätzen.



Leopold von Dessau

Gestochen nach einem Gemälde von A. Pesne



B. GÄRTNER

Der Alte Dessauer, der Feldmarschall dreier Könige

Der leidenschaftliche Erbprinz

Große Freude herrscht am 3. Juli des Jahres 1676 im Schlosse zu Dessau. Der sehnsüchtig herbeigewünschte Erbprinz ist da: Sohn des regierenden Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau und seiner Gemahlin Henriette, einer Prinzessin aus dem Hause Oranien. Mit der fürstlichen Familie freut sich das ganze Land. Und sie haben Grund dazu. Sind doch nach einem Prinzen, der früh gestorben ist, hintereinander sieben Töchter geboren worden. Als neuntes Kind hat nun aber endlich der Thronerbe das Licht der Welt erblickt: Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau.

Von der ungewöhnlichen Kraft, die in dem Prinzen heranwächst, hat man bei den Untertanen bald eine entsprechende Vorstellung. An seinem ersten Geburtstage läßt nämlich die Bürgerschaft von Dessau eine Denkmünze prägen, die den kleinen Leopold als Herkules darstellt, wie er in der Wiege sich zweier Schlangen erwehrt.

Von Kern aus gesund und mit unbändigem Willen begabt, den niemand zügelt noch zähmt, wächst er naturhaft auf, ohne jegliche Erziehung und Bildung. Die Kunst des Schreibens und Lesens hat er zeitlebens nicht richtig gelernt. Ereignet sich doch später folgende spaßige Geschichte:

Leopold hat einem Offizier auf einem Zettel einen Befehl zugehen lassen. Der Empfänger gibt sich die erdenklichste Mühe, das Geschreibsel des Fürsten zu entziffern; umsonst. Was tun? Dem Befehl muß nachgekommen werden! In seiner Angst begibt sich der Offizier darum mit dem Zettel persönlich zum Fürsten und bittet untertänigst, ihm den Befehl mündlich zu wiederholen. Leopold läßt sich den Zettel reichen. Da zeigt sich aber, daß er selbst nicht mehr lesen kann, was er befohlen. Ärgerlich wirft er das Papier weg: Ich habe das doch nicht für mich geschrieben, sondern damit andere es lesen sollen! — —

Soldat ist er schon früh. Dafür fühlt er Neigung und Anlage. Als Neunjähriger bereits übt er die Jagd, um sich auf den Beruf des Kriegers vorzubereiten. Es ist ihm eine Lust, ganze Tage und Nächte draußen in Wald und Feld zuzubringen. Anstrengungen belästigen ihn nicht, sondern reizen ihn. Anregung für

seine frühe Vorliebe zum Soldatenleben gewinnt er auch in Berlin, wo er in seiner Knabenzeit öfter weilt, da er mütterlicherseits mit dem Hause des Großen Kurfürsten verwandt ist. — Von Kaiser Leopold wird er im Alter von elf Jahren zum Obersten eines Infanterieregiments ernannt.

Noch ehe der Prinz großjährig wird, stirbt der Vater. Die Mutter führt für Leopold die Verwaltung des Landes. Er aber widmet sich mit allem Eifer dem Militärdienst. Doch daneben gehört in der Zeit seine Liebe und Leidenschaft der jungen und hübschen Apothekertochter in Dessau: Anna Luise Föhsin. Sie — als Gespielin schon früh mit ihm bekannt — hat sein Herz zu heißer Glut entflammt. Zum Leidwesen der Mutter! Diese will ihn davon heilen und schickt ihn 1693 mit einem Hofmeister auf die Reise nach Italien.

Dort muß er sich nicht zum besten aufgeführt haben. Denn der Hofmeister ist genötigt, dem Prinzen wegen seines Betragens Vorhaltungen zu machen. Leopold — der niemals Widerspruch erfahren noch geduldet — ist aufs höchste beleidigt durch die pflichtmäßigen Ermahnungen des Erziehers. In maßloser Erregung dringt er mit der Pistole auf ihn ein: „Hund, ich bring' dich um!" Doch der Hofmeister blickt seinem Schützling fest ins Auge: „Schießen Sie nur los! Und freuen Sie sich im voraus des Lobes, das die Geschichte der herrlichen Tat eines Prinzen erteilen wird, der seinen Hofmeister über den Haufen schoß, weil er ihm die Wahrheit sagte!" Da kommt der Zornentflammte zur Besinnung, fällt dem Gewissenswecker um den Hals: „Wahrhaftig, Sie haben recht, ich war im Begriff, eine schändliche Tat zu begehen!"

In Venedig nehmen ihn die winterlichen Festlichkeiten ganz gefangen und geben seinem leidenschaftlichen Wesen neue Nahrung. Dort kommt er auch mit dem Kurprinzen von Sachsen, dem späteren Polenkönig, zusammen, mit dem er Freundschaft schließt. — Das Frühjahr bringt ihn weiter südwärts. Er besucht Rom und Neapel. Die Kunstschätze des Altertums gehen ihn nichts an. Wo aber Reit- und Fechtkünste gezeigt werden, da macht er mit. — Den rauchenden Vesuv besteigt er und achtet die Warnungen derer nicht, die ihm die drohende Gefahr vor Augen halten. — In Turin hat er Gelegenheit, den Prinzen Eugen von Savoyen kennenzulernen, der später sein militärischer Lehrmeister wird.

Die italienische Reise dauert länger als ein Jahr. Sie hat aber nicht die von der Mutter erhoffte Wirkung. Leopold kommt zurück nach Dessau. Und wohin führt sein erster Gang? In das Haus des Apothekers! Seine Gefühle für die Geliebte haben an Gewalt nichts verloren.

Ein anderes Mittel wird versucht, um ihn von der Liebe zu der Bürgerstochter abzubringen: die Eifersucht. Ein junger Verwandter der Geliebten, ein Arzt, muß die unglückliche Rolle zum Schein übernehmen. Einst sieht ihn der Erbprinz plaudernd am Fenster seiner Braut. Da entbrennt er in wilder Wut. Mit gezücktem Degen dringt er auf den vermeintlichen Nebenbuhler ein, verfolgt den Fliehenden bis in seine Wohnung und ersticht ihn. Darauf kann der künftige Fürst in seinem Lande vorerst nicht mehr bleiben.

Der unerschrockene und siegreiche Krieger des ersten Preußenkönigs

Der Erbprinz verläßt Anhalt zum zweiten Male und geht in die Niederlande. Dort sind die Brandenburger an dem Kampf gegen Frankreich beteiligt, das gegen das Reich seinen dritten Raubkrieg führt. Leopold tritt in den Dienst des brandenburgischen Heeres, in dem sein Vater schon die Würde eines Feldmarschalls hatte. Seine eigenen Worte beweisen, wie er sich jetzt in seinem Element fühlt: „Es kann wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf soviel Lust zu dienen in sein wallendes Herz, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnüget sahe, als ich es mir tausend- und abertausendmal gewünschet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß."

Er zeigt bald seine Befähigung zum Kriegsmann bei der Belagerung und Einnahme von Namur. Der Kurfürst hat seine Freude an dem soldatischen Eifer und Geschick des Prinzen. Dieser wird von ihm zum Generalmajor und später zum Gouverneur von Magdeburg ernannt. Auch nimmt er ihn in den Johanniterorden auf. Nach dem Frieden von Ryswick kommt Leopold mit seinem Regiment nach Halberstadt.

Im Jahre 1698 übergibt ihm die Mutter die Regierung in Dessau. Fürst Leopold setzt nun gegen alle Widerstände seinen Herzenswunsch durch und vermählt sich mit der Apothekerstochter, wozu er vom Kaiser die Zustimmung wie auch die Erhebung seiner Gemahlin in den Reichsfürstenstand zu gewinnen weiß.

Leopold ist jetzt regierender Fürst in Anhalt und daneben noch Soldat im brandenburgischen Heer. Darum hält er sich bald in Dessau, bald in Halberstadt auf.

Für den spanischen Erbfolgekrieg stellt sich der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. an die Seite des Kaisers und erwirbt im Zusammenhang damit den Königstitel. Der Fürst von Dessau führt in dem Kriege einen preußischen Heeresteil an den Niederrhein und in die Niederlande. Der König ist voll mit seinen Leistungen zufrieden und zeichnet ihn mit dem neugestifteten Schwarzen Adlerorden aus.

Bei der Belagerung von Kaiserswerth im Jahre 1702 wirft der Fürst an der Spitze zweier Grenadierbataillone angreifende, an Zahl überlegene französische Kräfte mit glücklichem Erfolge zurück. Seitdem nennen ihn die Soldaten in sicherem Vertrauen in seine Führung kurz den „Dessauer". Im Sommer darauf ist er Generalleutnant und führt 6000 Mann preußisches Fußvolk an die Donau. In der ersten Schlacht bei Höchstädt kann er dank der vorzüglichen Zucht unter den Preußen den Rückzug decken. Alle hundert Schritt läßt er aufs neue Front machen und behält die Gewalt über seine Truppen. In der zweiten Schlacht bei Höchstädt im Jahre 1704 wirkt er unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen entscheidend am Siege mit. Die weichenden Truppen bringt er zum Stehen und

in kurzer Zeit wieder in Ordnung, so daß er sie siegreich vorführen kann. Persönlich erobert er mit seinen Grenadieren eine Fahne, die er in Feindes Händen sieht, zurück. Hohes Lob spendet ihm Eugen in seinem Bericht an den König: „Ich muß den Truppen Eurer Majestät das uneingeschränkte Lob vollkommener Tapferkeit geben. Ich bin Augenzeuge der Unerschrockenheit gewesen, mit welcher Offiziere und Soldaten die wiederholten Angriffe des Feindes abhielten. — Dergleichen herrliche Taten aber gehen gewöhnlich von dem Heldensinn des Anführers aus. Er ist die Seele, welche allen Gliedern des Körpers Leben und Tätigkeit zuteilt. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hat mit beispielloser Tapferkeit gefochten und seine Leute immer selbst in das hitzigste Gefecht geführt. Er scheute keine Gefahr und schonte sein Leben keinen Augenblick."

Im weiteren Verlauf des Krieges kämpft der Dessauer mit seinen Preußen wieder unter dem Prinzen Eugen in Italien. Bei Cassano wird Eugen verwundet. Seine Truppen verlieren an Angriffslust und weichen zurück. Nun aber geht der Fürst, dem Eugen den Oberbefehl übergibt, zum Angriff vor. Breite Kanäle mit starker Strömung machen ihnen das Vorrücken schwer. Leopold ist der erste, der sich ins Wasser stürzt, das ihm bis zur Schulter geht. Durch sein Beispiel fortgerissen, folgen die andern. Sie sind einem mörderischen Feuer ausgesetzt. Das Wasser färbt sich rot von Menschenblut. Aber sie gewinnen drei Gräben. Obwohl ihnen das Pulver naß wird, halten sie doch den Feinden stand. Schließlich verlassen beide Parteien das Schlachtfeld, weil sie den Leichengeruch nicht mehr ertragen können.

An den heldenmütigen Kampf dieses Tages erinnert der Dessauer Marsch, der zum Andenken daran dem Fürsten und seinen tapferen Soldaten gewidmet wird. Es wird sein Lieblingslied und der Siegesklang des preußischen Heeres.

Von den Anstrengungen des Feldzuges und der Hitze Italiens ist der Fürst erkrankt und liegt wochenlang in Brescia, wo ihn seine Gemahlin, die treue Begleiterin in allen bisherigen Feldzügen, liebevoll pflegt.

Nach einigen Reisen und vorübergehendem Aufenthalt in Dessau steht er wieder an der Spitze des neugebildeten Korps von 10000 Preußen. Eine Leistung ist der Marsch bis zum italienischen Kriegsschauplatz. Bei Verona erkämpft er sich den Übergang über die Etsch und nimmt tausend Feinde gefangen.

Mit Eugen zusammen führt er dann den vernichtenden Schlag gegen die Franzosen bei Turin. Während des Kampfes wird ihm sein Pferd unter dem Leibe totgeschossen. Zu Fuß führt er seine Leute weiter, die er geschlossen wie auf dem Übungsplatz dicht an die Befestigungswerke der Stadt heranbringt. Erst wenige Schritte davor gibt er den Befehl zum Feuern. Als nach hartem Ringen die Franzosen zu weichen anfangen, wendet sich der Fürst an einen Hauptmann, der vor seiner Kompanie steht: „Sehen Sie eine Blessur an mir?" — „Nein, Ihro Durchlaucht!" — „Haben Sie etwas zu trinken?" — „Eine Flasche mit Aquavit!" — „Oh, die wollen wir ausleeren! Wir haben sie uns sauer verdient! Ich bin ganz verschmachtet!" Dann, mit dem Degen in der Rechten, einem Stück

Brot von einem Soldaten in der Linken, gibt er Befehl: „Frisch, Kameraden, drauflos! Das Schwerste ist überstanden. Sie reißen schon aus!"

Auf den Bericht des Prinzen Eugen an den Kaiser schickt dieser dem Fürsten ein Dankschreiben für sein Verdienst an dem Siege von Turin. Es lautet:

„Hochgeborner lieber Oheim und Fürst!

Mit was für unermüdlichem Eifer, Vorsicht und Wachsamkeit Eurer Liebden mir untergebene königlich preußische Völker nicht allein den schweren Zug nach Italien vollbracht, sondern auch bei dem Angriff, der Besteigung und Überwältigung des verschanzten feindlichen Lagers von Turin eine ungemein tapfere, mutige und ruhmwürdige Anführung, mithin ein hohes Beispiel von tüchtigen Obersten und standhaften Soldaten mit besonderer Auszeichnung erwiesen haben, haben die mir eingeschickten Berichte nicht sattsam genug beschreiben und entwerfen können: also, daß Euer Liebden und den königlich preußischen Truppen billig des mit gnädigstem Beistande des Allerhöchsten erfochtenen ansehnlichen Sieges ein großer Anteil gebührt. Darum ich denn Euer Liebden meine sonderliche dankbare Freude und den Euch vom Publikum zukommenden Ehrenruhm bezeigen und abstatten, sodann meine kaiserliche fortwährende Gewogenheit bestätigen und zugleich mitauftragen will, Eure Liebden möchten den andern unter dero Kommando stehenden königlichen preußischen Generalen und Offizieren, die dem Beispiel von dero Mut und Tapferkeit zur Erringung des erworbenen Ruhmes standhaftig gefolgt haben, mein Wohlgefallen andeuten, sie auch meiner kaiserlichen Gnade versichern in der festen Zuversicht, Euer Liebden werden bei den von der starken Hand des allmächtigen Herrn der Heerscharen, der Gerechtigkeit meiner und der Verbündeten Waffen nun weiter sich darbietenden Gelegenheiten und Operationen uns noch fernerhin dero patriotischen Eifer und tapferes Zutun zu beständiger Wohlfahrt der gemeinen Sachen unausgesetzt angedeihen lassen. Ich verbleibe Euer Liebden mit kaiserlichen Gnaden und allem Guten wohlgewogen.

Gegeben in meiner Stadt Wien den 28. September im siebzehnhundertundsechsten Jahr.

Euer Liebden

gutwilliger Oheim Josephus."

Nicht so gut ist die Stimmung am Berliner Hof, wo man — wie schon bei früheren Gelegenheiten — lebhafte Klage führt über die starken Verluste des preußischen Heeres unter dem Dessauer.

1709 finden wir ihn mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem König August von Polen im kaiserlichen Hauptquartier zu Tournay auf dem niederländischen Kriegsschauplatz. Wieder an Eugens Seite, kämpft er in der Schlacht bei Malplaquet mit. Bei der Belagerung von Douay erhält er die erste und einzige Verwundung in seinem langen und gefahrenreichen Kriegerleben. Eine Gewehr-

kugel verletzt ihn leicht am rechten Arm, als er zwischen den schützenden Sandsäcken hervorspäht. Er kämpft aber weiter und gewinnt den belagerten Posten.

Nach Beendigung des Feldzuges führt der Fürst noch einen Sonderauftrag des Königs mit glücklichem Erfolge durch. Aus der oranischen Erbschaft ist Preußen das Fürstentum Moers zugesprochen worden. Die Generalstaaten weigern sich aber, ihre Truppen daraus zurückzuziehen. In aller Heimlichkeit erscheint der Dessauer mit seiner Truppe um Mitternacht vor der Zitadelle, überrumpelt die Besatzung und bemächtigt sich der Stadt und der Festung in kürzester Zeit. Das vorgefundene Pulver läßt er bei einem Feuerwerk verbrauchen. — So ähnlich wie hier hatte er vor Jahren auch Quedlinburg in Besitz zu nehmen gewußt.

Ende des Jahres 1712 erhebt König Friedrich auf Bitten des Kronprinzen hin den Fürsten Leopold zum Feldmarschall und Geheimen Kriegsrat.

Der Mitarbeiter des Soldatenkönigs und weltbedeutende militärische Reformer

Im Jahre 1713 kommt Friedrich Wilhelm I. zur Herrschaft. Unter ihm gelangt Fürst Leopold als Freund und Vertrauter des Königs zu ganz besonderem Einfluß. Beide sind eins in der Überzeugung, daß ein starkes, leistungsfähiges Heer der wichtigste Grundpfeiler des Staates ist. Der König vergrößert das Heer um mehr als das Doppelte, führt es in technischer Leistungsfähigkeit auf die Höhe und flößt ihm einen neuen Geist ein. Bei dieser Aufbauarbeit wirkt der Fürst an- anregend und ergänzend in hervorragender Weise mit. Unter Vernachlässigung der Reiterei widmen sich beide mit ganzem Eifer der Infanterie. Voll Stolz spricht Leopold davon, „daß E.K.M. das Vergnügen erleben, Ihre Infenterie auf so einen Fuß gesetzt zu haben, daß Freund und Feind und die letzteren mit Zittern Atmirieren müssen und vor ein Wunderwerk der Welt mit ansehen. Und da ich dann die Ehre habe, von meinem 17. Jahre an darunter zu dienen und allen wenigen Ruhm, den Ich habe mit E.K.M. Fußvolk erworben."

Viele Verbesserungen im Heer sind vom Dessauer ersonnen. In seinem Regiment in Halberstadt oder Halle versucht er sie zunächst. Und dann werden sie von dem König in die allgemeinen Dienstvorschriften aufgenommen und auf das ganze Heer übertragen.

Den zerbrechlichen hölzernen Ladestock ersetzt er durch den eisernen. Wird dadurch schon ein schnelleres Laden und Schießen ermöglicht, so sinnt er unermüdlich weiter darüber nach, durch welche Griffe die Schnelligkeit noch mehr gesteigert werden kann. — Das aufgepflanzte Bajonett, das auch Laden und Schießen erlaubt, ist sein Werk.

Er führt den Gleichschritt ein und die einheitliche, kurze Befehlssprache, die andere Heere übernehmen. Carlyle sagt von ihm, daß er „für das gesamte Europa viel zu bedeuten hat, indem die Frucht seiner Tätigkeit, unverbunden mit seinem Namen, überall zutage liegt. — Der Soldat jedes zivilisierten Landes empfängt noch immer von diesem Mann, auf Paradefeldern und Schlachtfeldern, das Kommandowort. Aus seinem rauhen Kopfe entsprang das Wesentliche von alledem, was unzählige Korporale in verschiedenen Sprachen täglich wiederholen und einschärfen."

Bei all den Verbesserungen hat der Fürst — wie das immer ist — gegen den Widerstand derer anzukämpfen, die an dem Altgewohnten zäh festhalten wollen. Wie unwesentlich erscheint es, daß der Dessauer seine Infanterie in drei, statt in vier Gliedern aufstellt. Und doch vollführt er dadurch einen gewaltigen Bruch mit der bisherigen Kampfesweise.

Etwas Neues ist es auch, daß Leopold von den Offizieren verlangt, daß sie sich um die Einzelheiten des Drills und des Exerzierens in täglicher und hingebender Kleinarbeit kümmern, so wie er das Beispiel dazu gibt. Er handelt im Sinne des Wortes, das später Friedrich der Große ausspricht, der in einem französischen Verse ermahnt, die „détails" zu lieben, sie seien nicht ohne Ruhm und bedeuten den ersten Schritt zum Siege.

Eine strenge, zuweilen barbarische Zucht wird von dem Dessauer allgemein durchgeführt. Er will durch die harte Schule erreichen, daß der Führer die Truppe ganz in seine Gewalt bekommt. Wie ein Mann muß sich das Regiment nach dem Befehl bewegen.

Großen Wert legt er auf die Ausbildung für den Festungskrieg, in dem er viel Erfahrung besitzt. Er verfaßt auch auf höheren Wunsch eine Vorschrift über die Belagerung einer Festung. Die lange Überschrift dazu lautet: „Deutliche und ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert und nachher die Belagerung mit gutem Succeß biß zur Übergabe geführet, auch was Dabey alltäglich muß Commandirt und fürgenommen werden. Worzu sich kein anderer Stylus geschickt, als wie es nach altem Kriegesgebrauch denen Obriſtwachtmeisters bey der Parole in denen Schreibtafeln dictiret wird, und wird also der geneigte Leser belieben, das Critisiren darüber zu unterlassen."

Bei aller eisernen Strenge fehlt im Umgang mit den Soldaten doch auch nicht der kamerad- und freundschaftliche Ton. Wie der König kümmert er sich in väterlich fürsorgender Weise um den einzelnen Mann und zieht ihn oft ins Gespräch. Dabei ist er voll launiger Einfälle. Mancherlei Geschichten erzählt man von ihm. Sitzt da draußen vor dem Tor der Stadt ein Soldat und säubert sich von Ungeziefer. Der Dessauer kommt vorbei. „Kerl, was machst du da?" — „Ich gehe auf die Jagd!" — „Da tust du wohl, mein Sohn! Nimm da den Taler und kauf dir ein neues Hemd!"

Ein anderer Soldat hat das aus einiger Entfernung mit angehört und will für sich die Nutzanwendung daraus ziehen. Er eilt ein Stück des Weges voraus

und macht es so wie sein Kamerad, in der Hoffnung, daß auch ihm der fürstliche Taler zuteil werde. Leopold kommt und sieht ihn. „Was machst du da, Kerl?" — „Durchlaucht, ich suche Ungeziefer!" — „So, so, na dann gehe nur dort hin zu dem da! Der hat welches!"

Von der anderen Seite wieder zeigt ihn folgende Geschichte. Als Freund der Militärmusik ist der Dessauer dabei, wie ein großes Konzert gegeben wird, bei dem auch zwei Waldhornisten seines Regiments mitwirken. Hinter die beiden wird er sich nun stellen und ihr Spiel aufmerksam verfolgen. Jetzt haben sie eine Pause für ihr Instrument und zählen den Takt, um richtig wieder einsetzen zu können. Da aber fährt der Fürst dazwischen: „Kanaillen, warum blast ihr nicht?" — „Ihro Durchlaucht", so stammelt der eine, „wir pausieren jetzt!" Nichtsdestoweniger bleibt der übereifrige Herr Regimentschef bei seiner Meinung, die beiden Bläser hätten etwas falsch gemacht. Und mit den Worten: „Warte, Kanaille, ich will dich im Dienst pausieren lehren!" schlägt er mit seinem Stock auf den armen Musikanten ein.

Im Kriege vertrauen sich die Soldaten seiner Führung gern an. Wissen sie doch, wo er vorgeht, da bringt er sie auch zum Siege. Und er selbst scheut keine Gefahr für seine Person. Seine Tapferkeit im Angriff verschafft ihm die Hochachtung bei der Truppe. Wunderbarerweise wird er in den unzähligen Schlachten und Belagerungen nur ein einziges Mal verwundet. Begreiflich darum, daß er bei seinen Soldaten als kugelfest und unverwundbar gilt. Er ist ihnen ein Hexenmeister.

Die Verwicklung Preußens in den Nordischen Krieg bringt auch unter Friedrich Wilhelm I. dem Haudegen Leopold neue willkommene Gelegenheit zur Betätigung. 36000 Mann, größtenteils Preußen, außer ihnen aber noch Sachsen und Dänen, unterstehen seinem Befehl. Mit nur einem Viertel der Zahl findet er den König Karl XII. von Schweden in geschützter Stellung vor Stralsund sich gegenüber. Es reizt den Dessauer, sich mit einem Helden vom Rufe Karls zu messen. Und er zeigt sich ihm überlegen.

Die Inseln Usedom und Wollin werden von ihm erobert. Dann setzt er an einem Novembertage nach Rügen über. Mit einer verhältnismäßig kleinen Schar schwedischer Verteidiger muß hartnäckig in schnell hergerichteten Verschanzungen gekämpft werden. Daß die Schweden dabei von ihrem König persönlich geführt werden, weiß Leopold nicht. Karl wird in dem Kampf zweimal verwundet und entkommt mit Mühe seinen Verfolgern nach Stralsund. Die Besatzung von Rügen muß sich dem Fürsten ergeben. Und dann gelingt ihm im Dezember 1714, was ein Wallenstein vergeblich versucht, der Große Kurfürst allerdings ebenfalls vollbracht hat — die Eroberung der Festung Stralsund. Karl XII. flieht auf einem kleinen Schiff aus Stralsund nach Schweden.

Es ist leicht begreiflich, welchen Ruhm der Fürst Leopold nach solchem Siege erntet. Preußen erwirbt dank seiner kriegerischen Erfolge beim Friedensschluß das Gebiet der Odermündung mit Stettin.

Nach den Kriegstaten ist in der folgenden Friedenszeit der Fürst neben dem ersten Staatsmann, dem General Grumbkow, der mächtigste Mann am Hofe des preußischen Königs. Mit Grumbkow im Bunde verfolgt er den Plan, seinem Neffen, dem Markgrafen von Schwedt, die Nachfolge auf dem preußischen Thron zu sichern. Man rechnet nämlich damit, daß der schwächliche Kronprinz nicht lange leben wird.

Leopold findet aber in der Königin eine entschiedene Gegnerin. Sie wehrt sich auch gegen die von dem Fürsten eifrig erstrebte Verbindung seines Neffen mit der Prinzessin Friderike Wilhelmine.

Durch den Gegensatz zur Königin wird auch das Vertrauen zwischen Leopold und dem König getrübt. Von einem Betrüger beeinflußt, kommt in dem Herrscher das unbegründete Mißtrauen auf, als trachte man in seiner Umgebung ihm nach dem Leben. Der König verschließt sich allen, auch seinem Freunde Leopold, den er an der Verschwörung beteiligt glaubt. Dieser aber vertreibt den Spuk. Er weiß sich Zugang zum Zimmer des Königs zu erzwingen. Friedrich Wilhelm glaubt sich beim Eindringen des Fürsten bedroht und zieht den Degen. Leopold aber redet ihn an: „Ich komme nicht, Euer Majestät kostbares Leben zu bedrohen, sondern um zu bitten, daß Sie es erhalten wollen! Ich sehe, daß ein geheimer Gram Euer Majestät am Herzen nagt. Ich fühle mich frei von Schuld. Habe ich aber gegen Euer Majestät gefehlt, so soll mein Kopf dafür büßen!" Auf die Frage des Königs: „Sprecht Ihr denn wahr? Und darf ich Euch trauen?" fällt ihm der Fürst zu Füßen: „Ja, das darf Euer Majestät!"

Das Mißtrauen des Königs kann zerstreut und der erwähnte Betrüger entlarvt werden. Das Verhältnis zwischen dem König und seinem alten Freunde wird danach wieder besser, wenn auch nicht mehr so herzlich wie vorher.

Leopold ist sehr leicht persönlich gekränkt. Ein langwährender Streit ergibt sich dadurch zwischen ihm und Grumbkow, mit dem er ursprünglich zusammengehalten hat. Eifersucht gegenüber Grumbkow, dem Präsidenten des Generaldirektoriums, ist vielleicht dabei mit im Spiel. Ist doch im Dessauer der Ehrgeiz vorhanden, am Berliner Hof eine gleiche führende Rolle zu spielen, wie sein Vorbild Prinz Eugen sie in Wien besitzt.

Der Zwist mit Grumbkow wird ausgelöst durch eine von diesem unterschriebene Entscheidung des Generaldirektoriums. Leopold fühlt sich dadurch von Grumbkow persönlich beleidigt und als Lügner hingestellt. Die sachliche Richtigstellung befriedigt ihn nicht. Er drängt immer wieder darauf, zu einem Zweikampf mit Grumbkow zu kommen, der ihm ausweicht, da der König den Offizieren diese Kampfesart aufs strengste verboten hat. Auch nach dem Spruch des Ehrengerichts will er sich noch nicht beruhigen. Lange hat Friedrich Wilhelm zu tun, die beiden ersten Männer seines Staates wieder zu versöhnen, da er mit keinem brechen will. Es gereicht ihm aber zum Ruhm, daß er sich von dem Starrsinn und dem eigenmächtigen Willen seines Feldmarschalls nicht beirren läßt, in königlichem Verantwortungsgefühl Recht und Ordnung auch gegen seinen höchsten Offizier aufrechtzuhalten.

Die Wertschätzung des Königs bleibt dem Fürsten aber bis zu dessen Ende. Es ist nicht lange vor dem Hinscheiden des Königs, als er den Fürsten nach Potsdam rufen läßt und ihm, „dem ältesten Feldmarschall, als ein vom Dienst ausgeschiedener Oberst", ein wertvolles Reitpferd mit kostbarem Sattelzeug schenkt.

Der Fürst im eigenen Ländchen

Fürst Leopold herrscht über ein kleines Land von nicht mehr als einem halben tausend Quadratkilometer mit etwa 30000 Einwohnern. Bei 24000 Talern Jahreseinnahme hat es 300000 Taler Schulden. Wirtschaftliche Rücksichten sind darum im wesentlichen, neben dem soldatischen Ehrgeiz, die Triebfeder, wenn er in einem mächtigeren Staate wie Preußen Kriegsdienste annimmt. Dabei stört es ihn nicht, daß er Reichsfürst und nicht preußischer Untertan ist. Er fühlt als Preuße und ist auch durch seine Kriegstaten und die hingebende Arbeit für das preußische Heer eng mit diesem Staate verwachsen.

Daneben aber widmet er sich mit großem Eifer der Arbeit um die Wohlfahrt seines Fürstentums. Und wenn der Kriegs- oder Friedensdienst des Heeres es ihm gestattet, weilt er in seinem heimischen Anhalt. In seiner Gemahlin hat er eine treue und fleißige Helferin für die Arbeit im Lande. Sie verwaltet es auch für ihn, wenn er von Dessau abwesend ist. Vor allem läßt sie sich die Sorge um den Staatshaushalt am Herzen liegen.

In ihrer Arbeits- und Schaffenskraft ist sie ihrem Manne ebenbürtig. Ebenso gleicht sie ihm in der Überwindung von Mühen und Anstrengungen. Es ist bereits erwähnt, daß sie anfangs ihn selbst in die Feldzüge begleitete. Später aber nehmen die Pflege ihrer zahlreichen Kinder und die Landesverwaltung ihre Kraft zu Hause in Anspruch. Leopold hat zeitlebens gut mit ihr zusammen gelebt und gemeinsam mit ihr in seiner Weise für sein Land gesorgt.

Die Anbaufläche des Fürstentums wird unter Leopold vergrößert: Ödländer werden urbar gemacht, Sümpfe ausgetrocknet. Zum Schutze gegen Überschwemmungen läßt er Gräben ziehen und Dämme errichten. Neue Straßen werden gebaut und Brücken. Neue Dörfer und Vorwerke erstehen. An den Arbeiten nimmt er bei seinem praktischen Sinn, wo es geht, persönlich lebhaften Anteil. Oft ist er an Ort und Stelle, wo gearbeitet wird.

In dem Bestreben, den Grundbesitz seines Hauses zu vermehren, geht er den adligen Gutsbesitzern zu Leibe. Er kauft ein Gut nach dem andern auf. Wer widerstrebt, dem setzt er auf alle Weise so lange zu, bis auch er verkauft. Beschwerden darüber beim Reich führen zu keinem Erfolg.

Auch Friedrich Wilhelm versucht er zu ähnlichen Grundstückskäufen in Preußen zu bewegen, findet aber keine Zustimmung.

Wenn der Fürst sich in Anhalt aufhält, dann gibt er sich oft dem Vergnügen der Jagd hin. Sie muß ihm zu Hause das Kriegsleben ersetzen. Freilich verursacht das vom Fürsten gehegte Wild manchen Schaden für die Bauern. Wehe ihnen, wenn sie es wagen, das Wild zu töten. Er läßt es sich aber ruhig gefallen, daß ihm, wenn er einmal mit leeren Händen von der Jagd heimkehrt, die Jungen durch die Straßen bis in den Schloßhof spottend nachlaufen mit dem Rufe: „Äh, er hat nichts! Er hat nichts, äh!"

Er kann also Spaß verstehen, wie er selbst Spaß verursacht. Lebt da in Dessau ein Bäcker, der in der ganzen Stadt als ein Schalk bekannt ist. Eines Abends fährt der Fürst vor seinem Hause vor, läßt den Meister herausrufen und lädt ihn ein, so wie er aus der Backstube kommt — in Hemdsärmeln, mit bloßen Füßen und in Pantoffeln — in seinen Wagen zu steigen. Er soll ihn unterwegs unterhalten. Sie fahren aus der Stadt hinaus. Und draußen auf freiem Felde nötigt Leopold den Bäcker, auszusteigen. Dieser ist nun gezwungen, bei Nacht und schlechtem Wetter den weiten Weg nach Hause zu Fuß — so wie er ist — zurückzulegen. Und in der Stadt wird er von seinen schadenfrohen Mitbürgern mit Spott überschüttet.

Ein Mann hat einige Klafter Holz von dem Fürsten geschenkt bekommen. Zufällig sieht der es, wie die Fuhre abgeladen wird. „Kerl, wieviel Holz habe ich dir angewiesen?" stellt er den Empfänger zur Rede. Dieser klagt: „Ach, das war so wenig!" und setzt dann schalkhaft hinzu — indem er dem Fürsten vertraulich zunickt —: „Und da habe ich mir ein Nüllchen zugesetzt!" — Leopold lacht darüber und ahndet die Eigenmächtigkeit nicht weiter.

Sonst aber muß es nach seinem Willen gehen. Ihn durchzusetzen, scheut er kein Mittel. — Für Dessau ist ein neuer Bürgermeister zu wählen. Bonnafox heißt der Mann, den der Fürst gern auf dem Posten haben will. Er weiß aber, daß die Ratsherren mit dem Vorschlag nicht einverstanden sind. Darum leitet er persönlich die Wahl und nimmt — am Kaminfeuer sitzend — selbst nacheinander die Stimmzettel entgegen. Nach Empfang eines jeden Zettels liest er den Namen seines Günstlings ab und wirft gleich darauf jedesmal den Zettel ins Feuer. Bonnafox ist auf diese Weise einstimmig zum Bürgermeister gewählt. Die Ratsherren unter sich stellen aber später fest, daß auch nicht ein einziger von ihnen den Namen auf den Stimmzettel geschrieben hat.

In Notzeiten und bei Unglücksfällen in seinem Lande greift der Fürst aus seinen Mitteln freigebig ein und hilft, wo er kann. Neben barem Gelde spendet er dann Bauholz aus dem Forst und Steine und läßt Steuererleichterungen eintreten.

Der getreue Helfer Friedrichs des Großen

1712 hat Fürst Leopold den Prinzen Friedrich aus der Taufe gehoben, der 1740 preußischer König wird. Friedrich hat zu dem „alten Schnauzbart" nicht das vertraute Verhältnis wie sein Vater. Bezeichnet er ihn doch als einen Mann von Größe, aber von schlechten Eigenschaften. Gleichwohl bestätigt er bald nach seinem Regierungsantritt den Feldmarschall in allen seinen Ämtern und bittet ihn, die freundschaftliche Gesinnung, die er dem Vater bewiesen, auch auf ihn zu übertragen.

Vor Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung mit Maria Theresia bespricht der König persönlich und in regem Briefwechsel seine Feldzugspläne mit dem Fürsten und macht sich dessen reiche Kriegserfahrung als Heerführer zunutze. Der König bittet ihn, seine Meinung mitzuteilen, und zwar „dreiste" und ohne etwas zu verschweigen.

Beim Ausbruch des Ersten Schlesischen Krieges gibt Friedrich den Oberbefehl über das Heer aber nicht dem Alten Dessauer, dem ältesten Feldmarschall, sondern dem jüngsten, dem Grafen Schwerin. Der Fürst, der seit 1733 die Würde eines Reichsfeldmarschalls von Kaisers Gnaden besitzt und früher so oft für das Haus Österreich gekämpft hat, scheint dem König wohl nicht der geeignete Mann, nun gegen Maria Theresia Krieg zu führen. Leopold fühlt sich gegenüber Schwerin zurückgesetzt. Voll übler Laune sieht er in Dessau den Taten des jungen Königs zu.

Er erlebt aber die Freude, daß sein Sohn Leopold, der Erbprinz von Anhalt, dem Vorbild des Vaters nacheifert. Der Prinz erobert beim Herannahen des österreichischen Heeres aus Mähren die von ihm belagerte Festung Glogau und sorgt so dafür, daß der König für die bevorstehende Entscheidung in Schlesien den Rücken frei von Feinden bekommt.

Schwerin erringt in der Schlacht bei Mollwitz mit der Infanterie den Sieg. Obwohl bei Beginn der Schlacht die schwache und ungeübte preußische Reiterei von der besseren österreichischen zersprengt werden konnte, hält darauf das preußische Fußvolk dem feindlichen Ansturm stand. Das ist darum möglich, weil es den vom Alten Dessauer eingeführten eisernen Ladestock benutzen kann. Die Preußen sind dadurch in der Lage, in der gleichen Zeit fünfmal zu feuern, in welcher die Österreicher nur zwei Schuß abzugeben imstande sind. Und dann gehen die Truppen geschlossen und sicher wie auf dem Übungsplatz in der Schule des alten fürstlichen Lehrmeisters zum Gegenangriff vor und heften den Sieg an die preußischen Fahnen. Da zeigt sich die Frucht der fleißigen Erziehungsarbeit am preußischen Fußvolk. Und den Sieg des jungen kann auch der alte Feldmarschall zum Teil sich zuschreiben. Carlyle urteilt über Mollwitz: „Es ist ein Sieg, der eigentlich Friedrich Wilhelm und dem Alten Dessauer, die weit weg sind, zuzuschreiben ist." Und Friedrich erkennt, was er in der Infanterie seinem Vater (und der Dessauer muß in einem Atem damit genannt werden) zu verdanken hat, wenn er sagt: „Unsere Infanterie seindt lauter Cesars und die Offiziere davon lauter Helden. Aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt!"

Bei der Fortsetzung des Krieges in Mähren und Böhmen erwirbt sich an Stelle des unbeteiligten Vaters wieder der Erbprinz Leopold durch umsichtige Führung Verdienste um den Sieg über Karl von Lothringen bei Chotusitz. Noch auf dem Schlachtfelde erhebt ihn der König zum höchsten soldatischen Rang. Gleich dem Fürsten ist nun auch der Erbprinz Feldmarschall.

Auf die Dauer ist es dem Alten Dessauer, trotz seiner Jahre, unerträglich, zu Hause untätig zuzusehen, wenn das preußische Heer draußen Siege erringt. Im Zweiten Schlesischen Kriege ist er darum doch dabei. Die Beschwerden des Kriegslebens erträgt er wie einst.

Aber ein anderer harter Schlag beugt ihn nieder, während er im Felde ist. Er hält sich im Februar 1745 gerade im Hauptquartier des Königs zu Neiße auf, als ihm die Nachricht vom Tode seiner geliebten Gattin überbracht wird. In ungezähmtem Schmerz eilt er zu seinem jüngsten Sohn — der mit ihm zusammen ist und gerade krank liegt — und ruft: „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!" In brütendem Kummer verharrt er tagelang in seinem Zimmer, kaum daß er etwas ißt. Dann aber haben die Kriegsaufgaben den alten Soldaten wieder in ihrem Bann.

Dem Alten Dessauer ist aufgetragen, mit seinen ihm anvertrauten Heeresabteilungen wechselnd bald Schlesien, bald die Mark oder das magdeburgische Gebiet zu sichern. Bei den vielen Märschen bedient er sich jetzt einer Kalesche. Auf der Suche nach dem richtigen Wege soll einmal der Schweinehirt eines Dorfes als Wegweiser dienen. Der Alte Dessauer nimmt ihn deswegen zu sich in seinen „Karn", wie er den Wagen nennt. Der arme Hirt setzt sich aber aus Scheu vor dem Fürsten nur vorsichtig in den Wagen und läßt seine Beine nach draußen herunterhängen. „Saukerl", schreit ihn der Alte an, „streck die Poten in den Wagen, wie sich's gebührt! Denkst du, daß meine Poten von Marzipan sind?"

Im November 1745 erhält der Fürst vom König den Befehl, mit seinen 25000 Mann von Halle her gegen Dresden vorzustoßen und die Sachsen anzugreifen. Von der andern Seite, von der Görlitzer Gegend aus, marschiert der König mit seinen Truppen demselben Ziel entgegen. Es kommt ihm darauf an, so schnell wie möglich beide Heere zusammenzubringen. Das muß geschehen, ehe es den Österreichern unter Karl von Lothringen gelingt, von Böhmen kommend, zu den Sachsen zu stoßen. Ihrem drohenden gemeinsamen Angriff auf die Mark Brandenburg gilt es vorzubeugen.

Der König fürchtet aber, der Fürst von Dessau werde zaudernd vorankommen und sich in seinem Zuge durch allzu gewissenhafte Besetzung einzelner Orte aufhalten und so den großen Plan vereiteln. Darum drängt er ihn, geradezu drauflos zu marschieren, dem gemeinsamen Ziele entgegen. Nachher zeigt sich aber, daß der König keine Ursache hat, mit dem alten Haudegen unzufrieden zu sein. Er bemächtigt sich der Stadt Leipzig in kurzer Zeit und zieht über Torgau und Meißen auf die sächsische Hauptstadt zu.

In ihrer Nähe haben Sachsen und auch Österreicher die Höhen von Kesselsdorf besetzt. Sie glauben sich unangreifbar in ihrer Stellung, zumal die winterliche

Kälte die Abhänge vereist hat. Der Alte Dessauer ist aber trotz alledem zum Angriff entschlossen und will „in Sachsen einen Gestank aufgehen lassen, an dem man viele Jahre zu riechen haben soll".

Von drüben feuern die feindlichen Kanonen. Hier wird der Dessauer Marsch gespielt und der Kampf vorbereitet. An der Spitze seiner Grenadiere betet der Alte laut: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei! Oder willst du mir heute nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh ruhig zu, wie es kommt!" An dem Lärchenbusch auf dem Wege zwischen Wilsdruff und Kesselsdorf gibt der Fürst den Befehl zum Losschlagen mit den Worten: „In Jesu Namen marsch!" Gegen das feindliche Feuer vorzustürmen, ist fast unmöglich. Zweimal müssen die Grenadiere wieder zurück.

Der Alte Dessauer bleibt im Feuer wieder unversehrt. Drei Kugeln durchlöchern nur seinen Rock.

Als die Sachsen den Fehler begehen und aus ihren sicheren Stellungen sich herausbegeben im Vertrauen, daß ihnen der Sieg blühen muß, schickt ihnen der Dessauer die Dragoner in die Flanke und den Rücken. Sie reiten in Kesselsdorf ein und lichten in blutiger Arbeit die feindlichen Reihen.

Jetzt greift auch der linke Flügel an. Die Preußen dringen in das Tal ein, erobern das Dorf Zöllmen und stürmen auf der anderen Seite wieder die Höhen hinan. Hier ist auch der schon erwähnte jüngste Sohn des Fürsten, Prinz Moritz, wieder mit im Kampf. Durch den eisigen Kesselbach haben ihn zwei getreue Musketiere getragen, und nun führt er sein Regiment „Prinz von Preußen" hinauf gegen die feindlichen Batterien. Die Gewehre müssen an den glatten Hängen als Kletterstützen dienen, aber die Preußen kommen hoch. Auch wird da und dort ein Geschütz in schwerster Arbeit auf die Höhen geschafft. Angriffe der feindlichen Reiterei können sie zurückschlagen. Bald ist der Feind auf der Flucht. Und nur die Nacht schützt ihn vor weiterer Verfolgung. Die Preußen übernachten auf dem Schlachtfelde.

Am 16. Dezember, dem Tage nach der Schlacht, bricht der König aus der Gegend von Meißen auf, um mit seinem Heere zu dem des Fürsten zu stoßen. Er kündigt ihm sein Eintreffen an: „Morgen um 9 Uhr hoffe ich Ihro Liebden bei Kesselsdorf zu umarmen und Ihnen zu danken, daß Sie dem Staate und mir bei dieser Gelegenheit so ausnehmende Proben von Dero Treue, Bravour und Konduite gegeben haben! Ich habe von meiner Seite große Ursache gehabt, Sie zu pressieren, um die Junktion des Prinzen Karl zu hintertreiben, und ist es gottlob gelungen!"

Am Lärchenbusch — also an der Stelle, wo er den Befehl zum Angriff gegeben — erwartet der Sieger von Kesselsdorf mit seinen Generalen den König. Dieser springt vom Pferde, als er in seiner Nähe ist. Entblößten Hauptes eilt er auf den Alten zu, mit dessen Maßnahmen vor der Schlacht er nicht einverstanden gewesen. Er umarmt den greisen Feldmarschall, spricht ihm wiederholt Dank und Anerkennung aus und bittet ihn zu vergessen, was Unangenehmes zwischen ihnen

vorgefallen. Der Alte ist sichtlich gerührt über die besondere Ehrung und ist versöhnt.

Dann reitet er mit dem obersten Kriegsherrn über das Schlachtfeld, wo er ihm alle Einzelheiten des Kampfes an Ort und Stelle erklärt. Am nächsten Tage ziehen sie in Dresden ein, von wo der sächsische Hof nach Prag geflohen ist. Eine Woche darauf ist der Friede geschlossen.

Fürst Leopold begleitet den König nach Berlin. Als er dann einige Zeit später in Dessau wieder einzieht, empfängt ihn die begeisterte Bevölkerung mit großem Jubel.

Der Sieg von Kesselsdorf ist die letzte Waffentat in Leopolds Kriegerleben, das ihn vom Rhein bis Schlesien, vom Po bis zur Ostsee geführt hat. Ein halbes Jahrhundert hat er, der Preuße aus Anhalt, für den preußischen Staat als Soldat gekämpft, drei Königen mit hingebendem Eifer an das Waffenhandwerk gedient.

Zu Neujahr 1747 beabsichtigt der Alte Dessauer, seinem obersten Kriegsherrn noch einmal persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Den Anstrengungen einer Reise von Dessau bis Berlin zeigt er sich aber doch nicht mehr gewachsen. Sein letztes Schreiben richtet er am 14. März an den König, der den Fürsten um Mitteilung verschiedener Einzelheiten zur Geschichte des preußischen Heeres gebeten hat. Der Brief an den König schließt: „Ich aber wünsche, daß Gott Eurer Königlichen Majestät brave und formidable Armee zum Trost und Erhebung Dero Königreich und Land, wie auch zum Schrecken der Feinde in dem größesten Flor erhalten möge und wolle. Dieser treue und wohlmeinende Wunsch gehet aus altem treuen Kriegsmannes-Herzen, und ich werde bis an mein Ende mit selbigem verharren."

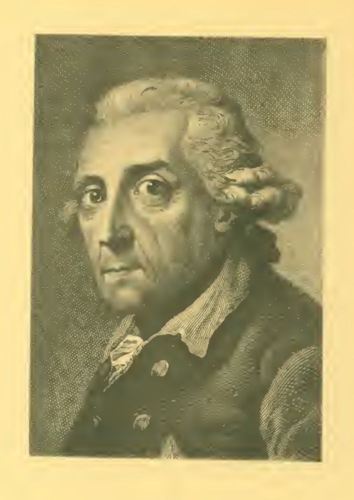
Den fast Einundsiebzigjährigen rührt, während er zum Essen am Tische sitzt, der Schlag. Er stirbt zwei Tage später am 9. April 1747 in Dessau. — An seinem Todestage geht ein heftiges Gewitter nieder, wodurch König Friedrich zu der Bemerkung veranlaßt wird: „Dachte ich mir's doch, daß der Himmel den Alten mit Donner und Blitz heimholt!"

Friedrich der Große urteilt über den Alten Dessauer: „Der Fürst von Anhalt war ein Mann von heftigem Charakter. In seinen Kriegsunternehmungen war er rasch, aber klug. Er verband mit der Tapferkeit eines großen Helden zugleich die Kriegserfahrung aus allen Hauptfeldzügen des Prinzen Eugen. Seine Sitte war wild, sein Ehrgeiz grenzenlos. Er war ein Meister in der Belagerungskunst, ein glücklicher Sieger in offener Schlacht, aber ein schlechter Bürger. Er wäre zu allen Unternehmungen eines Marius und Sulla fähig gewesen, wenn das Schicksal seinen Ehrgeiz ebenso begünstigt hätte wie denjenigen dieser beiden Römer. — Der Fürst von Anhalt zeichnete sich vor vielen anderen Feldherren aus. Die glänzendsten Kriegsunternehmungen wurden von ihm ausgeführt. Und ihm gehörte das unbedingte Vertrauen der Soldaten. Er war es, der das Heer des Generals Styrum bei Höchstädt durch seinen geschickten Rückzug gerettet hat. Er war es, der am meisten Ursache war, daß die zweite Schlacht bei Höchstädt einen so traurigen Ausgang für die Franzosen genommen hat. Er war es endlich, den der Prinz

Eugen als denjenigen anerkannte, dem vorzüglich der Sieg bei Turin zuzuschreiben war. Der Fürst verband viel Einsicht mit seltener Tapferkeit."

Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin sehen wir außer fünf anderen Generalen Friedrichs des Großen das Standbild des Dessauers von der Künstlerhand Schadows. Ursprünglich stand es im Lustgarten, wo Friedrich Wilhelm III. es im Jahre 1800 hatte errichten lassen. Auf der Rückseite des Denkmals ist zu lesen:

„Siegreich leitete er die preußischen Hilfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preußische Heer verdankt ihm die strenge Manneszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß."



Friedrich der Große

Gestochen nach einem Gemälde von Anton Graff



DR. FRANZ LÜDTKE

Friedrich der Große, der Genius Preußens und Deutschlands

Der Genius

Die Glocken von Potsdam läuten. Frühlingssonne strahlt hernieder, festlich flutet die Menge, Hakenkreuzflaggen und schwarz-weiß-rote Fahnen wehen. Der erste Reichstag des Dritten Reiches soll in der alten Garnisonkirche dieser preußischen Stadt gehalten werden.

Hier, wo der Große König bestattet liegt, steht der Führer des neuen Deutschland. Mit welchen Gedanken, welchen Hoffnungen, welcher Vorausschau mag er in der Garnisonkirche weilen? Spricht der tote Führer zu dem lebenden? Grüßen sie einander im Wissen um ein letztes gleiches Ziel? Niemand ahnt, was in diesen Augenblicken die Wände der Königsgruft raunten.

Eins jedoch spüren wir: es ist ein inneres Gebot, das Adolf Hitler, den deutschen Kanzler, hierher treibt. Der in der Königsgruft ruht, unter ungezählten Kränzen der Treue und Liebe, ist ja nicht tot! Er lebt — lebt als der ewige Genius Preußens und Deutschlands — und wird als sein Genius leben und wirken und Kraft haben für alle Zeit, für alle künftigen Geschlechter.

Adolf Hitlers Herz sucht den, der gleich ihm die eine brennende Sorge, die eine heiße Liebe, die eine Pflicht kannte: den nationalen Staat.

Mehr als einhundertundfünfzig Jahre versinken. Vom achtzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert pulst der Kraftstrom. In der Potsdamer Garnisonkirche glüht das ewige deutsche Leben...

Hier stand einst ein anderer, auch ein Führer, aber einer, den die Sucht der Welteroberung trieb. Preußen war gestürzt, sein Heer bei Jena geschlagen, des Landes Hauptstadt den Feinden offen — nur zwanzig und einige Jahre nach Friedrichs Tod. In das niedrige Gruftgewölbe drängen sich um Kaiser Napoleon seine Generale, vielleicht etwas laut, allzu siegesbewußt. Der Korse aber weiß von der Größe des Mannes, an dessen Grab er steht. Er wendet sich zu seinen Generalen: „Messieurs, wenn der noch lebte, stünden wir nicht hier."

„Wenn der noch lebte..." Aber lebte er denn nicht? Ja, er war unsterblich, nicht nur in der Erinnerung, sondern in seinem unvergänglichen Werk, in seinem Preußen, aus dem Deutschland wurde. Weil er lebte, erhob sich Preußen und

erkämpfte die Freiheit. Weil er lebendig blieb, schuf Bismarck Einheit und Reich. Weil er lebt, steht Adolf Hitler hier.

Es ist eine heilige Stätte, die Garnisonkirche zu Potsdam mit der Gruft Friedrichs des Großen ...

Der Führer des neuen Deutschland aber richtet stark, wissend, seinen Blick auf Jahrhunderte, die zurückliegen, auf Jahrhunderte vor ihm. Und so baut er das Werk der Gegenwart, das halten und hineinwachsen soll in eine große Zukunft. — — —

Auf Ostlandboden war Brandenburg entstanden. Ein Jahrtausend ist es her, daß dieser Name zum erstenmal aufklingt. Altgermanischer Raum ist es, der sich den Deutschen wieder öffnet, daß sie Wälder roden und Sümpfe trocknen, das Land bauen und Städte errichten mit hochgetürmten Kirchen und stolzen Bürgerhäusern. Kein behagliches Los, des Reiches Mark gegen Osten zu sein! Doch ein hartes Geschlecht erwächst an der Grenze, und Märker sein bedeutet Zähigkeit, Trotz, Glauben. Die Fürstengeschlechter wechseln, aber der Märker bleibt, ob vom Adel, ob aus Bürger- oder Bauernstand. Bis dann aus Deutschlands Süden, dem sonnigen Franken, die Zollern in die Mark einreiten und alle Zähigkeit, alles gute Wesen der Märker zusammenschweißen, einen neuen Bau zu gründen. Der Rote Adler fliegt auf, schwingt nach Pommern und Preußen, über den Elbstrom und zum Rhein. Jahrhundertelang fügen die Kurfürsten Streifen um Streifen, Gebiet um Gebiet ihrem Lande an. Die Macht Brandenburgs wächst, aber es bleibt doch eine Macht mittleren Ranges, wie es manch andere im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gibt. Der Dreißigjährige Krieg verheert, zerstört, reißt Wunden, die nie geheilt sind. Aber da kommt einer mit Adlerblick und kühner Stirn, einer, der über das Mittelmaß hinaus seinem Staat Wege ins Künftige weist: der Große Kurfürst. Er schafft Heer und Beamtentum, aus Ländern einen Staat und im Osten ein freies, von Polen unabhängiges Preußen. Dort krönt sich sein Sohn, Friedrich I., zum König. Des Großen Kurfürsten Enkel, Friedrich Wilhelm I., setzt das Werk fort, das begonnen war. Die künftige Größe Preußens zu schauen ist ihm nicht vergönnt. Doch vielleicht empfindet er sie, wenn er den Sohn anblickt, dem — wie seinem Ahnherrn — die Geschichte den Namen eines „Großen" gab, ja, den die Zeitgenossen den „Einzigen" nannten. Er sollte vollenden, was die vor ihm begonnen. Ahnte, spürte Friedrich Wilhelm I., wozu sein Sohn und Nachfolger vom Schicksal bestimmt war? Hat er ihn darum gepeinigt, ihn darum gehämmert, wie man Eisen hämmert, das geformt werden soll? Hat er den „effeminierten (weibischen) Kerl" hart am Tode vorbeigehen lassen, weil er fühlte, daß nur im Angesicht letzten Ernstes der, dem Preußen anvertraut wurde, zu seiner Aufgabe reifen konnte? War des Vaters Härte nichts als eine seltsame, vielleicht unbeholfene Form seiner Liebe? — —

Es ist die bittere Stunde von Küstrin, die Friedrich II. zum Genius Preußens und Deutschlands werden läßt.

Der Kronprinz

Als am 24. Januar 1712 im Berliner Schloß der damals 25jährige Kronprinz Friedrich Wilhelm seinen jungen Sohn in die Arme nimmt, kennt sein Glück keine Grenzen. Zwei Söhne sind ihm ganz jung gestorben. Nun weiß er: Gott meint es gut mit Brandenburg-Preußen! Vom Ehrengruß der Geschütze erdröhnt die Hauptstadt. Ein verheißender Wintertag ist es, an dem alle Glocken der Hauptstadt die Freude des Königlichen Hauses und des Volkes hinausläuten.

Im nächsten Jahr besteigt Friedrich Wilhelm I. den Thron von Preußen. Wie er selber ist, gottesfürchtig, sparsam, soldatisch, so soll der Sohn erzogen werden. Streng müssen die Offiziere, die er ihm als Erzieher aussucht, über alles wachen, was der junge Prinz treibt. Lernen muß er, immerzu lernen. Geschichte, Erdkunde, Deutsch und Französisch, aber vor allem die Bibel, den Katechismus und Kirchenlieder; dazu Rechnen, Mathematik und was er als Soldat braucht. Er wird hart gestraft, wenn er seine Aufgabe nicht auswendig kann. Die Erziehung soll, wie der König einmal schreibt, seinem Sohn „die wahre Liebe zum Soldatenstande einprägen" und ihn davon überzeugen, „daß gleichwie nichts in der Welt was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag als der Degen, er in der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria (Ruhm) in demselben suchte".

Es scheint, als ob des Königs Maßnahme anschlägt. Der fünfjährige Prinz befehligt ein aus Altersgenossen zusammengesetztes Regiment, das der Vater ihm übergibt, und es ist noch ein Brief erhalten, in dem der Junge seinem „allerliebsten Papa" für „Dero Gnade" dankt. Ab und zu übersendet er dem König Berichte über die bis auf 300 „Mann" erhöhte Truppe.

Langsam aber wird der heranwachsende Prinz, in dessen Seele andere Saiten zu klingen beginnen, des Drills und der väterlichen Einseitigkeit überdrüssig. Er muß exerzieren, an Jagden teilnehmen, den Späßen und Unterhaltungen des Tabakskollegiums beiwohnen. Von seiner Mutter, der Königin Sophie Dorothea, die er mit größter Herzlichkeit liebt, hat er anderes ererbt: den Sinn für das Schöne und Heitere des Lebens, für Kunst, Dichtung, Musik. Die Erziehungsgrundsätze der Eltern gehen scharf auseinander. Die Mutter und die geliebte Schwester Friedrichs, Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Bayreuth, bestärken den Prinzen im Trotz gegen den Vater, der nun mit um so größerer Heftigkeit seinen Willen durchsetzt. In seinen Augen ist der Sohn, der von dem berühmten Meister des Flötenspiels Quantz unterrichtet wird, ein Nichtsnutz, ein Geck und Lump, ein Querpfeifer und Versemacher, ein weibischer Kerl, der sich wie ein Narr frisieren läßt! Mit solchen Worten schilt er ihn, zerbricht ihm vor Offizieren und Mannschaften den Degen, mißhandelt ihn.

Immer unerträglicher wird dem Prinzen das Leben. Seine Ehre sieht er in den Staub getreten. In einem Zorn, der sich bis zur Verachtung steigert, spielt der König nur noch mit ihm. Wenn sein Vater so mit ihm verfahren wäre, höhnt er,

so wäre er tausendmal davongelaufen; aber Fritz habe keinen Mut und sei nichts als ein Schurke.

Da faßt im Sommer 1730 der Achtzehnjährige, unterstützt von einem Freund, dem Leutnant von Katte, den Entschluß, ins Ausland zu fliehen. Der Plan wird verraten, der Kronprinz und sein Vertrauter werden verhaftet. Als der König den Sohn als Gefangenen wiedersieht, wirft er sich auf ihn und will ihn mit dem Degen durchbohren. Ein General springt dazwischen und rettet den Prinzen. —

Küstrin. Friedrich und Katte vor dem Kriegsgericht. Das Gericht lehnt ein Urteil über den Thronfolger ab. Leutnant von Katte wird zu Festungshaft auf Lebenszeit verurteilt.

Der König sieht das Urteil, durchstreicht es. Katte soll sterben, vor den Augen des Kronprinzen.

Will ein falsches Gerechtigkeitsgefühl oder gar Rache ein Opfer haben, das nun Katte sein muß, da der Staat seines künftigen Herrschers nicht beraubt werden darf? Nein, etwas anderes treibt den König zu seiner scheinbar unmenschlichen Grausamkeit: er will in Friedrich eine innere Wandlung herbeiführen. Friedrich erfährt nicht, ob auch er sterben muß. Lange schwebt er in Ungewißheit. Dann, an einem grauen Novembermorgen, wird er gezwungen, mitanzusehen, wie vor dem Fenster der Zelle Katte auf den Sandhaufen geführt wird. Am ganzen Körper zitternd, streckt voll Verzweiflung der Kronprinz durch die Gitterstäbe die Hände nach dem Freund, ruft ihm zu, er selbst sei schuld an seinem Tode und bittet ihn um Verzeihung. Da tönt vom Festungshof Kattes letztes Wort empor: „Es ist süß, für einen so angebeteten Prinzen zu sterben" — — dann saust das Richtschwert, Friedrich aber sinkt ohnmächtig zusammen... Als er erwacht, ist sein Freund nicht mehr unter den Lebenden.

Was der König gewollt, tritt ein: In Küstrin wandelt sich Friedrich. Er erkennt, was Königspflicht und Verantwortung bedeutet. Er wird die Mitschuld an des Freundes Tod sühnen, indem er selber zum königlichen Menschen wächst.

Seine Reue ist wahrhaft. Bald kann der König Gnade üben. Noch bleibt er Gefangener, noch dürfen die Wachen vor ihm keine Ehrenbezeigung erweisen. Aber er darf arbeiten. In der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer erhält er Einblick in die Verwaltung des Staates, in das Werk des Vaters, dem sein Land wahrhaft väterliche Fürsorge verdankt. In Friedrich erwacht ein großer Ernst.

In einer Aussprache zwischen Vater und Sohn wirft sich Friedrich dem König zu Füßen. Prachtvoll ist in der Antwort Friedrich Wilhelms sein Bekenntnis zur Deutschheit. Er verstünde, sagt er dem Sohn, die französische Lebensart nicht, verstünde sich nicht auf geistreiche Worte, wäre ein deutscher Fürst und würde als solcher leben und sterben.

Im Februar 1732 darf der Kronprinz Küstrin verlassen. Er erhält als Oberst das Infanterieregiment von der Goltz in Ruppin. Im März verlobt er sich mit der ihm vom Vater bestimmten Braut, der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern; im Jahre darauf findet die Vermählung statt. Wider den

eigenen Willen, gehorsam gegen den Vater, schließt Friedrich die Ehe. Fremd sind die Gatten ein ganzes Leben lang aneinander vorübergegangen.

Mit Eifer ist der Kronprinz jetzt Soldat. Bald ist sein Regiment das beste im Heer. Im Herbst 1733 nimmt er mit preußischen Hilfstruppen am Feldzug des Kaisers gegen Frankreich teil. Die Art, wie der Krieg geführt wird, ist dem künftigen Feldherrn eine einzige Enttäuschung. Aber er lernt, wie man es nicht machen darf.

Im Sommer 1736 siedelt er nach Rheinsberg über. Das alte Schloß wird neu gestaltet, die düsteren Türme sind durch heitere griechische Säulen aus ihrer Starrheit gelöst. Anmutige Gemälde, zierliche Stuckarbeiten verschönen das Innere. Marmorne Göttergestalten bevölkern den Park, an den sich der See mit waldigen Ufern schmiegt. Schönste Jahre des Lebens, die Friedrich hier genießt. Fröhliche Geselligkeit um ihn, reizvolle Unterhaltung, Musik, Theater, eigene Verskunst. Bei allem aber wird bedeutungsvolle Arbeit geleistet, im Dienst beim Regiment und im Entwerfen von Feldzugsplänen, deren Verwirklichung einst Europa in Staunen setzt.

Der Kronprinz blickt offenen Auges in das Getriebe des Staates. Er begreift die Wichtigkeit einer guten Verwaltung, studiert auf vielen Reisen, auf denen er den Vater begleitet, die Landwirtschaft, das Schulwesen, das Militärwesen. In Ostpreußen sieht er voll Ergriffenheit das schöpferische Werk des Königs, der nach Kriegswirren und verheerender Pest das verelendete Land neu bevölkert und aufgebaut hat. Das hier Geschaute legt er in einem Brief nieder, den er im Juni 1739 aus Insterburg an den französischen Schriftsteller Voltaire richtet. Das Land, so schreibt er, habe jetzt mehr als eine halbe Million Einwohner, mehr Städte als zuvor, mehr Herden als sonst, mehr Reichtum und Fruchtbarkeit als irgendein Gebiet Deutschlands. „Und alles dieses verdankt man nur dem König, der nicht bloß befehlen konnte, sondern der die Ausführung überwachte; der Pläne faßte und sie allein verwirklichte; der Sorgfalt und Mühe, ungeheure Schätze, Versprechungen und Belohnungen daran wandte, um Glück und Leben einer halben Million denkender Wesen sicherzustellen, die nur ihm alles verdanken. Ich finde etwas Heroisches in der großmütigen und arbeitsreichen Art, mit der der König diese Wüste bewohnbar, fruchtbar und glücklich machte."

So sind Vater und Sohn einander nahegekommen. Friedrich ist in harter Schule gereift. Als im Frühjahr 1740 der König, der nie Schonung für sich gekannt oder gewollt hat, schwerkrank nach dem Sohn verlangt, weiß er, daß er ruhig die Augen schließen darf, weil sein Werk fortgesetzt und vollendet werden wird.

Um den Sterbenden sammeln sich seine Generale und Räte. Friedrich ist aus Rheinsberg herbeigeeilt. Stundenlang sprechen sie, der König unter quälender Atemnot. Er weist auf die künftigen Aufgaben Preußens. Es muß seinen Weg selbständig gehen, wenn es seine Kräfte nicht verzetteln will. Es ist dem Kaiser treu gewesen. Aber diese Haltung hat keine Frucht getragen. Habsburgische Selbstsucht will Preußen für immer niederhalten.

Er fragt seine Getreuen, auf Friedrich weisend: „Tut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?"

Am 31. Mai legt er sein königliches Amt in Friedrichs Hände. Dann schließt er die Augen. Erschüttert steht der Sohn, stehen die Freunde, unter ihnen der Alte Dessauer, am Totenlager Friedrich Wilhelms.

Der Feldherr

Das Jahr 1740 bringt ein großes Sterben unter den Herrschern Europas. Außer dem König von Preußen scheiden der deutsche Kaiser Karl VI. und die Herrscherin Rußlands, Zarin Anna Iwanowna, aus der Reihe der Lebenden. Unsicherheit über die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse an allen Höfen, in allen Kabinetten! Wie wird sich die Zukunft gestalten? Was wird der junge Kronprinz tun, den man für einen lebensfremden Schwärmer hält? Unklar sind die Verhältnisse in Rußland, wo der Zarin Anna ein zwei Monate altes Knäblein folgt, Iwan VI., der schon im Jahre darauf von Elisabeth, Peters d. Gr. jüngster Tochter, beseitigt wird. Am schwierigsten liegen die Dinge im Reich. Denn mit Karl VI. erlischt das Haus Habsburg im Mannesstamm. Der Kaiserthron bleibt unbesetzt, während in den Habsburgischen Erblanden Maria Theresia folgt, seit einigen Jahren mit Franz Stephan von Lothringen vermählt. Bayern, Frankreich, Sachsen erkennen die Erbfolge Maria Theresias nicht an. Der Krieg beginnt. Er schleppt sich, von Österreichs Gegnern nur lau geführt, durch acht Jahre hin.

In diese Jahre aber fallen, sturmgleich, zwei Kriege, die König Friedrich II. um Schlesien führt.

Als Friedrich ein Knabe von vier Jahren war, wurde ihm geweissagt: seine Jugend werde unglücklich sein, dann aber würde er einer der hervorragendsten Fürsten Europas werden. Friedrich ist König geworden. Nun will er auch König sein. Die Stunden, in denen er Zeuge des Todeskampfes seines Vaters war, haben ihn menschlich reifen lassen. Die Worte des Sterbenden sind nicht in ihm verhallt. Vor ihm liegen zwei Wege, einer, der zur Mittelmäßigkeit, ein anderer, der zur Größe führt. Welchen wird er wählen?

In seinen Erinnerungen berichtet Friedrich, er habe krank gelegen, als ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Kaisers traf. „Aber der Wunsch, gesund zu werden, gab mir die Gesundheit wieder. Ich faßte sofort den Entschluß, die Fürstentümer Schlesiens, auf die mein Haus sehr begründete Rechte hatte, in Anspruch zu nehmen, und ergriff Maßregeln, um meine Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen."

Er ist bereit, gegen Anerkennung seiner Rechte durch Österreich auf dessen Seite zu kämpfen. Der Wiener Hof weist ihn zurück. Friedrichs Räte wollen nichts

überstürzen, alles diplomatisch behandeln. Er aber weist jede Zögerung zurück. Überraschend wirft er sich auf einen Gegner, der erheblich stärker ist als er.

Wendepunkt der Geschichte: Preußen löst sich aus einer Bevormundung, die keinen Sinn mehr besitzt!

Friedrich II. weiß, daß sein Entschluß von weltgeschichtlicher Bedeutung ist. „Ich beginne das kühnste, einschneidendste, gewaltigste Unternehmen, dessen sich je ein Fürst meines Hauses unterfangen hat."

Im Januar 1741 besetzt er Breslau, im März wird Glogau erstürmt. Bei Mollwitz, am 10. April, versagen ihm die Nerven, als seine Kavallerie die Flucht ergreift. Mit ihr reitet Friedrich davon. Nie wieder hat er ein Schlachtfeld verlassen. Auch solch Erlebnis eines inneren Zusammenbruchs muß er haben, um daran zu wachsen. — Der Sieger von Mollwitz ist Schwerin.

Der König hofft auf Frieden. Vergeblich. Inzwischen wird Karl Albert von Bayern in Frankfurt a. M. als Karl VII. zum Kaiser gewählt: ein klägliches, nur drei Jahre dauerndes Kaisertum.

Friedrich empfängt in Breslau die Huldigung der schlesischen Stände. Dann bezieht sein Heer Winterlager. Doch noch einmal müssen die Waffen sprechen, bei Chotusitz (Mähren, 17. Mai 1742). Die Kavallerie schlägt sich hervorragend, wetzt die Scharte von Mollwitz aus. Den Sieger dieser Schlacht, den Sohn des Alten Dessauers, ernennt der König zum Feldmarschall.

Jetzt gibt Österreich nach. Im Juni wird der Friede geschlossen. Preußen erhält Niederschlesien, Oberschlesien, die Grafschaft Glatz. Des Königs Ziel ist erreicht.

Während er sich ohne einen Augenblick Verzug der aufbauenden Friedensarbeit zuwendet, geht der Erbfolgekrieg weiter. Österreich, dessen Lage sich bessert, rüstet zu neuem Kampf. Es gibt Schlesien nicht preis. Friedrich sieht klar. Er weiß, daß das Errungene nur durch die Waffen zu sichern ist.

Dem flüchtigen Karl VII. stellt er 80000 Mann „Kaiserliche Hilfstruppen". Im September 1744 erobert er Prag. Er macht 16000 Gefangene. Sein eigener Verlust beträgt nur 50 Mann. Dann aber muß er Böhmen räumen, Karl VII. stirbt, dessen Sohn schließt Frieden mit Maria Theresia. Ein sächsisch-österreichisches Heer dringt in Schlesien ein. Alles steht auf dem Spiel.

Aber Friedrich bleibt Herr der Lage. Er sieht, daß nur ein entscheidender Sieg Rettung bringen kann, und er führt ihn herbei. Bei Hohenfriedberg glaubt das feindliche Heer dem König in den Rücken fallen zu können. Er aber marschiert in der Nacht vom 3. zum 4. Juni 1745 ab, während die brennenden Lagerfeuer die Gegner täuschen. Sie meinen, die Preußen noch vor sich zu haben, als diese am frühen Morgen, vom König selbst geführt, schon den Flankenangriff beginnen. „Wir verjagen die Feinde überall, sie halten nirgends stand", schreibt Friedrich.

Trotzdem klärt sich die Lage nicht. Maria Theresias Gemahl wird zum Kaiser gewählt. In Böhmen, bei Soor, siegt Friedrich am 30. September in fast verzweifelter Lage durch einen prachtvollen Angriff seiner Reiterei, die in einem einzigen rasenden Ansturm den das Schlachtfeld beherrschenden Berg erobert. Weiter geht das Ringen: im November siegt er bei Katholisch-Hennersdorf, im

Dezember bei Kesselsdorf, nahe Dresden. Endlich gibt die Kaiserin nach. Der Weihnachtstag bringt in der sächsischen Hauptstadt den Frieden und die nochmalige Anerkennung des preußischen Besitzes von Schlesien. Als „Friedrich der Große" — so nennt man ihn jetzt — kehrt er zu zehnjähriger Friedensarbeit heim, tiefen Ernstes voll, einsam durch den Tod seiner besten Freunde. Aber sein Volk jubelt dem König zu! Ein Band wird geknüpft, das unzerreißbar ist.

Diese zehn Jahre benutzt die feindliche Welt zu Preußens Einkreisung. Der große König soll wieder kleiner Markgraf von Brandenburg werden! Maria Theresia ist Schlesiens wegen unversöhnlich. In Rußland hassen ihn die Zarin Elisabeth und Graf Bestushew, ihr Kanzler. Sachsen wird in die Verschwörung mit einbezogen. Nun kommt es auf Frankreich an, das in einem gleichfalls sieben Jahre dauernden Kriege mit England die Waffen kreuzt: um das Schicksal der nordamerikanischen Kolonien. Friedrich kann als Nachbar des damals mit England verbundenen Hannover nicht neutral bleiben. Um die Franzosen aus Norddeutschland fernzuhalten, entscheidet er sich für das Bündnis mit England, das Truppen und Hilfsgelder verspricht.

Österreich, Frankreich, Rußland, Sachsen, Schweden und das Reich schließen den Bund. Über Friedrich wird die Reichsacht verhängt. Daß er unterliegt, scheint außer Zweifel zu stehen. Schon wird die Beute geteilt: Österreich soll Schlesien, Rußland Ostpreußen und Schweden das preußische Pommern erhalten.

Durch seinen Nachrichtendienst erfährt Friedrich, welches Schicksal ihm zugedacht ist. Er reißt das Gesetz des Handelns an sich: am 29. August 1756 marschiert er in Sachsen ein. Die Welt ist überrascht und empört! Wie kann der König „mitten im Frieden" ein „ahnungsloses" Land überfallen? Nach der Besetzung Dresdens aber veröffentlicht er die Geheimberichte des sächsischen Archivs. Aus ihnen geht die Wahrheit hervor. Das Recht ist auf Friedrichs Seite.

Nun folgt Schlag auf Schlag. Der König verlangt, daß die sächsischen Truppen unter seine Fahnen treten, und schließt sie, da sie sich weigern, bei Pirna ein. Dann stößt er nach Böhmen vor, einem österreichischen Entsatzheer entgegen, schlägt dieses bei Lobositz, zwingt Pirna zur Übergabe und stellt 17000 Sachsen in die eigenen Regimenter ein. August III. flieht nach Warschau. An den gepreßten Truppen hat Friedrich übrigens wenig Freude. Sie laufen über, sobald sich die Gelegenheit bietet.

Im Winter werden die Rüstungen fortgesetzt. „Wir werden", schreibt Friedrich an den Feldmarschall Schwerin, „viele Feinde zu bekämpfen haben, aber ich fürchte nichts... Man muß sie niederschmettern und ohne Furcht vor ihrer Zahl und Macht es sich zur Ehre rechnen, daß man eine schwere Aufgabe zu erfüllen hat." Dem Staatsminister Grafen von Finckenstein übergibt er einen Geheimbefehl folgenden Inhalts: „Wenn ich getötet werden sollte, so müssen die Geschäfte ohne die geringste Änderung ihren Gang gehen. Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man auch nur die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt. Mein Bruder wie alle meine Minister und Generale haften mit ihrem Kopf dafür, daß man weder eine Provinz

noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt, ganz als wenn ich niemals auf der Welt gewesen wäre."

Im Frühjahr 1757 siegt er bei Prag. Aber die Schlacht ist reich an Verlusten. Der schwerste: Schwerin fällt! Ein Jahr voller Bitternisse beginnt. Jetzt muß sich Friedrichs königliche Größe bewähren.

Am 18. Juni bei Kolin geschlagen, räumt er Böhmen. Die Franzosen dringen bis zur Weser, werfen bei Hastenbeck die englischen und hannoverschen Truppen. Die Russen siegen in Ostpreußen, bei Großjägersdorf, über Feldmarschall Lehwaldt. General von Winterfeld wird bei Görlitz geschlagen und tödlich verwundet. Friedrich verlangt, England solle seine Flotte in die Ostsee senden, um Ostpreußen zu entlasten. Doch die ablehnende Antwort lautet: „Wir müssen den Krieg als Kaufleute führen." Rußland bedeutet für England keinen Gegner, sondern ein — Absatzgebiet.

Schon sind die Engländer im Begriff, das Bündnis mit Friedrich aufzugeben, als das Schicksal sich wendet. Bei Roßbach, unweit Merseburg, siegt Friedrich am 5. November mit 22000 Mann über die dreifach stärkeren Gegner, Franzosen und Reichsarmee. Unter dem jungen Reitergeneral von Seydlitz entscheidet die Kavallerie den Sieg. „Die Schlacht war fast ein Spaß", schreibt der König, „auf unserer Seite sind, Gott sei Dank, nicht hundert Mann gefallen... Wir haben sämtliche feindliche Geschütze genommen. Nach soviel Angst endlich einmal ein glückliches Ereignis! Jetzt kann ich mich mit Frieden in mein Grab legen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes sind gerettet. Wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehrlos sein."

Seit dem Tag von Roßbach ist Friedrich der Held des deutschen Volkes, in Liedern gefeiert!

Jetzt entschließt sich England, dem Bündnis „treu" zu bleiben — um es erst gegen Ende des Krieges zu brechen. Der König aber beweist seine Feldherrnschaft. Der Eilmarsch nach Schlesien, wo der Herzog von Braunschweig-Bevern bei Breslau Schlacht und Freiheit verloren hat, ist für das Zeitalter der „Ermattungsstrategie" (Kriegführung durch Ermattung des Gegners) etwas Unerhörtes. Friedrich nimmt die „Niederwerfungsstrategie" des 19. Jahrhunderts vorweg. Sein überragender Geist zwingt das scheinbar Unmögliche. Er wagt mit den 30000 Mann seiner „Potsdamer Wachtparade" am 5. Dezember den Angriff gegen die Österreicher, wiederum gegen eine fast dreifache Übermacht! Vor der Schlacht richtet er an seine Generale eine Ansprache, in der er sie daran erinnert, daß sie Preußen sind. „Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen."

Der Feind wird geschlagen. Über 20000 Mann, 117 Geschütze, mehrere tausend Packwagen, an 60 Fahnen und Feldzeichen werden erbeutet. Vom Leuthener Schlachtfeld erklingt am Abend das Lied: „Nun danket alle Gott!"

Vergeblich knüpft der König Verhandlungen mit der Kaiserin an. Er will ja nicht den Krieg! Aber die Feinde wollen seine Vernichtung.

Das Jahr 1758 bringt wieder wechselnde Schicksale. Die Russen besetzen Ostpreußen, dringen bis zur Oder und schießen Küstrin in Brand. Friedrich nimmt Schweidnitz, will auf Wien marschieren und dort den Frieden diktieren. Der kühne Plan mißlingt. Bei Krefeld werden die Franzosen über den Rhein geworfen. Bei Zorndorf, nahe Küstrin, schlägt in erbitterter Schlacht der König am 25. August die Russen, die in furchtbarster Weise das Land verwüstet hatten. Bei Hochkirch aber, in der Nähe von Bautzen, wird Friedrich von den Österreichern unter Daun und Laudon überfallen und geschlagen. Doch geordnet führt er die Truppen zurück. Sachsen und Schlesien bleiben in seinem Besitz. Die Kanoniere, die an ihm vorbeiziehen, fragt er: „Wo habt Ihr eure Kanonen gelassen?" „Der Teufel hat sie uns bei Nacht geholt!" ruft einer. „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, nicht wahr, Grenadiere?" „Jawohl", erwidern lachend die Leute, „und Zinsen sollen sie uns dazu geben!"

Schwer trifft ihn die Nachricht vom Tod seiner geliebten Bayreuther Schwester. In erschütternden Gedichten strömt die Klage des Königs.

Ein neues Kriegsjahr, das vierte! Bei Minden gelingt es Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Franzosen zu werfen. Da scheint sich im Osten Friedrichs Schicksal zu erfüllen. Er will die Vereinigung der Russen und Österreicher unter Laudon hindern. Aber sein General von Wedell wird geschlagen, und Friedrich selbst erlebt am 12. August 1759 die furchtbare Niederlage von Kunersdorf. Dreimal führt er seine Truppen gesammelt in die Schlacht. Zwei Pferde werden unter ihm getötet, sein Rock von Kugeln durchlöchert. Er irrt über das Schlachtfeld, gerät in die Gefahr der Gefangenschaft. „Zu meinem Unglück lebe ich noch", schreibt er, während alles um ihn flieht. „Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben."

Hatte alles noch einen Zweck und Sinn?

Aber schon ein paar Tage danach rafft er sich zusammen. „So lange ich die Augen offen habe, werde ich den Staat schützen, wie es meine Pflicht ist." Und nun geschieht etwas Unerwartetes, das „Wunder des Hauses Brandenburg", das die Rettung bedeutet: die Feinde wagen keine neue Schlacht! Sie hätte Friedrichs Vernichtung bedeutet. Aber er wird nicht einmal verfolgt, und während die Feinde, eifersüchtig aufeinander, abziehen, sammelt er seine Truppen und folgt den Österreichern.

Da trifft ihn neues Unheil: General von Finck, von Daun eingeschlossen, ergibt sich bei Maxen (unweit Pirna) mit fast 15000 Mann kampflos! „Es ist ein bis dato ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Korps das Gewehr vor dem Feinde niederlegt", urteilt der König. Das Kriegsgericht erkennt auf Absetzung des unfähigen Generals.

Endlos zieht sich der Krieg hin. Alles sehnt sich nach Frieden. Kaum gelingt es noch, mit den verwegensten Mitteln Mannschaften zu werben und die Regimenter aufzufüllen. Der Staatsschatz ist längst verbraucht; Englands Hilfsgelder gehen nur spärlich ein. Aus vier Millionen Taler, die es 1758 zahlt, werden elf geprägt. Die Münzverschlechterung wird immer größer, mit ihr die Entwertung des Geldes.

„Außen Silber, innen schlimm, außen Friedrich, innen Ephraim!" spottet man über die Münzen, die von den Berliner Münzjuden Itzig und Ephraim ausgegeben werden. Im Wert stark sinkendes Papiergeld muß herhalten, um die Staatsausgaben zu decken. Es bannt nicht die Not, sondern vergrößert sie.

Verzweifelt ist Preußens Lage, allzu groß die Übermacht der Gegner. Der König spielt mit Selbstmordgedanken. Das sinnlose Hin und Her belastet seine Nerven. Zu wirklichen Entscheidungen fehlen die Kräfte. Fouqué wird im Juni 1760 von vierfacher Übermacht aufgerieben. Laudon erobert Glatz. Doch am 15. August siegt der König bei Liegnitz über Daun. Dreifach überlegen greifen die Österreicher an. Schon nähern sich auch die Russen. Da rafft Friedrich alles zusammen und wirft den Feind, der 10000 Mann verliert, über die Katzbach zurück. Wieder rettet ein „Wunder" Preußen. Der Wunder größtes aber ist es, daß der König aufrecht bleibt.

Die Österreicher ziehen jetzt nach Böhmen ab. Auch die Russen kehren um, plündern aber noch schnell Berlin. Gegen russische Belagerer und Blockade von der See her hält sich Kolberg, das nun befreit wird. Doch was will solch kleiner Erfolg besagen? „Bei der Menge meiner Feinde", schreibt damals der König, „sehe ich voraus, daß ich unterliegen muß. Ich habe weder Hilfe noch Entsatz noch Frieden, ich habe nichts in der Welt zu hoffen."

Da geschieht ein neues „Mirakel". Am 3. November greift er bei Torgau die Österreicher im Rücken an. Der Ansturm, den Friedrich selbst führt, mißlingt. Immer wieder dringen seine Grenadiere vor. Drei Pferde werden dem König erschossen, alle Offiziere um ihn sind verwundet, er selbst wird verletzt und betäubt. Doch die Kugel, die seine Brust zerreißen sollte, quetscht sie nur. Wie bei Kunersdorf seine Dose, so schützt ihn diesmal sein Mantel. Schon sitzt er wieder zu Pferde. Ziethen, der die Höhen bei Süptitz stürmen soll, bleibt aus. Es dunkelt. Der König zieht sich zurück. Daun sendet bereits die Nachricht seines „Sieges" nach Wien. Da rückt Ziethen, bis dahin aufgehalten, stürmend heran! Auch Friedrichs Truppen greifen nochmals in den Kampf ein. Schon sind die Elbhöhen genommen, ist der Sieg errungen und Preußen gerettet!

1761: Friedrich im Lager von Bunzelwitz, zwischen Schweidnitz und Breslau, gegenüber die doppelte Zahl Österreicher und Russen. Wieder wagen die Feinde, uneinig, keinen Angriff gegen das festungsartig ausgebaute Lager. Aber Schweidnitz fällt, auch Kolberg ereilt dies Schicksal. Des Königs Heer schmilzt zusammen. Die englischen Gelder bleiben aus, als Georg III. den Thron besteigt und den preußenfreundlichen Minister Pitt entläßt.

Wie soll ein neuer Winter überstanden werden? In Friedrichs Gedichten spiegelt sich seine Seele. Es gibt nur eine Pflicht: Kraft und Sinne zu spannen und wie ein starker Schwimmer gegen den Strom anzukämpfen, um das Vaterland zu retten.

Dennoch scheint nun alles wirklich zu Ende, als wieder ein „Wunder" die Rettung bringt. Preußens erbitterte Feindin, die Zarin Elisabeth, stirbt am 5. Januar 1762. Ihr Nachfolger Peter III., ein Verehrer des Großen Königs,

schließt sofort Frieden und gleich darauf ein Bündnis mit ihm! Die Gesamtlage ist dadurch völlig geändert. Zwar wird der Zar schon nach wenigen Monaten entthront und ermordet. Doch läßt seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina II., auch wenn sie das Bündnis aufhebt, den Frieden mit Preußen, dem sich inzwischen auch Schweden angeschlossen hat, in Kraft. Der russische General Tschernitscheff bleibt trotz Befehls zum Abzug beim preußischen Heer und unterstützt durch seine bloße Gegenwart den Angriff Friedrichs auf die Österreicher bei Burkersdorf.

Das heiß umkämpfte Schweidnitz fällt von neuem in preußische Hand. Herzog Ferdinand schlägt die Franzosen bei Wilhelmstal (nahe Kassel), die Sachsen bei Lutterberg. Kassel ergibt sich. Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, siegt über Österreicher und Reichsarmee. Auch hier wie so oft bewähren sich Seydlitz' Kürassiere. General von Kleist stößt nach Franken vor, bis Nürnberg, wo er die Reichsstände, die noch im Krieg gegen Preußen sind, brandschatzt. Westdeutschland ist von Franzosen frei.

Da wird Maria Theresia müde. Soll sie den Kampf weiterführen? Über und über verschuldet ist ihr Land. 100000 Mann hat es in den Schlachten verloren. So verzichtet sie zum drittenmal auf Schlesien.

Am 15. Februar 1763 beschließt der Friede zu Hubertusburg den Siebenjährigen Krieg.

„Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt; das tat Friedrich." So urteilt später Napoleon.

Gealtert und noch einsamer kehrt der König heim. Die Welt ist für ihn eine andere geworden. Er kennt nur ein einziges: seine königliche Pflicht.

Der König

Die Pflicht, so hat Friedrich bei seiner Thronbesteigung an Voltaire geschrieben, sei sein höchster Gott. Des Königs Friedenswerk erscheint als ein gewaltiges Zeugnis dafür! Man könnte fragen, ob Friedrich im Krieg oder im Frieden größer war. Er ist in jeder Lage des Lebens groß gewesen. Die spärlichen Freuden früherer Jahre — Rheinsberg, Sanssouci — gehören der Vergangenheit an. Die Tatsache, daß er endlich doch gesiegt und Preußen als Großmacht durchgesetzt hat, vermag keinen Jubel in ihm zu erwecken. Der Tod seiner nächsten Freunde und tiefe menschliche Enttäuschungen haben ihn einsam, immer einsamer gemacht. Zuweilen wird er zum Menschenverächter, sieht nur noch die „Kanaille". Da ist es wieder die Pflicht, die ihn dem Weltschmerz entreißt. Als Philosoph weiß er um die Geringfügigkeit aller Menschen. „Fürsten und Könige gibt es im Überfluß." Auch in sich spürt er die Grenzen, die jedem Menschentum, selbst dem königlichsten,

gesetzt sind. So lehnt er jede Verherrlichung ab. Ihm ist vom Schicksal ein Amt übertragen worden; er will es erfüllen. Das ist es, was er als Pflicht ansieht.

Bürgern, die ihm für den Wiederaufbau ihrer Stadt danken wollen, schneidet er das Wort ab: „Davor bin ich da!"

Ludwig XIV., Frankreichs „Sonnenkönig", hatte das Wort geprägt: „Der Staat — das bin ich." Der Preuße Friedrich aber erklärt: „Ich bin des Staates erster Diener." Nichts begehrt er für sich. Sein Leben ist ein einziges Opfer für den Staat. Es scheint, als vermöge er seine Arbeitskraft noch zu vervielfachen. Er gebietet selbst dem Schlaf; er braucht ihn kaum noch.

In der Erkenntnis des furchtbaren Elends, das die Folge jener sieben Jahre ist, wird der Spötter, der Verächter nachsichtig. Wo er Eigensucht vermutet, ist er scharf, bissig, vielleicht auch einmal ungerecht. Seine Randbemerkungen auf ungezählten Eingaben, die er persönlich durcharbeitet, zeigen sein Mißtrauen, seinen oft bitteren Scherz. Heute noch ist das Andenken an ihn lebendig. Friedrich ist der volkstümlichste Deutsche geworden. —

Mit nie ermüdender Kraft geht der König ans Werk, die Wunden des Krieges zu heilen. Er weiß, daß das Land um so schneller etwas leisten kann, je eher und gründlicher es aufgebaut wird. Dieser Sparsame spart nichts, sondern gibt reichlich, wenn es sich um Aufbau handelt. Nichts ist in seinen Augen klein und nebensächlich; alles hat Bedeutung. In alles blickt er, greift er ein. Er öffnet seine Lager und verteilt das Korn. Er verringert das Heer und gibt die überzähligen Pferde in die Landwirtschaft. Über zwanzig Millionen Taler fließen in die Gebiete, die am meisten gelitten hatten. Durch Steuerermäßigung oder Steuerbefreiung hilft er weiter. Überall entstehen, aus furchtbarster Verwüstung heraus, Tausende neuer Gebäude. Äcker werden wieder bestellt, Ödländer aufgeforstet, Sumpfgebiete entwässert, Kanäle angelegt. Der König fördert die Anlage von Fabriken, die Einführung von Industrien, sorgt für das Berg- und Hüttenwesen. Die Berliner Porzellanmanufaktur stellt Meißen in den Schatten.

Woll-, Baumwoll-, Sammet-, Papierfabriken entstehen. Friedrich ordnet das Geld- und Bankwesen. Er hilft dem Grundbesitz durch ein auf Pfandbriefen beruhendes, landschaftliches Beleihungswesen. In den Städten werden öffentliche Leihhäuser errichtet, der Außenhandel durch eigene Gesellschaften geregelt. Aus der „Seehandlung" geht später die Preußische Staatsbank hervor. Der staatliche Vertrieb von Tabak, Kaffee, Salz sichert Einnahmen. Nur der 1766 begründeten „Regie" für innere Steuern, in ihren leitenden Stellen ausschließlich von Franzosen besetzt, bleibt ein größerer Erfolg versagt; sie ist die am wenigsten volkstümliche Schöpfung des Königs. In 900 neuen Dörfern werden Siedler angesetzt. Im Recht kommt ein neuer Geist zum Ausdruck. Auch der König beugt sich dem Gesetz.

Die heutige Zeit erkennt, daß in dem Lebenswerk des Königs Ideen spürbar sind, wie sie der Nationalsozialismus vertritt. Der große Gedanke des Dienens, des Opfers, des Gemeinnutzes gewinnt in ihm und durch ihn Leben. Noch vermag

der König eine Volksgemeinschaft, wie wir sie wollen, nicht zu ahnen oder zu schaffen. Noch muß ein weiter Weg gegangen werden, ehe es dazu kommt. Noch scheinen die Stände berufen, in scharfer Trennung voneinander die Staatsaufgaben zu erfüllen. Noch geht das politische Leben nicht vom Volk aus. Für den Adel, der sich in schwerstem Kriegsschicksal bewährte und durch restlose Hingabe Preußen retten half, sorgt der König als für den „ersten Stand" des Staates. Nur Adlige werden Offiziere. Auch die höheren Verwaltungsstellen sind fast ausschließlich für sie bestimmt. Friedrich setzt das von seinem Vater begonnene Werk der Bauernbefreiung fort, doch ohne zur Aufhebung der Hörigkeit zu gelangen. Vieles, was seinem Jahrhundert nicht möglich ist, bleibt einer späteren Entwicklung vorbehalten. Dennoch schreitet er seiner Zeit weit voraus.

In Glaubensdingen ist er duldsam. Sein Grundsatz heißt: Gewissensfreiheit. Aber er wacht, daß die Kirche sich nicht in die Dinge des Staates mischt. Scharf wendet der König sich gegen die schädlichen Einflüsse des Judentums. Es seien zu viele Juden in den Städten, erklärt er einmal. Er empört sich dagegen, daß aus Breslau „ein ganzes Jerusalem" gemacht wird. „Das kann nicht sein. Die Juden werden zu Schädlingen durch den Wucher, den sie treiben, den Schmuggel, der durch ihre Hände geht, und tausend Schurkereien, die zum Schaden der Bürger und der christlichen Kaufleute ausschlagen. Weder Juden noch sonst jemand habe ich je verfolgt; trotzdem halte ich es für klug, darüber zu wachen, daß sie sich nicht zu stark vermehren."

Dieser deutsche König hat für die junge, stürmisch gärende, gewaltig brausende Dichtung seines Volkes kein inneres Verständnis. Französisch sind seine Werke geschrieben, seine Briefe, Gedichte, auch seine Abhandlung „Über die deutsche Literatur". Aber gerade in dieser Schrift zeigt er sich als bewußter Deutscher. Ahnend spricht er es aus, daß unsere Sprache einen Siegeszug durch die Welt antreten wird. Er fühlt, daß die Tage einer neuen, nationalen Dichtung nahe sind. „Ich sehe das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht betreten."

Die durch den Krieg zusammengeschmolzenen Truppen werden allmählich wieder verstärkt und zum besten Heer Europas. Es herrscht die alte Zucht. Berühmt als Schule der Kriegskunst sind seine Manöver.

Noch einmal muß Friedrich zu den Waffen greifen. Was Österreich in Schlesien verloren hat, will es durch Erwerbung Bayerns ersetzen, dessen kurfürstliches Haus 1777 im Mannesstamm erlischt. Friedrich darf um der Zukunft willen diese Machterweiterung nicht zulassen. Der Krieg bricht aus. Aber noch ehe es zum ernsten Waffengang kommt, beginnen die Verhandlungen, die dem „Kartoffelkrieg", wie die Preußen spotten, ein Ende bereiten. Im Frieden von Teschen verzichtet Österreich auf seine Ansprüche. Der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes unter Preußens Führung nimmt Gestalt an, doch erlischt er mit Friedrichs Tod.

Hatte der König durch die Erwerbung Schlesiens das Antlitz seines Staates ostwärts gewandt, so verlagert er Preußens Schwergewicht endgültig in den Osten, indem er Westpreußen aus polnischer Hand zurückgewinnt (1772).

Katharina II. von Rußland will ein selbständiges Polen neben sich nicht mehr dulden. Um Westpreußen nicht in russische Hand fallen zu lassen, entschließt sich Friedrich, seine Hand auf dieses alte deutsche, einst vom Ritterorden erschlossene Land zu legen. Das polnische Reich ist so morsch geworden, daß es dem Zugriff Rußlands keine Abwehr entgegensetzt. Es gelingt dem König zwar nicht, auch Danzig und Thorn zu erwerben; beide Städte fallen erst 1793 an Preußen. Dafür gewinnt er das Gebiet um die Netze. So ist die Brücke von Ostpreußen zu Pommern und zur Mark geschlagen. Ein erfolgreicher Aufbau beginnt. Um die Wasserstraßen der Oder und Weichsel zu verbinden, läßt der König den Bromberger Kanal bauen. Einer seiner treuesten und fähigsten Beamten, der Geheime Finanzrat von Brenckenhoff, ist auch hier sein verständnisvoller Helfer.

„Der Bauer", so schreibt Friedrich einmal, „ist der Nährvater der Gesellschaft. Ihn muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes." Noch ist das Bauerntum großenteils unfrei oder leibeigen und muß vielfach zur Anspannung seiner Kräfte erst „ermuntert" werden; dennoch sieht der König in ihm die Grundlage von Volk und Staat — ein Gedanke, wie ihn der Nationalsozialismus immer wieder zum Ausdruck bringt.

Friedrich erkennt die Förderung der Landsiedlung als eine seiner höchsten Aufgaben. Preußen ist arm an Bewohnern, schon vor, erst recht aber nach den langen Kriegen. Es muß „peuplieret" (bevölkert) werden. Darauf ist die Sorge des Königs gerichtet. Seine Werbeoffiziere sind angewiesen, Umschau auch nach geeigneten Siedlern zu halten. Werbestellen werden im Reich eingerichtet, so in Frankfurt am Main und in Hamburg. Denen, die ihr Glück in Amerika suchen wollen, soll eine neue Heimat geboten werden. So hat der König manchen vor dem Untergang gerettet und viel deutsches Blut dem Lande erhalten.

Auf Öd- und Bruchländereien erstehen Einzelhöfe und ganze Dörfer. Während Friedrichs Regierung sind nicht weniger als 900 Neugründungen von Dörfern zu verzeichnen, und 300000 Menschen werden angesetzt. Doch auch den Städten gilt seine Fürsorge. Berlin wächst, die Garnison nicht mit eingerechnet, von 69000 Einwohnern auf 134000, also etwa um das Doppelte!

So führt der König das Aufbauwerk seines Ahnen, des Großen Kurfürsten, und seines Vaters, Friedrich Wilhelms I., gewaltig fort. Er schafft die Großmacht Preußen, die berufen und fähig ist, im kommenden Jahrhundert das deutsche Schicksal neuzugestalten. —

Im 47. Jahr seiner Regierung, dem 75. seines Lebens, schließt der König am 17. August 1786 in Sanssouci die Augen. Ein Leben voller Kampf geht zu Ende.

In zwei „Politischen Testamenten" zeichnet er das Bild des Staates und seiner Notwendigkeiten. „Die erste Pflicht des Bürgers ist es, seinem Vaterland zu dienen." —

Kein gleich- oder auch nur ähnlich gearteter Nachfolger hat Friedrichs Werk fortgesetzt. Den Thron besteigt sein Neffe, Friedrich Wilhelm II. Es ist kein Wahrer und Mehrer friderizianischen Gedankengutes, der nun die Verantwortung für Preußens Schicksal trägt.

Friedrich Wilhelm II. übernimmt einen geordneten Staat und das beste Heer Europas. Reich sind die Staatseinkünfte, mehr als 54 Millionen Taler beträgt der Staatsschatz. Aber dies ist nicht das Entscheidende. Wichtiger als alles ist ein anderes Erbe, das Friedrich hinterläßt: Sein Wirken hat die Deutschen zu Deutschen gemacht. Er ist der Schöpfer eines neuen Nationalgefühls.

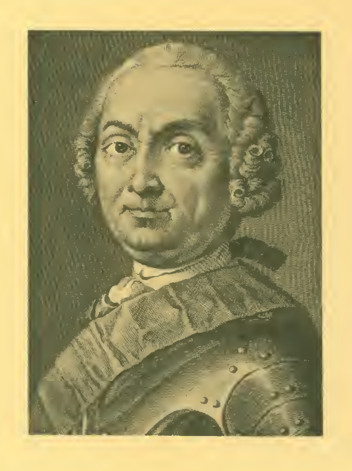
Noch ist die Zeit nicht reif, die deutschen Länder und Stämme in einer staatlichen Zusammengehörigkeit auf Gedeih und Verderb zu verbinden. Doch durch die Tatsache seines überragenden Führertums wird Deutschland innerlich geeint.

Die erste entscheidende Probe auf die Zukunft legt Preußen ab, nachdem es 1806 unter der Faust Napoleons zusammengebrochen ist. Es überdauert den Sturz; es steigt aus der Tiefe empor. Friedrichs Schöpfung hat Bestand. Preußen kann stürzen, doch es steht wieder auf. Denn in ihm waltet, unsterblich, seines größten Königs Geist.

Weil Friedrich war, konnte Bismarck werden. Auf Friedrichs Werk gründet Bismarck das seine: das Deutsche Reich. Wieder folgt ein Zusammenbruch, wieder eine Zeit der Schmach. Aber wiederum ringt sich Preußen und Deutschland empor; die Hakenkreuzfahnen Adolf Hitlers wehen.

Von Friedrich dem Großen berichtet die Geschichte, vom Alten Fritz spricht das Volk. Ein Name aber ward zu seinen Lebzeiten für ihn geprägt, der ihn hinaushebt über alle Namen und dauern wird:

Friedrich der Einzige.



Feldmarschall Schwerin

Gestochen von Ph. A. Kilian



MÜLLER-RÜDERSDORF

Vier Heerführer um Friedrich den Großen

Feldmarschall Schwerin

Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht eine marmorne Bildsäule, die die einfache Inschrift trägt: Feldmarschall Schwerin. Friedrich der Einzige hat sie seinem hochverehrten Heerführer in Dankbarkeit errichten lassen. Schwerin ist hier in vorwärtsstrebender Haltung, in der Hand die Fahne, dargestellt. Das Bildnis erinnert uns an seinen Heldentod in der Schlacht bei Prag (1757).

Am 26. Oktober 1684 wird Kurt Christoph von Schwerin auf Gut Lowitz bei Anklam in Pommern geboren. Sein Vater stirbt, als er erst dreizehn Jahre alt ist. Der Bruder des Vaters, ein hessischer General, nimmt sich danach seiner in väterlicher Liebe an. Zum Edelmann und Deutschen im Sinne seiner Zeit erzogen, gewinnt er mehr praktische Tüchtigkeit als geistige Bildung. Dem Wunsch der Mutter gemäß, die ihn gern zum Wissenschaftler machen möchte, besucht er die hohen Schulen von Leiden, Greifswald und Rostock. Doch der junge Schwerin neigt ganz zum Waffenhandwerk hin, dem er sich dann ausschließlich widmet. Siebzehnjährig tritt er als Fähnrich in die Kompanie des älteren Bruders ein, der zu der Zeit Oberstleutnant ist. Der möchte ihn zum wissenschaftlichen Studium zurückführen und bedenkt ihn darum mit besonderen Plackereien. Doch der jüngere Bruder wird von seinem Soldatenstreben nicht abgeschreckt. Pünktlich verrichtet er seinen Soldatendienst. Und durch die ihm bereiteten besonderen Schwierigkeiten wird er erst recht zum tüchtigen Soldaten erzogen. Mit scharfsinnigem Beobachtungsgeist ausgestattet, sammelt er im Spanischen Erbfolgekrieg wertvolle Kriegserfahrungen. Die Schlacht bei Donauwörth, am 2. Juli 1704, macht er als Leutnant mit. In der Schlacht bei Höchstädt, am 13. August, zeichnet er sich durch Mut und Tapferkeit aus. Schon vor dem 21. Lebensjahre wird er Hauptmann und erhält im Regiment des Oheims die Kompanie des Bruders, der bei Donauwörth fiel. 1706 wird Schwerin Oberstleutnant im Dienste des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, der ihn ein Jahr später zum Obersten ernennt und ihm ein eigenes Regiment gibt. 1712 schickt ihn der Herzog mit geheimen Aufträgen zum König Karl XII. von Schweden. Während des einjährigen Aufenthalts in Bender gewinnt er das volle Vertrauen des Königs. Später bekennt er, er habe in Bender Kriegskunst erforscht und aus

der Unterhaltung mit König Karl XII. mehr gelernt als bisher aus aller Erfahrung. Der Herzog ist mit der Erledigung seiner Aufträge durch Schwerin sehr zufrieden und ernennt ihn gleich nach der Rückkehr zum Befehlshaber einer Brigade. Schwerin erobert sich auch die Zuneigung des jungen Herzogs, der 1713 dem dahingegangenen Herzog nachfolgt. Er wird von ihm zum Generalmajor ernannt. Als Schwerin dann mit 12000 Mann gegen das 13000 Mann starke Kaiserliche Heer zieht, das in Mecklenburg eingerückt ist, schlägt er sie bei Walsmühlen in die Flucht. Der Herzog, der zu der Zeit in Berlin weilt, ernennt ihn darauf zum Generalleutnant. Der preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hört bei der Gelegenheit von Schwerins Heldentat, findet Wohlgefallen an des jungen Heerführers Entschlossenheit und Schneid und schenkt ihm von dem Augenblick an seine besondere Gunst. Später zieht er ihn in seine engste Umgebung und behält ihn stets bei sich — auch auf Reisen —, um mit ihm alle beabsichtigten Entscheidungen zu besprechen. —

Als Friedrich Wilhelm I. 1740 zu Grabe getragen wird, folgt Schwerin der Leiche mit dem Reichsbanner in der Hand. — Auch Friedrich II. beweist ihm als neuer König sofort seine größte Hochschätzung, indem er ihn bald nach der Thronbesteigung, im Juni 1740, zum Generalfeldmarschall ernennt und ihn einen Monat später in den Grafenstand erhebt. —

Dann dient Schwerin seinem großen König als Heerführer im Ersten Schlesischen Kriege. Das eigene Regiment des Befehlshabers Schwerin betritt vor allen anderen preußischen Regimentern schlesischen Boden. In kurzer Frist hat man sämtliche Ortschaften bis Breslau hin erobert. Danach dringt Schwerin in Oberschlesien vor. Den zurückgehenden Feind verfolgt er unablässig, bis fast ganz Schlesien besetzt ist. Die völlige Einnahme der Provinz wird durch die Schlacht von Mollwitz, am 10. April 1741, erreicht. Ihr siegreicher Ausgang ist Schwerins besonderes Verdienst und seine ruhmvollste Tat.

Die Schlacht scheint zuerst schon verloren. Hoffnungslos fragen die Offiziere des Königs Schwerin, wohin der Rückzug zu nehmen sei. „Auf den Leib des Feindes!" antwortet der. Und tatfest und mit stählerner Entschlossenheit führt er sein Vorhaben aus. Vor den rechten Flügel des Heeres reitet er und spricht seinen Soldaten Mut zu. Dabei erklärt er, die Reiterei sei zwar geworfen; aber durch sie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren. Die Entscheidung stehe beim Fußvolk. Von dessen Mut erwarte er alles. Er hoffe, seine Kriegsgefährten werden ihn nicht verlassen. Ihn selbst würden sie immer voran sehen. Sollten sie aber wahrnehmen, daß er davonlaufe, dann sei ihnen — das erkläre er hiermit öffentlich — die Freiheit gegeben, Gleiches zu tun. — Diese Ansprache übt die gewünschte Wirkung aus. Mit wahrem Löwenmut geht die Infanterie drauf und verrichtet Wunder der Tapferkeit in dem hartnäckigen, blutigen Ringen. Und obgleich Schwerin — der die Infanterie gegen die Mitte des Feindes führt — selbst zweimal verwundet wird, läßt er nicht nach. Er erzwingt den Durchbruch durch das österreichische Heer, bringt es in Verwirrung und schlägt es in die Flucht durch das Dorf Mollwitz.

Doch weiter geht Schwerins Siegeszug! — Mit Schluß des Oktobers 1741 ergibt sich die Festung Neiße den Preußen, nachdem schon Brieg erobert ist. Im Dezember steht Schwerin in Mähren. Die Festung Olmütz unterwirft sich ihm hier. Bei alledem läßt er seine Soldaten nicht in Siegeswildheit verfallen. Stets hält er auf gute Manneszucht. Diese erwirbt ihm Zutrauen bei den Bewohnern der eroberten Gebiete. Der österreichische Feldmarschall Brown, sein Gegner, bemerkt im Hinblick darauf: „Wer feindliche Länder recht behandeln lernen will, muß bei dem Feldmarschall Schwerin in die Schule gehen!" — Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges marschiert Schwerin durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein, um die Verbindung der Österreicher mit den Sachsen zu verhindern. Als er dem König zuvor erklärt, daß sein Heer an Zahl zu schwach sei gegen die Österreicher und er 10000 Mann Verstärkung darum von ihm fordere, klopft König Friedrich ihm auf die Schulter und meint: „Diese 10000 Mann sind Sie, Herr Feldmarschall!"

Nach guten Erfolgen in Mähren und als der König selbst mit seinem Heere bei Pirna Winterlager bezieht, erhält Schwerin den Auftrag, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen. Unterwegs wird er von den Österreichern angegriffen. Doch schnell schlägt er sie in die Flucht.

Im Januar 1757 bestellt König Friedrich die Heerführer Schwerin und Winterfeldt zu sich nach Haynau, um mit ihnen die Pläne für den bevorstehenden Feldzug zu besprechen. Schwerins Maßnahmen, Schlesien zu sichern, werden dabei gutgeheißen.

Das Frühjahr 1757 ist gekommen. In vier Abteilungen — von denen Schwerin eine Abteilung befehligt — marschiert das preußische Heer in Böhmen ein.

Als der König mit seinen Truppen sich schon in der Nähe Prags befindet, erfährt Schwerin nicht rechtzeitig seine Stellung. Die Feinde haben die entsprechende Meldung abgefangen. Am 5. Mai geht König Friedrich über die Mulde. Den Übergang gibt er Schwerin durch Schüsse mit zwölfpfündigen Kanonenkugeln bekannt. Schwerin antwortet auf gleiche Weise. Am 6. Mai morgens sind sämtliche preußischen Truppen bei Prosek zusammengezogen. Doch die Stellung ist für einen Angriff ungünstig. Schwerin entdeckt schließlich ein ebenes Gelände, das sich für das Vorgehen von Fußvolk wie für Reiter gleich gut eignet. Er gibt dem Könige Meldung. Dieser befiehlt sofort den Aufbruch dorthin. Um 11 Uhr vormittags bereits befindet sich das ganze Heer in Schlachtordnung. Und das Treffen auf dem linken Flügel beginnt. 72000 Preußen kämpfen gegen 76000 Österreicher. Die preußische Reiterei prescht zuerst vor. Beim dritten Angriff ist die feindliche Reiterei geschlagen. Unterdessen stürmen die Grenadiere des linken Flügels über die Wiese. Von mörderischem Feuer empfangen, müssen sie aber zurückweichen und geraten in Verwirrung. — Als der greise Feldmarschall Schwerin das merkt, versucht er, die Truppen zum Stehen zu bringen und zu ordnen. Doch vergebens! Unwillig darüber, daß auch sein eigenes Regiment weicht, reißt er einem Fahnenjunker die Fahne aus der Hand, reitet flugs vor das

Regiment und ruft: „Wer kein feiger Kerl ist, der folge mir!" — Das Vorbild des greisen Helden und sein Wort beseelen die Truppen mit neuem Mut. Im Sturmschritt folgen seine Krieger ihm, der die Fahne voranträgt.

Aber kaum zwölf Schritte ist Schwerin vorgestürmt, als ihn eine Kanonenkugel so arg trifft, daß er tot vom Pferde sinkt. Doch fest hält die erstarrte Hand die Fahne umklammert, die seinen Körper völlig bedeckt. General Manteuffel gibt die Fahne dem Junker zurück. Auch der wird schnell von einer Kanonenkugel niedergeschmettert, ebenso dann des Feldmarschalls Adjutant.

Die Schlacht steht äußerst schlecht für die Preußen. Da aber die Österreicher auf dem rechten Flügel zu weit vorgehen, entsteht bei ihnen eine Lücke. Mit seinem Adlerblick entdeckt König Friedrich sie sofort. Er bricht in sie hinein — und die Schlacht wird zu einem Siege seines Heeres. Als der Kampf zu Ende ist, reitet der König zu seinem Bruder Heinrich, steigt hier ab, setzt sich auf den Rasen und ruft mit sichtbarer Traurigkeit: „Wir haben viel verloren! Der Feldmarschall Schwerin ist tot!" — —

So besingt Theodor Fontane das Kampfgeschehen und den Heldentod Schwerins:

Nun aber soll erschallen
dir Preis und Ruhm, Schwerin,
der du vor Prag gefallen
beim Sturme der Batterien!
Es lebt in eins verschlungen
„Schwerin" und „Schlacht bei Prag";
drum sei dein Lob gesungen
durch deinen Ehrentag!

Des sechsten Maies Morgen
schwebt über Berg und Au.
Der Feind ist wohlgeborgen
durch Gräben und Verhau.
Es halten seine Flügel
die Höhen rings besetzt;
ein feuerspei'nder Hügel
ist jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geschlagen.
Steil ist die Bergesbahn.
Doch siegen und nicht wagen,
das heißt: nur halb getan.
Die Grenadiere stürmen;
Kartätschen prasseln drauf,
und vor den Hügeln türmen
sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt vernichtet
Schwerins Leibbataillon;
ein Eichwald, tief gelichtet,
so steht ein zweites schon.
Getroffen sinkt danieder
General von Winterfeldt,
und die zerschoss'nen Glieder
nichts mehr im Feuer hält. — —

Sie flieh'n. Die alte Erde
bebt selbst, als ob ihr's graut.
Da steigt Schwerin vom Pferde.
„Mir nach!" so ruft er laut.
Er faßt die alte Fahne,
noch nie zur Flucht gewandt,
daß er den Sieg erbahne
mit seiner Greisenhand. — —

Die Hügel sind erstiegen;
die Kaiserlichen flieh'n.
Doch trauervolles Siegen:
Im Sterben liegt — Schwerin!
Vier Kugeln, erzgegossen,
sie haben ihn zerfetzt;
die Fahne, die zerschossen,
sein Bahrtuch ist sie jetzt.

Die Truppen zieh'n vorüber
mit dumpfem Trommelschlag.
Solch Tag des Glücks ist trüber
als mancher Unglückstag.
Wie Wetterwolkenschwere
sieht man's am Himmel ziehn; —
sie ziehen vorauf dem Heere,
sich lagernd über — Kolin. — —

Viel Mühe macht es, den Leichnam des Helden aus der Masse der Toten herauszusuchen. In einem Kloster wird er aufgebahrt. Der König, sämtliche Prinzen und Stabsoffiziere kommen dorthin, um Schwerin das letzte Mal zu sehen. König Friedrich, der ihn nicht nur hoch geschätzt, sondern auch sehr geliebt hat, bricht angesichts des Toten in Tränen aus. —

Später läßt Prinz Heinrich nochmals den Sarg Schwerins öffnen. Voll tiefster Ergriffenheit betrachtet er die edlen Züge des Heimgegangenen, während alle Soldaten weinen. Der englische Gesandte am preußischen Hof berichtet nach England: „Das ganze Heer ist in Tränen über den Verlust Schwerins." —

Wahrlich, mit diesem siegreichen, allverehrten, für sein Vaterland in den Tod gegangenen Heerführer hat Fridericus Rex soviel wie 10000 Mann von den Besten seines Volkes verloren!

Friedrichs Vertrauter Winterfeldt

Als einstmals von dem Treffen bei Moys gesprochen wird, meint König Friedrich II., der „Große“: „Da blieb Winterfeldt! Er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch! Er war mein Freund!“ — Und auch ihm, der wie Feldmarschall Schwerin den ruhmreichen Soldatentod gestorben, läßt der König auf dem Wilhelmsplatz in Berlin ein Denkmal errichten.

Vanselow in Vorpommern ist die Geburtsstätte Hans Karl von Winterfeldts. Am 4. April 1707 erblickt er hier das Licht der Welt. Auf dem väterlichen Gut Schmarsow verlebt der Knabe eine freie Jugendzeit. In Güstrow im Mecklenburgischen besucht er die Stadtschule. Als Achtjähriger bekommt er durch einen Schwarm Dragoner, der bei Pasewalk lagert, den ersten nachhaltigen Eindruck vom Soldatenleben. Als er dreizehn Jahre zählt, stirbt ihm der Vater. Und da die Mutter ihn unter strenger Aufsicht haben will, wird er schon mit vierzehn Jahren Soldat. Zuerst dient er in einem Kürassierregiment in Königsberg i. Pr., dessen Chef der Brudersohn seines Großvaters ist. Nach der ersten Musterung durch König Friedrich Wilhelm I. wird er von ihm wegen seiner ansehnlichen Gestalt in seine Leibwache genommen. Sein Standort ist anfangs Brandenburg an der Havel, dann Potsdam. Hier wird er zum Adjutanten ernannt. Der Soldatenkönig schätzt ihn besonders und bevorzugt ihn immer mehr. Auch Kronprinz Friedrich findet Wohlgefallen an dem straffen, schneidigen Leutnant. Als man ihn einmal für einen Posten vorschlägt, wendet Friedrich Wilhelm ein: „Den auf keinen Fall! Den kann ich auf meinen Reisen nicht missen!“ — Aus alledem und auch aus dem späteren Leben ersieht man, daß Winterfeldts Schicksal in vielem dem seines pommerschen Landsmanns Schwerin ähnlich ist.

Nachdem Friedrich der Große den preußischen Königsthron bestiegen hat, zeigt er ihm gleich seine ganz besondere Gewogenheit. Er ernennt ihn zum ersten seiner drei Flügeladjutanten, die im Majorsrang stehen, und zum Stabsoffizier.

Um sich für den Ersten Schlesischen Krieg zu sichern, schickt er Winterfeldt mit Geheimauftrag nach Rußland. Und diesem gelingt der Abschluß eines Verteidigungsbündnisses, obgleich auch der österreichische Gesandte die Vorteile seines Hofes wahrzunehmen sucht. Der König äußert sich dazu: „Diesmal siegte der pommersche gesunde Menschenverstand über die fremdvölkische Verschmitztheit!“

Im Ersten Schlesischen Kriege hilft Winterfeldt als Anführer eines Grenadierbataillons unter dem Oberbefehl des Alten Dessauer am 8. März 1741 Glogau zu überrumpeln. Als dann bei Mollwitz anfangs die preußische Reiterei geworfen wird, hält er mit seiner Truppe stand. Feldmarschall Schwerin spendet ihm nach schließlichem Siege wegen seiner ausdauernden Tapferkeit das größte Lob.

Am nächsten Tage wird von den Preußen in wenigen Stunden die Schlacht bei Chotusitz glücklich geschlagen. Unter des Königs Augen zeichnet sich dabei Winterfeldt durch Tapferkeit, Entschlossenheit und raschen Überblick aus. —

Als im Zweiten Schlesischen Kriege die preußischen Truppen in Böhmen den vereinigten Österreichern und Sachsen gegenüberstehen, hat Winterfeldt reichlich

zu tun, die Bewegungen des Feindes zu beobachten und die Magazine und Zufuhren zu decken. Zum folgenden Winter geht's nach Schlesien zurück.

König Friedrich nimmt sein Hauptquartier in Neiße. Winterfeldt erhält den Befehl, Schlesien vom Feinde zu säubern. Der König schreibt dazu: „... Haufen gegen die Ungarn ausgesandt. Winterfeldts seltene Verdienste bewogen mich, ihm die Leitung des Ganzen zu übertragen." — Wie sehr zufrieden der König mit Winterfelds Leistungen ist, bezeugen seine Antworten auf die meisten Berichte: „Was er getan, approbiere alles." — „Seine Anstalten sind alle gut und recht." — „Des Obersten Winterfeldt Disposition ist sehr gut." — —

In Landshut haben sich 7000 Österreicher unter General Nadasny festgesetzt. Am 21. Mai 1745 wird Winterfeldt gemeldet, der Feind käme aus dem Busche vor Grüssau und wage sich näher an das preußische Lager heran. Sofort läßt Winterfeldt Husaren ausschicken, um ihn zurückzutreiben. Die Nacht über hält er den feindlichen Rückhalt in Schach. Am nächsten Tage aber bricht der Feind in großer Stärke vor und besetzt die Anhöhe, während ein Teil der Österreicher im Gehölz versteckt bleibt. Sofort erkennt Winterfeld die Sachlage. Er springt vom Pferde und ruft seinen Soldaten zu: „Nicht schießen! Wir wollen mit den Bajonetten in sie hinein!" — Dann prescht er an der Spitze einiger Grenadiere in das Gehölz und schlägt die dort lauernden Panduren in die Flucht.

Die Österreicher versuchen jetzt einen Angriff auf den linken preußischen Flügel. Eine Schar geht auf Landshut zu und will die Preußen umgehen. Winterfeldt läßt Generalmajor Stille herbeirufen — der schnell mit zehn Schwadronen den Feind aus der Stadt jagt — und schließt sich mit seinen Schwadronen ihm an. Vereint geht es dann plötzlich auf den Feind. Er wird geworfen. Die rohen Panduren, die einen gefangenen Preußen in Stücke gehauen haben, werden zur Strafe schonungslos niedergemacht. Winterfeldt wird durch zwei Schüsse an Arm und Bein verwundet. Der König ernennt ihn zum Dank für seinen glänzenden Waffenerfolg noch am Abend zum Generalmajor. —

Auch zu den Siegen bei Hohenfriedeberg und Hennersdorf trägt Winterfeldt besonders bei.

Nach Friedensschluß ist Winterfeldt dem König als Generaladjutant ständig zur Seite. In seinem Auftrage unternimmt er auch größere diplomatische Reisen. Mehr und mehr wird Winterfeldt in der Folgezeit Friedrichs geschätztester Ratgeber. Seinem Rate gemäß verzichtet der König auch auf ein Bündnis mit Frankreich und schließt sich England an. — —

Der Siebenjährige Krieg ist nahe.

Mit Schwerin, Winterfeldt und Retzow bespricht Friedrich II. in Potsdam den ihm von Winterfeldt bereits nahegelegten Plan, den Feinden Preußens durch Angriff zuvorzukommen. Trotzdem Schwerin und Retzow dagegen sind, beschließt Friedrich den Angriffskrieg. Winterfeldt ist in der Zeit dem König eine Art Kriegsminister. Ihm allein sind Friedrichs staatliche Geheimnisse bekannt. Und da kein Schreiber ins Vertrauen gezogen werden soll, fertigt er viele wichtige Abschriften selbst an.

1756 ernennt der König seinen Freund und Vertrauten Winterfeldt zum Generalleutnant. Bald darauf befördert er ihn zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber des ältesten Infanterieregiments. Da der Posten zwei Jahre unbesetzt war, fallen ihm die angesammelten 8—10000 Taler zu.

Winterfeldt nimmt sie nicht für sich, sondern verteilt sie unter die bedürftigen Offiziere und Soldaten seines Regiments.

1757 bereitet Winterfeldt in Schlesien den Feldzug vor.

In vier Heeresabteilungen marschieren die Preußen in Böhmen ein. Winterfeldt nimmt im April den Weg über Gülden-Oels. Bei Jungbunzlau vereinigt er sich mit Schwerin. Dann nähern sich die Abteilungen Prag. Am 3. Mai bezieht Winterfeldt das Lager bei Kosteletz an der Elbe, am 4. Mai bei Byschwitz, näher der Moldau. Sein Bericht an den König schließt: „Sonsten bin ich ganz konfus vor Freuden über den Gott sei Dank so erwünschten Succeß von Ew. Majestät Operation, daß Ew. Majestät schon bei Eger passiert und bei Welwarm avanciert wären." — Am 5. Mai, morgens 8 Uhr, erhält Feldmarschall Schwerin Befehl, mit seinen und mit Winterfeldts Truppen am folgenden Morgen um 4 Uhr auf den Höhen von Prosek (bei Prag) einzutreffen. — Am 6. Mai trifft der König mit Schwerin und Winterfeldt im offenen Felde zusammen. Trotz der Stärke des Feindes von 100000 Mann beschließt Friedrich den Angriff; denn „frische Fische — gute Fische!"

Und die Preußen erringen den Sieg! Winterfeldts Freude darüber ist groß, obwohl er im Kampf eine beträchtliche Halswunde erhielt und große Schmerzen hat. —

Anfang August ruft der König Winterfeldt zur Rücksprache nach Weißenberg. Am 17. August geht dieser angesichts des Feindes und unter Geschützfeuer bei Hirschberg über die Neiße. Er ist nun dem Herzog von Bevern zur Deckung Schlesiens beigeordnet. Der König selbst marschiert gegen die Franzosen. Beim letzten Zusammensein mit Winterfeldt wendet er sich — nachdem er schon Abschied genommen — nochmals zu ihm hin, umarmt ihn und spricht: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: Erhalte er sich mir!"

Während Winterfeldts Husaren Feldwacht halten, bezieht der Herzog von Bevern ein Lager auf der Landeskrone bei Görlitz. Das geschieht am 30. August. Am 31. August bricht Winterfeldt auf, um sich vom Feinde zu lösen, und lagert im Rücken der Stadt Görlitz, zwischen zwei Bächen. Vor seinem rechten Flügel liegen das Dorf Moys und der Jäckel- oder Holzberg. Um den Feind zu beobachten, besetzt er ihn mit einigen Grenadierbataillonen. Am Fuße des Berges steht das Zietensche Husarenregiment. Weiter rückwärts auf der Görlitzer Anhöhe halten die übrigen Truppenteile. — Durch Kundschafter wird Winterfeldt über die Angriffsabsichten des Feindes unterrichtet. Da aber die Nacht bereits verstrichen ist, läßt er die ersten Nachrichten von den Bewegungen des Feindes unbeachtet. Er reitet sogar nach Görlitz zum Herzog von Bevern, um über mancherlei Pläne Rücksprache mit ihm zu nehmen.

Im Buchladen, wo er Landkarten kaufen will, wird ihm gemeldet, daß der Feind sich verstärke. Mit den Worten: „Ich weiß wohl, es sind die Kroaten, die uns auskundschaften!" setzt er sich an einen Tisch, um zu schreiben. Da hört er plötzlich Kanonenschüsse. Munter springt er auf: „Aha, da sind meine Gäste! Nun will ich sie auch bewirten!" Und schnell schwingt er sich auf sein Pferd und eilt mit der Brigade des rechten Flügels den schon zurückgedrängten Grenadierbataillonen zu Hilfe. — Das gibt den Grenadieren neuen Mut. Sie machen kehrt und treiben den Feind auf den Berg zurück. — Unterdessen schickt Winterfeldt von Zeit zu Zeit Adjutanten zum Herzog und fordert ihn zu kräftiger Unterstützung auf. Unbegreiflicherweise bleibt sie aber aus. — Mit dem Rufe: „Vorwärts!" stürzt er sich nun wütend in den Feind. Mit der gewohnten Entschlossenheit führt er seine Truppen gegen den Holzberg. Der Feind wird seitwärts gedrängt, und das Gefecht scheint günstig zu werden. Auf dem Holzberg gestaltet sich inzwischen das Handgemenge immer fürchterlicher. Winterfeldt selbst sucht mit feurigem Eifer eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Von neuem sammelt er seine tapferen Grenadiere zu kräftigem Ansturm. — Da trifft ihn auf schmalem Pfade jäh die Kugel eines Kroaten. Tödlich in die Brust getroffen sinkt er vom Pferde. Und damit schwindet auch jede Aussicht auf den Sieg der Preußen. Reichlich 2000 Tote haben sie, und sämtliche Kanonen gehen ihnen verloren.

Von getreuen Grenadieren wird der schwerverwundete Winterfeldt zuerst nach Moys und dann nach Görlitz gebracht. Aber noch in der Nacht beruft er die ihm unterstellten Generäle zu sich. Bei heftigen Schmerzen und unter den Händen der Wundärzte beweist er volle, heldenhafte Geistesgegenwart, erteilt Befehle und diktiert den Kampfbericht an den König. Am 8. September 1754, 3 Uhr morgens, stirbt er, erst 51 Jahre alt. — —

Als die Leiche Winterfeldts durch die feindlichen Vorposten zur Bestattung nach einem seiner Güter bei Polkwitz im Kreise Glogau gebracht wird, erweisen ihm selbst seine Feinde besondere kriegerische Ehren. Bis Bolkenhain nehmen sie seine sterblichen Überreste unter ihre Bedeckung.

König Friedrich erhält die Nachricht vom Tode seines Freundes Winterfeldt auf dem Zuge von Naumburg nach Erfurt und gleichzeitig auch die Hiobspost, daß die Schweden in Pommern eingebrochen sind. Tränenden Auges ruft er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!" Und in den hinterlassenen Werken des Königs heißt es: „Winterfeldt starb an seiner Verwundung und wurde unter diesen Umständen um so mehr bedauert, da er dem Heere des Herzogs von Bevern der unentbehrlichste Mann war und ich in den Maßregeln zur Verteidigung Schlesiens besonders auf ihn gerechnet hatte."

Friedrichs Freund de la Motte-Fouqué

In einem Briefe, den Friedrich der Große dem alten Infanteriegeneral Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué zum Weihnachtsfest nebst einem Geschenk sendet, heißt es: „Es ist Brauch, daß Verwandte sich zu Weihnacht beschenken. Und ich betrachte Sie als Familienmitglied, sowohl in Ihrer Eigenschaft als der ehrenhafte und wackere Ritter ohne Furcht und Tadel, wie in meiner alten Freundschaft." Und wie des Königs Briefe an General Fouqué meist schließt auch dieses Schreiben mit den Worten: „Ihr alter treuer Freund."

Ja, schon früh verbindet die beiden Helden aus Preußens schwerster Kampf- und strahlendster Ruhmzeit wahre, tiefe Freundschaft! —

Nachdem der am 4. April 1698 im Haag geborene Fouqué — der als Achtjähriger Page am Dessauer Hofe wird, 1715 zum preußischen Militär flüchtet und hier 1729 zum Kompaniechef ernannt wird — wegen seines leidenschaftlichen soldatischen Diensteifers und seiner Frömmigkeit die besondere Gunst des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. gewonnen hat, wird er von diesem zum Gesellschafter des Kronprinzen Friedrich bestimmt. Schon damals erobert er sich das Herz des nachmaligen großen Königs. Er darf den Kronprinzen sogar in Küstrin besuchen. Und er hilft ihm in treuer Freundschaft, soweit es nur möglich ist. Der strenge König hat dem in Küstrin büßenden Sohn verboten, nach 8 Uhr abends noch Licht zu brennen. Und als darum Friedrichs Licht ausgelöscht wird, zündet Fouqué das Licht von neuem an. Dem wachthabenden Offizier erklärt er auf dessen Einwand, daß der König nur befahl, „des Kronprinzen Licht" dürfe nicht mehr brennen. Als der junge Friedrich dann in Rheinsberg wohnen und seine Freunde selbst wählen darf, zählt auch Fouqué zu ihnen.

1739 hat Fouqué ein Zerwürfnis mit dem Sohne des Alten Dessauer. Das trägt ihm auch dessen Abneigung ein. Darum nimmt er zu Beginn des Jahres als Major seinen Abschied. Kronprinz Friedrich ermöglicht ihm den Eintritt in den dänischen Militärdienst. Und als er 1740 König Friedrich II. wird, ruft er ihn sofort zurück.

Fouqué gehört jetzt zur nächsten Umgebung des Königs.

1740 ernennt Friedrich seinen Freund Fouqué zum Obersten und bald darauf zum Befehlshaber eines Füsilierregiments. Wegen tapferen Verhaltens im Ersten Schlesischen Kriege macht er ihn dann zum Kommandanten von Glatz. Das beweist, daß der König Fouqué nicht nur wegen seiner soldatischen, sondern auch wegen seiner staatsmännischen Vorzüge schätzt. Später bemerkt Friedrich dazu: „Ich war wegen Glatz ganz ruhig, da ich mich auf Ihre Wachsamkeit verlassen konnte." Gegen die Bewohner Schlesiens hat Fouqué als Gouverneur von Glatz einen schweren Stand. Aber da er sich als klug, vorsichtig und rücksichtsvoll in allen Unternehmungen erweist, hat er beste Erfolge und erwirbt sich den reichsten Dank des Königs. 1745 ernennt Friedrich ihn zum Generalmajor. Im Hinblick auf Fouqués Neider betont der König: „Verachte die Geschosse, die die Mißgunst

abdrückt, Dein Leben zu schänden! An Deinen Tugenden werden ihre Zähne stumpf werden!" 1751 wird Fouqué Generalleutnant.

Die Schlacht bei Prag im Jahre 1757 gibt auch Fouqué Gelegenheit, sein besonderes Heldentum zu zeigen. Sein Regiment wird im mörderischen Kampfe fast aufgerieben und verliert seine Fahnen. Der Kommandeur von der Goltz wird viermal verwundet. Die fünfte Kugel tötet ihn. Dann stirbt der greise Feldmarschall Schwerin den Heldentod. Schnell tritt Fouqué an seine Stelle. Da wird er selbst verwundet. Hand und Degen werden ihm durch ein tückisches Geschoß zerschmettert. Ein Offizier reicht ihm seinen Degen als Ersatz. An verwundeter Hand läßt er ihn befestigen. Und dann stürmt er an der Spitze des linken Flügels gegen den Feind vor. So trägt er mit am stärksten zum glücklichen Ausgang der Schlacht bei.

Als dann im September 1757 Winterfeldt bei Moys gefallen ist, übernimmt er auch diesmal den Oberbefehl mit bestem Erfolg.

Und dann beweist er nach der Schlacht bei Leuthen seine ausgezeichnete Feldherrnbegabung. Der König schickt sich an, Breslau zu belagern. General Zieten setzt dem geschlagenen Feinde nach. Von Glatz her unterstützt ihn Fouqué dabei vortrefflich, so daß der Feind über das Gebirge zurückgedrängt wird.

Wie sehr Friedrich der Einzige seinen General Fouqué schätzt, bekundet er wieder mit den Worten, die er von Neiße aus an ihn richtet: „Ich muß Sie schlechterdings selbst sprechen, mein Lieber, um alles genau mit Ihnen zu verabreden, was geschehen soll, ehe wir uns in Bewegung setzen!" —

Bei Landshut ist das Korps Fouqués 10000 Mann stark. Es gilt als Abteilung, also als gesonderte Truppe mit eigenen Aufgaben. Das Kriegsschicksal erweist sich unserm Fouqué hier recht ungnädig. Er hat keine Hoffnung mehr, Landshut zu behaupten. Sobald er beim Abzug über den Bober und durch das Dorf Leppersdorf gekommen ist, läßt er seine Truppen ein Viereck bilden. Das wird sofort von österreichischer Kavallerie gleichzeitig auf drei Seiten angegriffen. Fouqué hat den festen Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Mehrmals werden die Österreicher durch seine löwenmutigen Krieger zurückgeschlagen. Und er würde sich wahrscheinlich den Weg durch den Feindesblock bahnen, wenn nicht Grenadiere die österreichische Kavallerie verstärkten. Mitten im Kugelfeuer gibt Fouqué kaltblütig seine Befehle. Das Pferd wird ihm unterm Leib totgeschossen. Er kommt dadurch zu Fall. Der Feind bricht sogleich in das preußische Viereck ein. Viele Soldaten mühen sich indes um den General, der nicht aufstehen kann, da der Körper des toten Pferdes zum Teil auf ihm lastet. Die feindlichen Dragoner hauen alles nieder, was sich um Fouqué schart. Und viele seiner Verteidiger fallen tot auf ihn. Er selbst bekommt drei Hiebe an Stirn, Ellenbogen und Rücken. Die betrunkenen österreichischen Dragoner wollen ihn töten. Da wirft sich aber zuletzt sein treuer Reitknecht Trauschke auf ihn, fängt mit seinem Kopf die Fouqué zugedachten Hiebe ab und schreit unaufhörlich: „Wollt ihr den Kommandierenden General umbringen?" Das hört der feindliche Dragoneroberst Voit. Er eilt herbei, hebt den blutenden General von der Erde auf und läßt

sein Paradepferd herbeiführen, damit Fouqué sich seiner bediene. Doch der wehrt ab: „Ich würde das schöne Zeug mit meinem Blut besudeln!" Worauf Oberst Voit meint: „Mein Sattelzeug wird unendlich kostbarer, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt wird!" Da er den preußischen General wiederholt bittet, besteigt dieser schließlich das Pferd. Und mit dem Ruhme eines Helden läßt er sich als Gefangenen abführen. König Friedrich bemerkt im Hinblick darauf: „Fouqué ist gefangen. Aber auch seine Gefangennahme macht ihm und uns Ehre. Er hat sich wie ein Held gewehrt." —

Die Zeit der Gefangenschaft — die bis zum Schluß des Krieges währt, da der Wiener Hof eine Auswechslung ablehnt — verbringt Fouqué zuerst in Landshut, dann in Königgrätz, Brünn und Brugg an der Leitha.

Während dieser Zeit nimmt er sich mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit der gefangenen preußischen Offiziere an. Vor allem erhebt er kräftige Vorstellungen dagegen, daß ihnen das preußische Geld nur zur Hälfte des Wertes angerechnet wird, wenn sie's ausgeben wollen. Darob entsteht ein ziemlich ernster Briefwechsel mit dem Kaiserl. Hofkriegsrat. Aus Rache bewirkt dieser die Entfernung Fouqués bis nach Karlstadt in Kroatien. Als der Kommandant von Brugg den Befehl dem General bekannt gibt, meint der: „Die Kaiserin, in deren Gewalt ich bin, kann mich bis ans Ende der Welt verweisen. Aber Wahrheit bleibt doch Wahrheit! Und diese werde ich nie verleugnen!" — Auf die Frage, wann er zur Abreise bereit sei, antwortet Fouqué: „Morgen früh 5 Uhr!" — Am nächsten Morgen erscheint der österreichische Kapitän erst um 6 Uhr. Der General empfängt ihn mit den Worten: „Ihre Uhren gehen niemals richtig! Sie kommen immer zu spät! Nehmen sie die meinige als ein kleines Andenken an! Sie wird Ihnen gute Dienste leisten!" —

1763 läßt die österreichische Kaiserin Fouqué nach Wien kommen. Sie gibt ihm zu erkennen, daß er eine ehrenvolle Aufgabe zu erwarten hat und daß er sein beschlagnahmtes Vermögen zurückerhalten soll. Fouqué entgegnet: „Es ist mir unmöglich, die Hand zu küssen, die mich so hart gestraft hat. Mein Vermögen, da es schon in der Kaiserin Hände ist, hat für mich keinen Reiz mehr. Und nur mein König, der es mir gab, kann es mir erstatten."

Auch die Versuche der Kaiserin, Fouqué für ihren Hof zu gewinnen, schlagen fehl. —

Nach Friedensschluß lebt der tapfere, ritterlich-vornehme General in Brandenburg a. d. Havel. Der König ist oft bei ihm zu Gast, beschenkt ihn auf sinnigste, rührendste Art und betont immer wieder die wahre Freundschaft, die ihn mit dem trefflichen, edlen Fouqué verbindet. —

In seinem 77. Lebensjahre wird der General zur großen Armee abberufen. Während man ihm etwas vorliest, schlummert Fouqué sanft in die Ewigkeit hinüber.

Friedrichs Bruder Prinz Heinrich

Von seinem Bruder Prinz Heinrich von Preußen — der am 18. Januar 1726 in Berlin das Licht der Welt erblickte — sagt König Friedrich einmal, daß er der einzige General sei, sich selbst nicht ausgenommen, der während sämtlicher Feldzüge nicht einen einzigen Fehler gemacht habe.

Im Wesen und Streben ist Heinrich seinem königlichen Bruder in vielem eng verwandt. Nicht nur als vortrefflicher Soldat und Heerführer erweist er sich; sondern auch durch seine Vorliebe für die Künste und Wissenschaften — namentlich für Malerei und Musik — zeichnet er sich aus gleich ihm.

1740 zieht Prinz Heinrich als Oberst mit dem Heer des Grafen Schwerin nach Mähren. Friedrich will den erst Vierzehnjährigen wegen seiner Jugend zurücklassen. Heinrich wendet mit seiner berühmte Schlagfertigkeit dagegen ein: „Wo der König, mein Bruder, ist, da muß auch sein General sein! Mein Regiment geht mit, — also gehe auch ich mit! Kommen meine Soldaten nicht um, so werde auch ich nicht umkommen!"

Bei Ohlau begrüßt Friedrich den Bruder. Er will ihn mit nach Ohlau ins Quartier nehmen. Heinrich besteht jedoch darauf, im Dorf zu bleiben, wo seine Truppen rasten. Eines Tages wohnt Prinz Heinrich bei einem Dorfpriester. Dieser lenkt das Gespräch auf den Krieg. Heinrich schweigt eine Weile. Als der Priester es dann zu arg mit der Schilderung kriegerischer Greueltaten treibt, entgegnet er: „Der Krieg ist allerdings nichts Gutes! Aber der Herrgott hat, wie die Schrift sagt, sich selbst des Krieges bedient, um halsstarrige Völker zu züchtigen." Darauf wieder der Priester: „Ganz recht! Schändliche Heiden verdienen solche und eine noch härtere Zuchtrute! Allein, in Schlesien weiß man von den Greueltaten nichts, die heidnische Götzendiener begingen!" Der Prinz beendet das Gespräch mit dem Trumpf: „Darum sind auch die Preußen gekommen, um die guten Schlesier zu beschirmen, damit sie nicht zu Greueltaten verleitet werden!"

Am 17. Mai 1742 nimmt Heinrich an der Schlacht bei Czaslau teil. Nachher bezieht er Quartier in einer Mühle. Damit das Klappern ihn nicht störe, will der Müller die Mühlgänge sperren. Der Prinz hindert ihn daran: „Mahl Er immer fort! Brot geht über alles! Das müssen wir haben!"

Als der König den Plan zum zweiten Schlesischen Kriege gemacht hat, sagt er zu Heinrich: „Mein Bruder wird mich doch auch in diesem Feldzug begleiten?" Worauf der entgegnet: „Ich werde dem König folgen wie sein Schatten!" Friedrich darauf wieder: „So kann mir's an Licht nicht fehlen!" Heinrich zuletzt: „Und ich brauche keine Leuchte!" —

1745 wird der Prinz von seinem königlichen Bruder nach Neiße ins Hauptquartier berufen. Dort herrscht zur Zeit eine Art Beulenpest. Man rät dem Prinzen darum dringend, er solle zurückbleiben. Er aber: „Es ist mein Beruf! Der Tod kann mich so gut in Berlin treffen, wie in Neiße verschonen!" — Darauf läßt er verbreiten, daß es gar keine Pest sei, die in Neiße herrsche, sondern nur eine Art Faulfieber, das nicht ansteckend wirke. Dem Volke nimmt er dadurch die

Furcht vor der Seuche. Friedrich fragt ihn beim Eintreffen in Neiße, ob er sich denn nicht vor der Krankheit gefürchtet habe. „So müßten Eure Majestät sich ja noch mehr vor den Kanonenkugeln fürchten!" ist Heinrichs Bescheid. Die Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Mai 1745, macht er als Generaladjutant des Königs in dessen Nähe mit. Der König, der schnell das ausgezeichnete Feldherrnkönnen seines Bruders erkennt, gibt ihm, wo er kann, Gelegenheit, es zu entwickeln. In der Schlacht verliert Heinrich beinahe sein Leben. Während der Verfolgung des Feindes prescht er zu wagemutig vor. Das Pferd wird ihm unterm Leibe totgeschossen. Er selbst trägt jedoch nur eine ganz leichte Knieverletzung davon. Als Friedrich ihn gewahrt, fragt er besorgt: „Fehlt Eurer Liebden etwas?" Ruhig entgegnete der Prinz: „Nichts, als daß ich vor Eurer Majestät nicht niederknien und deroselben zum vollkommenen Siege Glück wünschen kann!" — —

Friedrich, der seinen Bruder Heinrich sehr liebt, läßt ihm nach dessen Vermählung (1752) ein Schloß bauen. Auch schenkt er ihm das Schloß Rheinsberg. Hier weilt der Prinz am liebsten. Und wie Friedrich in Sanssouci, versammelt er hier Gelehrte, Künstler und Offiziere um sich.

Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges ist er als Generalmajor mit seiner Brigade dem Feldmarschall Schwerin zugeteilt. Nach dem Heldentode Schwerins in der Schlacht bei Prag führt Prinz Heinrich seine Grenadiere, als die Unordnung im preußischen Heere allgemein zu werden droht, im Sturmschritt gegen die feindlichen Batterien vor. Da diese durch einen Wassergraben gedeckt sind, muß man halten. Den Degen in der Faust, springt Heinrich als erster in den Graben und ermuntert seine Soldaten: „Keiner ist unter euch, der nicht wenigstens einen Kopf größer ist als ich! Und wo mir das Wasser kaum an den Kragen geht, geht's vielen von euch noch nicht an die Hosenschnallen! Nehmt Gewehr und Patronentaschen in acht und folgt mir getrost!" — Und keiner bleibt zurück. Der Graben wird glücklich durchwatet und die feindliche Batterie erstürmt. Heinrich betrachtet seitdem den 6. Mai als Ehrentag. Noch im Alter feiert er ihn und lädt die Offiziere, die mit ihm bei Prag gefochten, dazu ein.

Auch zum Siege bei Roßbach, am 5. November 1757, trägt der Prinz durch seine persönliche Tapferkeit nicht wenig bei. In der Schlacht bei Roßbach wird er zudem an der Schulter verwundet. — —

Bis zum Februar 1758 weilt Heinrich in Leipzig. Dann zieht er mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die brandschatzenden Franzosen und vertreibt sie aus dem Halberstädtischen. Als er dann nach Sachsen zurückgekehrt ist, übergibt ihm der König den selbständigen Befehl über ein Heer von 22 Bataillonen, 20 Schwadronen nebst der dazugehörigen Artillerie. Er muß damit das für Friedrichs Kriegsführung höchst wichtige Sachsen — aus dem der König am meisten Geld und Lebensmittel und auch neue Mannschaften gewinnt — behaupten.

Nach der Niederlage bei Kunersdorf am 12. August 1759 hält er, den der König Ende Juli nach Sagan kommen läßt, den österreichischen General Daun so in Schach, daß dieser nicht wagt, gegen das geschlagene preußische Heer vorzugehen.

Er rettet dadurch Schlesien vor dem Feinde. Prinz Heinrich versteht es ausgezeichnet, den zaudernden Daun aufzuhalten und zu ermüden. Er bewirkt, daß dieser den Russen die versprochene Unterstützung nicht zuführen kann und das russische Heer sich noch vor dem Winter, als in der Odergegend alles aufgezehrt ist, nach Polen zurückzieht. Als Meister des Behauptungskrieges bringt er es ferner dahin, daß auch die Österreicher schließlich aus der ausgehungerten Lausitz abmarschieren.

Im Juli 1760 zeigen die Russen die Absicht, von Posen wieder nach Schlesien zu ziehen. Besorgt um Breslaus Schicksal, marschiert der Prinz in anstrengenden Eilmärschen dorthin. Auf dem linken Oderufer schlägt er sein Lager auf. Er verhindert so abermals die Vereinigung der Russen mit den Österreichern und nötigt General Laudon zum Rückzug.

Die letzte Schlacht des Siebenjährigen Krieges schlägt Prinz Heinrich am 29. Oktober 1762 bei Freiberg in Sachsen. Sie ist seine glänzendste Waffentat. —

Friedrich der Große gibt seinem vortrefflichen Bruder immer stärkere Beweise seines Vertrauens. 1771 schickt er ihn nach Petersburg, wo der Prinz als erfolgreicher Diplomat wirkt und die Freundschaft der Kaiserin Katharina für Preußen sichert. Im Bayrischen Erbfolge- oder Kartoffelkrieg, 1778, überträgt der König ihm den Oberbefehl über das Armeekorps, das nach Böhmen vordringt. — —

Nach dem Tode Friedrichs des Großen erlebt Prinz Heinrich noch die Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. und von 1797—1802 die erste Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., mit dem er, wie mit seinem alle überragenden Bruder, in gutem Einvernehmen zusammensteht. Am 1. August 1802 geht er in die Ewigkeit ein.

Ihm, dem von der Nachwelt allzu wenig Gewürdigten, zu Ehren läßt Prinz Ferdinand von Preußen im Garten des Schlosses Bellevue in Berlin eine Bronzebüste aufstellen. Sie trägt die treffende Inschrift: „Er tat alles für den Staat."





Zieten

Nach einem Stich von Townley



MÜLLER-RÜDERSDORF

Zieten aus dem Busch

Soldatenjunge und schneidiger Offizier

Nach dem märkischen Städtchen Ruppin kommt vom Landgut Wustrau her im Jahre 1708 alle Wochen ein neunjähriger Junge gelaufen. Hier in Ruppin stehen Soldaten. Die haben's dem Jungen — der keinen anderen Ehrgeiz kennt, als einst auch des Königs Kleid zu tragen — angetan. Ihr gepuderter Haarzopf, ihr besonderes soldatisches Ehrenzeichen, soll auch ihn zieren. Von einem Musketier läßt er sich den eigenen Zopf vorschriftsmäßig zurechtmachen und trabt dann wieder heim.

Hans Joachim von Zieten heißt der Junge. Und er ist der Sohn des Besitzers des Gutes Wustrau, das ihm Wiegenstätte ward. Schulunterricht bekommt er nicht, ist vielmehr sich fast ganz selbst überlassen. Obgleich klein für sein Alter, dazu schwach und kränklich, wird er doch bereits mit 14 Jahren Soldat. Dem Infanterieregiment des Generals Schwendy — der Grenznachbar der Familie Zieten ist — gehört er als Fahnenjunker an. Eifrig, pünktlich und streng gegen sich selbst, tut Zieten seine Soldatenpflicht. 1720 wird er zum Fähnrich ernannt. Dann übernimmt Graf von Schwerin das Regiment Schwendy, das bis zum Jahre 1723 unter seinem Befehl steht. Viermal wird Zieten während dieser Zeit zur Beförderung vorgeschlagen; doch stets lehnt Schwerin ab. Der Fähnrich habe keine Kommandierstimme, meint er. Das kränkt den ehrgeizigen Zieten nicht wenig. Er fordert schließlich seinen Abschied — der ihm bewilligt wird.

Zur angestammten Scholle — auf der der Vater 1719 gestorben ist — kehrt er nun zurück. Zwei Jahre lang dient er der Landwirtschaft. Dann wird ihm das einsame Landleben unbehaglich. Und mächtig zieht ihn das Soldatenleben zurück.

Aber es fehlen ihm die Gönner. Darum faßt er den schnellen, kühnen Entschluß, sich dem Könige selbst vorzustellen. Mehrmals erscheint er zu dem Zwecke in auffälliger Kleidung bei der Truppenschau seines ehemaligen Regiments im Berliner Lustgarten. Und endlich glückt es ihm, des Königs Aufmerksamkeit und Huld zu finden. Das Dragonerregiment von Wuthenow wird um fünf Schwadronen verstärkt. Als vierter Premierleutnant darf Zieten in das Regiment eintreten. Seinen Standort findet er in Ostpreußen.

Er gehört also nun zu einem Reiterregiment, dessen Dienst zu Pferde ihm neu ist. Doch mit zähem Eifer und stählernem Willen entwickelt er sich zu einem geschickten und kühnen Reitersmann.

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 9. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

Sein gerades, aufrichtiges Wesen verschafft ihm im Regiment Hochachtung und Liebe. Nur der Stabsrittmeister wird aus Neid sein Widersacher. Wo er kann, sucht er Zieten zu kränken. Lange hält Zieten an sich und erträgt ruhig die Schikane. Bis dann aber eines Tages die Bombe zum Platzen kommt. Bei einem Kirchgang geschieht es.

Schon eine geraume Zeit erwartet man den Rittmeister. Den Offizieren geht die Geduld aus. Sie ermutigen Zieten als ältesten Premierleutnant, die Schwadron antreten zu lassen.

Er folgt der Aufforderung. Da, als er gerade kommandiert, erscheint der Rittmeister. Schon von weitem hört man ihn auf Zieten schelten. Als er herangekommen ist, wettert er ihm die ärgsten Vorwürfe ins Gesicht. Zieten bezwingt sich noch immer, erwidert kein Wort und zuckt nur mit den Achseln. Auch als der Rittmeister tobt: „Nur keine Männerchen gemacht, Herr Leutnant! Das verbitte ich mir!" bleibt der Beleidigte stumm. Nach dem Gottesdienst fordert Zieten den Rittmeister aber zum Zweikampf. Dieser lehnt aus Feigheit die Genugtuung ab. Vielmehr schickt er als Vorgesetzter Zietens einen ganz einseitig gefärbten, anklagenden Bericht an den König. Die Folge ist, daß Zieten gegen Ende 1728 für ein volles Jahr auf die Festung Friedrichsburg bei Königsberg geschickt wird. — Als er dann in den Standort zurückkehrt, wählt sein Gegner ein ganz gemeines Mittel, um sich bei den Kameraden wieder zu Ehren zu bringen: Er fällt Zieten auf offener Straße an und fordert ihn zum Kampfe heraus. — Zieten wehrt sich geschwind gegen die Überrumpelung. Doch gleich zu Beginn des Fechtens zerspringt ihm die Klinge. Flugs wirft er dem Rittmeister den Degengriff ins Gesicht und wehrt sich mit einer zufällig am Kampfplatze liegenden Stange. Jetzt kommen andere Offiziere dazu. Beide Widersacher werden in Haft genommen. Acht Wochen später fällt das Kriegsgericht in Berlin das Urteil: Der Rittmeister erhält drei Monate Festung, weil er den Zweikampf angefangen. Leutnant Zieten wird aus dem Dienst entlassen, weil er dem Gegner den Degengriff ins Gesicht geschleudert.

So ist damit Zietens soldatische Laufbahn zum zweiten Male abgebrochen — wie es scheint, für immer.

Der kleine schneidige Dragonerleutnant trägt sein Unglück mit kerndeutscher Unverzagtheit und männlicher Geduld. Wieder verbringt er die Zeit unfreiwilliger Soldatenrast auf dem bescheidenen Erbgut Wustrau bei Ruppin in der Mark — bis sie ihm abermals unerträglich wird. Und obgleich zweimal ungerecht in Schande gebracht, entschließt er sich, seine Dienste zum drittenmal anzubieten.

Wieder ist seinem zähen Eifer das Glück hold. Es gelingt ihm, Generalfeldmarschall von Buddenbrock und Generalleutnant von Flanz als Gönner zu gewinnen. Sie empfehlen Zieten als Leutnant für eine neu aufzustellende Husarenkompanie. Zwar verweigert König Friedrich Wilhelm eine geraume Zeit dem „Raufbold" und „Hitzkopf" seine Gnade. Schließlich aber läßt er ihn zu sich nach Königswusterhausen kommen und macht ihm bittere Vorwürfe. Ehrfurchtsvoll,

aber mutig verteidigt sich Zieten dagegen. Bis zuletzt die Fürsprache seiner hochgeschätzten Gönner beim Soldatenkönig siegt. Mit der Erwartung, daß er sich künftig besser und ruhiger verhalten und daß sein neuer Vorgesetzter ein wachsames Auge auf ihn haben werde, stellt ihn der König im Jahre 1730 als Premierleutnant bei der betreffenden Husarenkompanie ein, die man unter seiner persönlichen Aufsicht ins Leben ruft.

Wie scharf sein Vorgesetzter, Rittmeister Benekendorf, über Zieten wacht, beweist folgendes Geschehnis: Einmal erhält Zieten einen mündlichen Befehl des Königs, von dem der Vorgesetzte nichts vernimmt. Mitten in der Nacht läßt er ihn daraufhin rufen und spricht: „Herr Leutnant, was hat der König wieder mit Ihm gesprochen? Und warum hat Er mir nichts davon gemeldet?" —

1731 bereits errichtet man eine zweite Husarenkompanie. Zieten wird ihr Rittmeister.

Wagemutiger Rittmeister der Husaren

1735 entbrennt wegen der polnischen Erbfolge der Krieg. Preußen schickt 10000 Mann an den Rhein. Rittmeister Zieten ist dabei. Er hat den Befehl, mit 120 Mann der Leibhusaren zu den verbündeten Österreichern — die General von Baronay befehligt — zu stoßen. Zieten zeichnet sich bei ihm aus. Und der edle, erfahrene Mann schließt den preußischen Rittmeister ob seiner Vorzüge und seines soldatischen Könnens bald in sein Herz. Beständig muß Zieten dem General zur Seite sein. An allen Unternehmungen ist er beteiligt. Er lernt so alle Gepflogenheiten und Bedingungen des Kleinkrieges aufs beste kennen. Schließlich bittet er den General, selbst einmal einen Husarenstreich ausführen zu dürfen. — Den General erfreut der Wunsch, und er erteilt Zieten den Auftrag, den Feind durch einen Hohlweg zu umgehen und von der Seite anzugreifen. Dazu gibt er ihm zu seinen 120 preußischen noch 300 österreichische Husaren. — Zieten besteht die Prüfung glänzend. Er überfällt die feindliche Truppe in ihrem Lager so unerwartet, daß sie völlig in Verwirrung kommt. Mit zahlreichen Gefangenen macht er sich auf den Rückweg. Dabei gerät er in die Gefahr, selbst vom Feinde gefangen zu werden. Doch Baronay ist im Hinterhalt mit 1200 Pferden bereit, verjagt den Feind und kehrt siegreich mit seinem vielverheißenden Lehrling Zieten zurück. — Auch erstattet Baronay dem Preußenkönig einen Bericht, der sehr vorteilhaft für Zieten ist. Er wird daraufhin 1736 zum Major befördert. In Zietens Bestallung heißt es, „daß solches in Konsideration seiner guten Qualitäten, erworbenen Kriegsexperience und in vorjähriger Kampagne am Oberrhein rühmlichst bezeugter Vigilance und Tapferkeit geschehe". In Berlin wird er vom König huldvoll empfangen. — Sein Vorgesetzter ist jetzt Oberstleutnant von Wurmb, der Zieten beneidet und gegen den der kleine Major einen schweren Stand hat.

Lange verbeißt Zieten den Grimm über dessen Anrempeleien, bis es doch zu blutiger Auseinandersetzung kommt.

Im Zimmer findet ein Zweikampf statt. Geschickt versetzt Zieten dem ihm an Größe und Körperkraft beträchtlich überlegenen Gegner einen Hieb in Schulter und Gesicht. Er selbst aber verliert den Mittelfinger der rechten Hand. Wurmb nimmt dann Vernunft an. Zum Glück erfährt der König nichts von dem Zweikampf, da er gerade krank darniederliegt. .

Vielverheißender Held

Friedrich II. besteigt den preußischen Königsthron. Und der Erste Schlesische Krieg beginnt 1740. Husaren spielen zu der Zeit noch keine wichtige Rolle. Sie stehen sogar wegen schlechter Zucht in üblem Ruf.

Die Schlacht bei Mollwitz muß Zieten als Zuschauer mitmachen, muß das Gepäck bewachen. Erst nach und nach zeigt sich der König zufriedener mit seinen Husaren, von denen er nur gegen 900 besitzt, während zum österreichischen Heere 4000 Husaren gehören. Er verwendet sie nun zu Erkundungsritten.

Eines Tages stoßen Oberst von Wurmb und Zieten mit ihren Husaren gegen eine Abteilung feindlicher Reiter. Diese wird bis zu einem Hohlweg zurückgetrieben, wo sie sich festsetzt. Wurmb will nicht weiter angreifen. Darum sagt Zieten schließlich zu ihm: „Herr Oberst, wollen Sie denn die Kerle nicht fortjagen?" Antwort: „Sie sind ja sonst so brav, Herr Major! Wer hindert Sie, es mit Ihrer Schwadron zu tun?" Darauf Zieten wieder: „Gern, wenn Sie mich nicht im Stich lassen wollen!"

Zieten stürmt mit seiner Schwadron vor, über den Hohlweg hinweg und vertreibt die Feinde, soweit er sie nicht gefangennimmt. — Da tauchen plötzlich neue Gegner auf dem Kampfplatz auf. Zieten rechnet jetzt auf den Obersten — doch vergebens. Dieser ist inzwischen mit der Hauptmacht ins Dorf zurückgetrabt. Zieten ist in gefährlicher Lage. Aber kühn schlägt er sich durch. Ohne einen einzigen Toten oder Gefangenen entkommt er. — Als er dann dem Obersten Vorwürfe wegen Verräterei macht, haut der — noch zu Pferde sitzend — mit dem Säbel auf ihn ein. Doch der flinke Major versetzt ihm einen tüchtigen Hieb in den Kopf. Der Adjutant macht der wilden Fechterei ein Ende.

Zieten erstattet dem König Bericht über den Erkundungsritt. Der König fragt: „Wo ist Wurmb?" Zieten meldet ihn krank und berichtet über den Verlauf der Waffentat. Der König ist mit ihm sehr zufrieden und befiehlt: „Solange Wurmb krank ist, übernimmt Er das Kommando des Husarenkorps!"

Dann geht es endlich auf den großen Kampfplatz des Krieges. Am 22. Juli 1741 — während Wurmb noch krank ist — erhält Zieten den Auftrag, mit seinen Husaren die Österreicher aus Rotschloß zu vertreiben. Diese sitzen hier gut gesichert

hinter breitem Morast, über den nur ein schmaler Damm führt. — Unter dem feindlichen Feuer setzt Zieten mit seinen sechs Schwadronen — hui! — über den Damm, bringt drüben wieder alles in Verwirrung und treibt den Feind bei dem reißenden Fluß und bei der Wassermühle in die Enge. Dann nimmt er ein ganzes Reiterregiment gefangen. Das Schicksal hat es merkwürdig gefügt, daß die Feinde von Zietens altem Lehrmeister aus der Zeit des Rheinfeldzuges, von General von Baronay, befehligt werden. Nur mit knapper Mühe kann dieser seiner Gefangennahme entrinnen. Am folgenden Tage schreibt er an Zieten: „Ich habe als Besiegter von Glück zu sagen, daß ich einem so gefährlichen Schüler durch eine rasche Flucht entgangen bin!"

König Friedrich belohnt Zieten, indem er ihn zum Obersten ernennt. Von dem Regiment, zu dem der König die tapferen sechs Schwadronen zusammenschließt, wird Zieten der Kommandeur.

Begründer des Husarenruhms

Bei Grottkau soll ein neuerrichtetes Ulanenregiment, von dem man Bestes erhofft, die erste Leistungsprüfung ablegen. Dabei bewähren sich die Spieße der Ulanen schlecht. Diese rennen sie den eigenen Kameraden leicht in den Leib oder verletzen damit deren Pferde. Das Regiment kommt in Gefahr, aufgerieben zu werden. Zum Glück hat Zieten den Befehl, im Hinterhalt zu verweilen. Flugs prescht er mit seinen Husaren hervor und überrennt den Gegner; so rettet er das Ulanenregiment und erwirbt sich mit seinen Husaren neuen Ruhm. — — —

Im Jahre 1742 soll General Schwerin mit 15000 Mann aus Schlesien in Mähren einmarschieren. Zieten führt die Vorhut. Er bringt es dahin, daß die Husaren vom Feinde bald so gefürchtet werden, daß dieser schleunigst das Feld räumt, wo sie auftauchen. Selbst die so schneidigen Ungarn weichen vor ihnen zurück.

Als das Zietenregiment bei Stockerau vor Wien steht, verbreiten sich in der Donaustadt Angst und Schrecken vor ihm. Die Kaiserin Maria Theresia zittert in der Hofburg und fürchtet, von den preußischen Husaren überrumpelt zu werden. Diesem Zieten aus dem Busch kann man alles zutrauen! —

Doch vor einem starken ungarischen Korps zieht er sich zurück, um einen Einfall in das eroberte Schlesien zu verhindern. Zieten zersprengt die feindliche Vorhut bei Gedingen. Gefechte besteht er erfolgreich bei Ungarisch-Skalitz und Ungarisch-Brod. Er hält dadurch den Zuzug der Feinde aus Ungarn auf und ermöglicht seinem Könige den Sieg bei Czaslau und Chotusitz. — —

Nach Friedensschluß reitet Zieten als ruhmbekränzter Oberst und Regimentskommandeur in Berlin ein. Und wieder lebt er dann mit seiner Frau — die ihm 1743 ein Söhnchen schenkt — auf dem märkischen Heimatgut als armer, ehr-

licher Mann, der sich nicht an irgendwelcher Kriegsbeute — deren Erwerb zu der Zeit üblich ist — gütlich tat.

Ein eigenartiges Erlebnis, das Zieten nach dem Ersten Schlesischen Kriege hat, kennzeichnet sein edles Wesen: Eines Tages pocht es an seine Tür. Als er sie geöffnet, hat er einen völlig zerlumpten Bettler vor sich, der sogleich vor ihm niedersinkt, seine Knie umklammert und um ein Almosen bittet. Zieten sieht sich den Unglücklichen näher an und stellt fest, daß es der ehemalige Rittmeister vom Dragonerregiment Wuthenow ist, derselbe Mann, der ihm einst so nichtswürdig mitgespielt, dessentwegen er auf die Festung kam und der ihn seinerzeit aus der Soldatenlaufbahn hinausgedrängt. — Zieten ist erschüttert beim Anschauen des so tief Gesunkenen. Er unterstützt ihn durch Spenden aus seinen kargen Mitteln, verspricht, ihm weiterzuhelfen — und hält Wort!

Kühnste Taten im Zweiten Schlesischen Kriege

Als Fridericus Rex 1744 den Zweiten Schlesischen Krieg beginnt, wird Zieten mit der Leitung der Vorhut des Heeres betraut, das der König über Sachsen nach Böhmen führt. Als er den Befehl erhält, ist er ernstlich krank. Es scheint, als sei er außerstande, den Sammelplatz der Truppe zu erreichen. Er rafft sich dennoch zur Abreise auf. Seine Gattin ist untröstlich darüber. Denn der Arzt hat ernstlich vor den Kriegsanstrengungen gewarnt. Doch Zietens Heldenseele gebietet über seinen Körper und macht ihn frisch und widerstandsstark.

Den ersten Ruhm im neuen Feldzug erwerben sich der Oberst und seine Husaren in Gefechten, die sie fast jeden Tag gegen ungarische Husaren unter Esterhazy zu bestehen haben. Als Siegeszeichen tragen bald die meisten Zietenhusaren eine schöne, kostbare Esterhazysche Säbeltasche.

Am 30. September des Jahres bezwingt Zieten mit den Seinen bei Budweis in überraschendem Sturmritt 600 Kroaten, die jenseits der Mulde versteckt liegen, und zerreibt die gefürchtete Truppe gänzlich. Die Folge seines Sieges ist die Einnahme der Stadt durch die Preußen.

Doch nun ist der König genötigt, sich aus Mähren nach Böhmen zurückzuziehen. Die bisherige Vorhut muß dabei den Rückmarsch decken. Zieten besteht dabei ernstliche Gefechte. Als er danach ins Lager bei Bechin zum Könige kommt, wird er mit besonderen Ehren empfangen: Alle Soldaten des Lagers treten unters Gewehr; Friedrich begibt sich selbst an die Spitze der Zietenhusaren und führt die Siegreichen bei Feldmusik und Hochrufen ins Lager. — Kaiserin Elisabeth von Rußland schenkt dem berühmt gewordenen Zieten 300 Ersatzpferde, die dieser unter seine Husaren verteilt, während sie sich bei Neiße im Winterlager befinden.

In der Nacht vom 18. zum 19. November beabsichtigt der Prinz von Lothringen, Friedrichs Lager an der Elbe zu überfallen. Oberst von Wedell und vor allem

Zieten vereiteln durch ihre Wachsamkeit den Plan. Trotzig widerstehen seine Husaren dem mörderischen Geschützfeuer, dem sie ausgesetzt sind. Zietens Pferd erhält zwei Schüsse und setzt sich hinten nieder. Ein Unteroffizier bietet Zieten sein Pferd an. Doch dieser wehrt ab: „Nein, mein Freund! Er ist von den Österreichern desertiert! Und gerät er in ihre Hände, wird er gehängt!" — Dafür nimmt er dann das Pferd eines andern Unteroffiziers an und versichert ihm, daß er — falls dieser gefangen wird — tatkräftig für ihn sorgen werde.

Fünf Stunden lang hält Zieten dem beträchtlich zahlreicheren Feinde stand und zieht sich dann in musterhafter Ordnung zurück. Der Prinz von Lothringen bemerkt im Hinblick auf ihn: „Wie glücklich würde meine Königin sein, wenn sie in ihrem Heer Offiziere hätte, die diesem Helden gleichen!" —

Vor Feldzugsende des Jahres 1744 hat Zieten noch Gelegenheit, unter dem Alten Dessauer gegen die Österreicher zu kämpfen.

1745 hält er Vorwacht an der oberschlesischen Grenze. 20000 Österreicher drängen zwischen Jägerndorf und Neiße vor. Ernstlich droht die Gefahr, daß das 10000 Mann starke Korps unter dem Markgrafen von Brandenburg bei Jägerndorf vom Heer des Preußenkönigs bei Frankenstein abgeschnitten wird. Der König will Befehl an den Markgrafen schicken, daß dieser sich zurückzieht. Nach mehrmaligem vergeblichen Versuch gibt er Zieten den Auftrag, er solle — was es auch koste — alles daranwagen, mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen. Dann solle er dem Markgrafen Karl den Befehl überbringen, er müsse sofort aufbrechen und zum Könige stoßen.

Ein schier unmögliches Beginnen, mit einem kleinen Regiment zwei Tagereisen durch das feindliche Heer zu unternehmen! — Doch Zieten macht es möglich! Eine List hilft ihm dabei. Eben ist die Winterkleidung für die Husaren eingetroffen: Blaue Pelze und hohe, runde Pelzmützen mit Schuppenbändern. Für den Sommer hatten sie roten Dolman (ungar. Jacke) und gewöhnliche Filzmützen, die sie den ganzen bisherigen Feldzug hindurch trugen. Die neue Uniform ist also den Österreichern noch unbekannt. Die Zietenschen Husaren gleichen darin den ungarischen Husaren vom Regiment Spleny.

Los also! — Seinen Husaren hat Zieten streng verboten, das Gewehr zu nehmen oder gar zu schießen. Einige in Ungarn geborene Kameraden reiten voraus. Freundlich begrüßen sie die feindlichen Feldwachen und Posten. Ruhig und sicher folgt ihnen das Regiment. Zuerst stößt man auf ein österreichisches Dragonerregiment, das nicht den mindesten Verdacht schöpft. Nachmittags trifft man auf einer Anhöhe ganze Lager mit Rotröcken-Kroaten. Treuherzig kommt ein österreichischer Oberst auf Zieten zu, grüßt und fragt, ob sein Regiment auch bald da sei, das er erwarte. Zieten darauf zu seinen Leuten: „Nehmt ihn gefangen! Er ist ein Österreicher!" — Der Gefangene muß sich dem Zuge anschließen. So geht's eine lange Strecke, immer am österreichischen Lager entlang, mitten durch die Kroaten hindurch. Nun schwenkt das Dragonerregiment, dem Zieten solange gefolgt ist, links zum Lager ein. Zieten jedoch reitet geradeaus. Bald trifft er jetzt aber auf einen feindlichen Posten, der ihn erkennt. — „Zieten! Preußen!" schallt

es durchs ganze feindliche Lager. Es gilt darum für die preußischen Husaren, kühn und rasch das Äußerste zu wagen. Die Verwirrung im Feindeslager verschafft ihnen einen beträchtlichen Vorsprung. Und so schnell der Feind auch nachsetzt, Zieten schlägt sich glücklich durch und macht zum Schluß sogar noch einige Offiziere und Mann zu Gefangenen. Beim Markgrafen in Jägerndorf wird er herzlich empfangen, voll Staunen und mit Lobeserhebungen über seinen Meisterstreich. Und sofort zieht der Markgraf, der schon in Verlegenheit kam, zum Heere des Preußenkönigs zurück. Dieser hat nach vollendetem Rückmarsch eine bedeutende Heeresmacht zusammen, die ihm in der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, zu besonderem Segen nutzbar wird. Die Schlacht bei Hohenfriedberg ist auch der erste große Kampf, an dem das Regiment Zietens teilnimmt. Die Zietenschen Husaren werfen in der Schlacht ein österreichisches Kürassierregiment und die Dragoner von Sachsen-Gotha.

Am 23. November 1745 gelangt Zietens Regiment als Vortrab des vom König befehligten Heeres in die Gegend von Kath.-Hennersdorf in der Lausitz. Durch Kundschafter hat Zieten die Stärke des Feindes ermittelt, der das große Dorf besetzt hält. Seine Husaren erhalten den Befehl, beim Eintreten ins Dorf sich zu teilen und links und rechts die Dorfstraße hinunterzujagen, damit der Feind weder zum Aufsitzen noch überhaupt zur Besinnung komme. Er selbst beabsichtigt, mit seiner Abteilung in die Mitte des Dorfes einzubrechen. Und wie geplant, so getan: kühn und schnell — wie immer bei Zieten. In der Dorfmitte ist gerade ein feindliches Infanterieregiment in bester Ordnung aufgezogen. Mit Kartätschensalven empfängt es Zieten. Doch unerschrocken prescht dieser mit seinen vier Abteilungen in den Feind hinein. Was nicht niedersinkt, wird von seinen Husaren — mit denen Schwarze Husaren zusammen vorgehen — gefangengenommen. Auch alle Geschütze und Fahnen des Feindes werden erbeutet. Als dann König Friedrich mit seinem gesamten Heer in Kath.-Hennersdorf einzieht, legt ihm Zieten die Siegeszeichen zu Füßen. Durch einen Schuß in die Wade aber trägt er die erste Verwundung davon.

Die wertvollste Folge seines Sieges ist, daß er durch den neuen Meisterstreich dem Gegner den Zug nach Berlin vereitelt hat. —

Nach dem Friedensschluß am 25. Dezember 1745 begibt sich Zieten wieder auf sein märkisches Landgut, auf dem er auch in der Folgezeit, wenn der Soldatendienst ihn freiläßt, die glücklichsten Tage erlebt.

Ruhmreicher Bezwinger des Feindes in den beiden ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges

1756 greift der Tod rauh in Zietens Heimglück und entreißt ihm die erste Ehegefährtin. Er selbst hat sich schon seit einiger Zeit vom soldatischen Dienst ferngehalten. Er ist verärgert, weil er sich zurückgesetzt fühlt.

Kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges erscheint in König Friedrichs Auftrag ein General bei Zieten — einer von denen, die er nicht mag — und will ihn für den nahe bevorstehenden neuen Feldzug gewinnen. Doch Zieten lehnt ab. Er bittet vielmehr, ihm seinen Abschied zu erwirken.

Da kommt eines Tages der König selbst zu Zieten, unangemeldet und unbegleitet. Nach dessen Gesundheitszustand — denn Zieten hatte vor allem Krankheit als Grund für sein Abschiedsgesuch angegeben — will er sich erkundigen. Geradezu, wie Zieten ist, klagt er über seine Zurücksetzung im Dienste. Und unerbittlich erweist er sich allen Versuchen des Königs gegenüber, ihn wieder für den Krieg zu gewinnen. Darauf erklärt König Friedrich schließlich: „Ein so treuer General kann unmöglich beim nahen Ausbruch eines gefährlichen Krieges seinen König und sein Vaterland verlassen! Denn beide haben auf ihn, als den redlichsten Patrioten, ihr ganzes Vertrauen gesetzt!"

Solche Worte bezwingen Zieten. Er sinkt dem König zu Füßen und schwört ihm ewige Treue. Gerührt umarmt Friedrich den versöhnten Zieten. — Einige Monate vor dem Auszug in den Kampf ernennt er Zieten zum Generalleutnant.

Dem Armeekorps des Herzogs Ferdinand von Braunschweig ist Zieten zugeteilt. Er befehligt die Vorhut und muß die böhmische Grenze von den sächsischen Gebirgen her bewachen. Im April 1757 beweist er im Gefecht bei Reichenberg sein Feldherrnkönnen. Der König verleiht ihm, zum Dank für seine hervorragende Leistung, den Schwarzen Adlerorden und vertraut ihm ein größeres Heer an, das aus verschiedenen Waffenabteilungen gebildet ist.

Auf Prag zu geht's jetzt. Zietens Vorhut hat besonders ehrenden Anteil an der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757. — Schwerins Korps ist, trotz Zietens Warnung, in eine sumpfige Gegend geraten und wird in die Flucht gedrängt. Der wachsame Zieten hat das vorausgesehen. Er bringt die Fliehenden zum Stehen, sammelt sie und hält den nachsetzenden Feind auf. Dann umgeht er ihn auf dessen rechter Seite, fällt aus Busch und Baum über ihn her und wirft ihn völlig nieder.

Sein glänzender Erfolg ermöglicht es dem König, den rechten Flügel des von diesem geführten Heeres zu ordnen und die Schlacht zu gewinnen. — Nach dem Siege vertreibt Zieten noch den feindlichen General Nadasny, der die österreichischen Magazine decken soll, und erobert sie den Preußen.

Zum Schluß des Jahres 1757 — das an großen Schlachten besonders reich ist — gewinnt Fridericus Rex am 5. Dezember die ruhmreichste Schlacht des ganzen Siebenjährigen Krieges: die Schlacht bei Leuthen. Zieten befehligt in ihr die gesamte Kavallerie des rechten preußischen Heerflügels. Trotz vieler Gräben

und Moräste weiß er ihr doch Gelegenheit zu verschaffen, dem Feind in Seite und Rücken zu fallen. Er trägt dadurch hervorragend zur Einnahme Leuthens bei. Ein echter „Zieten aus dem Busch", bricht er beim nächsten Morgengrauen aus dem Dunkel, setzt dem fliehenden feindlichen Heere nach und jagt ihm noch 3000 Wagen und 9000 Mann ab. Der Schreck vor den Zietenschen Husaren ist so groß, daß zum Beispiel ein versprengtes Infanterieregiment des Feindes sich einem preußischen Kornett mit zwölf Husaren gefangengibt. — Stets sofort gründliche Arbeit leistend, vertreibt Zieten den Feind aus Schlesien, so daß die Provinz am Jahresschluß von diesem wieder völlig frei ist.

Unverzagter Kämpfer in dunkelsten Kampfesjahren

Das Jahr 1758 ist für das Zietensche Korps das blutigste. An der Schlacht bei Zorndorf nimmt Zieten selbst nicht teil, wohl aber seine Husaren. Dem Heer des Markgrafen Karl, der in Schlesien steht, jetzt zugeteilt, verhindert er den Einmarsch des feindlichen Generals Laudon in die Mark Brandenburg. Dieser schreibt an General Daun: „Der General Zieten sucht mich allenthalben auf und steht mir immer im Wege. Ich kann vor ihm nicht weitergehen."

Im Herbst 1758 ist Zieten wieder in Sachsen mit seinem Regiment zusammen.

Vor der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch weisen alle Generäle auf die gefahrvolle Stellung des preußischen Heeres hin, auch Zieten. Unmutig befiehlt der König ihm darauf: „Er soll die Reiterei absatteln lassen!" — Zieten zieht sich zurück und gehorcht. — Nach einer Stunde läßt er aber wieder satteln und bereithalten.

So kommt es, daß die Reiterei gleich beim ersten Alarm aufsitzt, der Infanterie Zeit verschafft und das Heer vor völliger Vernichtung bewahrt. — Zietens Regiment aber ist auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Er erhält nun Vollmacht, selbst das Heer aufzufüllen und die Leute auszuwählen. — Die Winterlager bezieht er bei Landshut, Schmiedeberg und Greiffenberg.

Während des nächsten Jahres, 1759, hilft er nicht wenig verhindern, daß der Feind in die Lausitz eindringt. Nach der Niederlage bei Kunersdorf versteht er es am besten nächst dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, in dem arg erschöpften und niedergedrückten Preußenvolke neues Kraftgefühl und frische Zukunfthoffnung zu wecken.

Der herrliche Sieg des preußischen Heeres bei Torgau am 3. November 1760 ist das strahlende Verdienst des Generals Zieten. — Während der König den Feind vorn angreift, soll Zieten ihm in den Rücken fallen. Durch ein Gehölz mit Verhauen und leichten Truppen wird er aber aufgehalten und gelangt später an den Bestimmungsort, als der König erwartet. Infolgedessen wird der König einige Male mit Verlust zurückgetrieben. Daun meldet nach Wien schon durch einen Eilboten den errungenen „Sieg". — Da prescht in höchster Not plötzlich

Zieten aus dem Busch hervor und stürmt mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Feind ein. Bei einbrechender Nacht wirft er ihn völlig und verdient sich seinen Ehrennamen „Zieten aus dem Busch“ vor allem durch diese Heldentat.

König Friedrich, der die Schlacht für verloren hält, trifft erst beim nächsten Morgengrauen seinen ruhmreichen Husarengeneral, der besorgt nach ihm sucht. Die Infanterie jubelt: „Viktoria! Es lebe unser König Fritz!“ Worauf die Husaren dazwischenrufen: „Auch unser Vater Zieten, unser Husarenkönig, soll leben!“ — Zietens Kammerhusar erzählt in den Tagen nachher, daß der Säbel seines Herrn noch nie so von Blut gefärbt gewesen sei wie nach der Schlacht bei Torgau und daß es besondere Anstrengung gekostet habe, ihn wieder blank zu waschen.

Der Sieg bei Torgau hat dem preußischen Heer das Winterlager in Sachsen erfochten.

Im Kriegsjahre 1761 befehligt Zieten ein eigenes Heer gegen die Russen, das er durch kluge Bewegungen in Polen und Schlesien aufzuhalten vermag. Bevor er den Befehl erhält, gegen sie vorzugehen, wird er vom König ins Lager von Bunzelwitz gerufen. — Der König ist in verzweifelter Stimmung. Kein Wunder! Steht er doch schon seit Jahren gegen eine Riesenübermacht von Feinden und hat er härteste Schicksalsschläge erdulden müssen. Der stets unverzagte, auf Gottes Hilfe vertrauende Zieten sucht ihn in trostloser Nacht aufzurichten mit dem Hinweis, daß noch alles gut gehen und der Krieg einen ehrenvollen Ausgang nehmen werde. Der König fragt ihn spöttisch: „Hat Er sich etwa einen neuen Alliierten verschafft?“ Zieten gibt zur Antwort: „Nein! Nur den alten da oben! Und der verläßt uns nicht!“ Darauf der König: „Aber der tut ja keine Wunder mehr!“ Zieten: „Der braucht's auch nicht! Er streitet dennoch für uns ... und läßt uns nicht sinken!“

Friedrich der Große erinnert sich später dieser Unterhaltung und bekennt: „Er hat damals doch recht gehabt, Zieten! Sein Alliierter hat Wort gehalten!“

Hochverehrter Held im Alter

Endlich ist der heißersehnte Friede da, der Friede, der im Jahre 1763 den Siebenjährigen Krieg beendet, mit dessen Abschlußvertrag Fridericus Rex das hart umstrittene Schlesien für immer an Preußen bindet.

Zieten hat durch seine ruhmreichen Kriegstaten die weiteste Volkstümlichkeit, ja, sogar europäischen Heldenruhm errungen. In Berlin zählt er zu den Größen, die jeder Fremde zu sehen wünscht. Sein dankbarer König schenkt ihm, der arm geblieben, im Jahre 1770 10000 Taler. Zieten kauft damit zu seinem recht kleinen märkischen Gut zwei Drittel des Dorfes Wustrau hinzu. Und da, wo seine Wiege stand, haust er in Heimattreue als Greis.

Wenn er beim König zur Meldung im Schloß erscheint, wird er gewöhnlich von ihm umarmt.

Als Siebzigjähriger besucht der Alte Fritz zur Winterzeit im schneebedeckten Wagen seinen achtzigjährigen Feldherrn. Auch eine ganz besondere Anerkennung der bedeutenden Verdienste Zietens um sein Vaterland!

Als Sechsundachtzigjähriger ist er das letztemal Gast des Königs im Berliner Schloß. Dieser hat ihn vorher sechs Monate lang nicht gesehen. Gleich geht er auf den hochverehrten Gast zu: „Da ist ja mein alter Zieten!" Und er bedauert, daß der Greis die vielen Treppen steigen mußte. Dann fragt er ihn, wie er sich befinde. Zieten entgegnet: „Meine Gesundheit ist gut! Auch schmeckt mir das Essen! Aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte!" Dazu bemerkt der König: „Das erste höre ich gern! Aber das Stehen muß Ihm sauer werden! Geschwind einen Lehnstuhl!" — Zieten weigert sich, sich in den Stuhl zu setzen. Worauf der König mehrmals auffordert: „Setz Er sich, alter Vater! Setz Er sich! Sonst gehe ich weg! Denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen!" Und beim Abschied: „Lebe Er wohl, Zieten! Nehm Er sich vor Erkältung in acht! Erhalt Er Sein Leben, solange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wiederzuseh'n!" — Als Zieten fort ist, geht der tiefergriffene König, ohne weiter mit jemand ein Wort zu sprechen, in ein einsames Zimmer. —

Am 25. Januar 1786 fährt Zieten mit seiner Frau in Berlin spazieren. Er fühlt sich wohl und spricht auch noch von seiner Reise nach Wustrau. Beim Abendessen klagt er zum Schrecken aller zum erstenmal, daß ihm „nicht wohl zumute" sei. In der Nacht hört man ihn laut beten. Als ihm der Diener nach Gewohnheit morgens 4 Uhr den Tee bringt, stellt er noch leise eine kurze Frage. Dann schließt er, ehe er Antwort bekommt, die Augen. Und er schließt sie für immer.

In der Kirche zu Wustrau wird ihm ein Denkmal mit zwei Sinnbildern errichtet. Die Religion und die Tapferkeit, zwei Haupttugenden Zietens, stellen sie dar. In der Inschrift heißt es: Mit Friedrich lebt er im Jahrbuch der Geschichte, bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ.

Am trefflichsten aber spiegelt sein Wesen und seine Heldentaten der große brandenburgische Dichter Theodor Fontane, der ein späterer Landsmann von ihm aus der Ruppiner Gegend ist, in seinem weitbekannten volkstümlichen Lied:

Der alte Zieten.

Joachim Hans von Zieten,
Husarengeneral —
dem Feind die Stirne bieten,
er tat's wohl hundertmal.
Sie haben's all' erfahren,
wie er die Pelze wusch
mit seinen Leibhusaren,
der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
bei Hennersdorf und Prag,
bei Liegnitz und bei Leuthen
und weiter, Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
ritt selbst der Fritz nach Haus;
doch Zieten sprach: „Ich kehre
erst noch mein Schlachtfeld aus!"

Sie kamen nie alleine,
der Zieten und der Fritz;
der Donner war der eine,
der andere war der Blitz.
Es wies sich keiner träge;
drum schlug's auch immer ein;
ob warm', ob kalte Schläge,
sie pflegten gut zu sein.

Der Friede war geschlossen.
Doch Krieges Lust und Qual,
die alten Schlachtgenossen
durchlebten's noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert
und Fritz und Zieten nie,
es ward jetzt durchgeplaudert
bei Tisch in Sanssouci. — —

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
und sieh', der Zieten schlief!
Ein Höfling wollt' ihn wecken;
der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
für uns sich wach gehalten;
der hat genug gewacht!" — —

Und als die Zeit erfüllet
des alten Helden war,
lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar.
Wie selber er genommen
die Feinde stets im Husch,
so war der Tod gekommen —
wie Zieten aus dem Busch.

„Alter Zieten" in der Heimat und in unserer Erinnerung

Ein echter Brandenburger ist Zieten in seinem ganzen schlichten, kernigen Wesen. Und was ihn neben seiner soldatischen Heldenhaftigkeit und Meisterschaft besonders auszeichnet, ist seine starke Heimatliebe und -treue. Die Heimat bleibt ihm Zeit seines Lebens die Raststätte. In ihr sucht und findet der Alte Zieten den irdischen Abendfrieden. Sie birgt in ihrem Mutterschoß seine sterbliche Hülle. Aber auch die Erinnerung an seine herrliche Heldenlaufbahn, an sein unsterbliches Kämpfen und Siegen für das deutsche Vaterland wahrt und pflegt seine märkische Heimat am besten.

Die Stätte, da Zieten aus dem Busch geboren wird, da er sich am wohlsten fühlt, wenn er abseits der heißgeliebten soldatischen Pflicht weilt und da er sein letztes Erdenkämmerlein hat — das bescheidene Wustrau im Ruppiner Ländchen — wird Hauptstätte des Zietengedenkens.

Auch sie zeichnet Fontane am trefflichsten: „Wann die Zietens in den teilweisen Besitz von Wustrau gelangten, ist nicht mehr sicher festzustellen. Ebensowenig kennt man das Stammgut der Familie. In der Mark Brandenburg befinden sich neun Ortschaften, die den Namen Zieten, wenn auch in abweichender Schreibart, führen. Als die Hohenzollern ins Land kamen, lagen die meisten Besitzungen dieser Familie bereits in der Grafschaft Ruppin. Hans von Zieten auf Wildberg — das damals ein fester und reicher Burgflecken war — war geschworener Rat beim letzten Grafen von Ruppin und begleitete diesen auf den Reichstag zu Worms. Die Wildberger Zieten besaßen Langen und Kränzlin. Andere Zweige der Familie hatten Lögow und Buskow inne und einen Teil von Metzelthin. Die Wustrauer Zieten, scheint es, waren nicht reich. Sie litten unter den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges und der Schwedenzeit. Der Vater Hans Joachims lebte denn auch in noch sehr beschränkten Verhältnissen. Ernst Hans Joachim selbst verstand sich auf Pflug und Wirtschaft fast so gut wie auf Krieg und Säbel und machte 1766 durch Ankauf der anderen Anteile ganz Wustrau zu einem Zietenschen Besitztum. Es blieb bei seinem Sohne, dem letzten Zieten, bis 1854. Dieser ernannte in seinem Testament einen Schwerin zum Erben.

Wustrau liegt an der Südspitze des Sees. Der Boden ist fruchtbar. Und wo die Fruchtbarkeit aufhört, beginnt das Wustrausche Luch, eine Torfgegend, die an Ergiebigkeit mit den Linumer Gerbereien wetteifert. Das eigentliche Dorf, saubere, von Wohlstand zeugende Bauernhäuser, liegt etwas zurückgezogen vom See. Zwischen Dorf und See aber breitet sich der Park aus, dessen Baumgruppen von dem Dache des etwas hochgelegenen Herrenhauses überragt werden. Das letztere gleicht auf ein Haar den adligen Wohnhäusern, wie sie während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in märkischen Städten und Dörfern gebaut wurden. Erdgeschoß und Beletage, ein hohes Dach, ein Blitzableiter, zehn Fenster Front, eine Rampe, das Ganze gelb getüncht und ein Wappen oder Namenszug

als einziges Ornament — so ist das alte Herrenhaus der Zieten, das eine reizende Lage hat. Vorder- und Hinterfront geben gleich anziehende Bilder. Jene gestattet landeinwärts einen Blick auf Dorf, Kirche und Kirchhof. Diese hat die Aussicht auf den See.

Wir kommen in einem Boot über den See gefahren, legen an einer Wasserbrücke an und springen ans Ufer. Ein kurzer Weg, an Parkgrün und blühenden Linden vorbei, führt uns an den Eingang des Hauses.

Wir steigen eine eichene, altmodisch-bequeme Treppe hinauf und treten oben in eine nach vornhin gelegene Zimmerreihe ein.

Der große Saal ist die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauses. Alles erinnert hier an den Helden, der diese Stätte berühmt gemacht hat. Eine Riesenvase zeigt auf ihrer Rückseite die Abbildung des auf dem Wilhelmsplatz stehenden Zietendenkmals. An den Wänden entlang aber gruppieren sich Bildnisse und Skulpturen der allermannigfachsten Art. Unter diesen bemerken wir zunächst zwei Büsten des ‚Alten Zieten' selbst. Sie stehen in Wandnischen auf hohen Postamenten von einfacher, aber gefälliger Form. Die eine dieser Büsten, ein Gipsmodell vom berühmten Bildhauer Tassaert, ist ein großes Wertstück, durchaus lebenswahr, das noch bei Lebzeiten des Alten Zieten nach der Natur gefertigt wurde. Die andere dagegen entstammt der neueren Zeit und erweist sich einfach als eine Marmorausführung des Tassaertschen Modells.

Das Postament der Modellbüste zeigt sich bei näherer Betrachtung als ein Schrein von weißlackiertem Holz. Ein Schlüsselchen öffnet die kaum bemerkbare Tür desselben. In diesem einfachen Schrein befindet sich der Säbel des Alten Zieten — nicht jener türkische, den ihm Friedrich II. nach dem Zweiten Schlesischen Kriege zum Geschenk machte, sondern ein gewöhnlicher preußischer Husarensäbel. Er zog ihn während des ganzen Siebenjährigen Krieges nur einmal und dies eine Mal zu seiner persönlichen Verteidigung. Am Tage vor der Schlacht von Torgau, als er in Begleitung einer einzigen Ordonnanz auf Rekognoszierung ritt, sah er sich plötzlich von sechs österreichischen Husaren umstellt. Er hieb sie im buchstäblichen Sinne durch und steckte den blutigen Säbel ruhig wieder in die Scheide. Nie sprach er von dieser Affäre. Die Blutflecke, ein rotbrauner Rost, sind noch deutlich auf der Klinge sichtbar.

Kaum minder bemerkenswert als dieser im ganzen Kriege nur einmal gezogene Säbel sind die sechzehn lebensgroßen Bildnisse, die ringsum die Wände bedecken. Es sind die Bildnisse von sechzehn Offizieren des Zietenschen Regiments, alle 1749, 1750 und 1751 gemalt. Das ganze Schloß gleicht eben einer Art Zietengalerie. Und nur wenige Zimmer treffen wir an, von deren Wänden uns nicht, als Kupferstich oder Ölbild, als Büste oder Schattenriß, das Bildnis des alten Helden grüßte.

Wir verlassen nun das Haus, gehen durch die mehr dem Dorfe zu gelegene Hälfte des Parkes, überschreiten gleich danach die Dorfstraße und stehen jetzt auf einem geräumigen Rasenfleck, in dessen Mitte sich die Dorfkirche erhebt. Zwischen Turm und Begräbnisplatz steht eine mächtige Linde. Die Kirche selbst,

in Kreuzform aufgeführt, ist das Ideal einer Dorfkirche: schlicht, einladend, hübsch gelegen. Im Sommer 1756, kurz bevor der Krieg begann, wurde der Turm vom Blitz getroffen.

Zwei Denkmäler zieren die Kirche: das eine zu Ehren der ersten Gemahlin Hans Joachims, einer geborenen von Jürgaß, errichtet, das andere zu Ehren des Alten Zieten selbst. Es wurde nach einer Skizze von Bernhard Rode durch den Bildhauer Meier ausgeführt: ein Steinsarg und ein Reliefporträt, eine Minerva rechts und eine Urania links. —

Doch wenn irgendein Leben, so hätte gerade das des Alten Zieten die beste Gelegenheit geboten zu etwas Neuem und Eigentümlichem. Der Zieten aus dem Busch, der Mann der hundert Anekdoten, die samt und sonders im Volksmund leben, was soll er mit zwei Göttinnen, die ihn bei Lebzeiten in die sicherste Verlegenheit gebracht hätten! Da lobe ich mir im Gegensatze dazu das schlichte Grab, unter dem er draußen in unmittelbarer Nähe der Kirche schläft. Der Raum reichte hin für vier Gräber. Und hier ruhen denn auch die beiden Eltern des Alten Zieten, seine zweite Gemahlin — eine geborene von Platen — und er selbst. Das Äußere der vier Gräber ist wenig voneinander verschieden. Ein Unterbau von Backstein erhebt sich zwei Fuß hoch über dem Rasen, auf welchem Ziegelfundamente dann die Sandsteinplatte ruht."



Seydlitz



B. GÄRTNER

Seydlitz, der geniale Reitergeneral

Wilde Jugendjahre

Friedrich Wilhelm von Seydlitz-Kurzbach stammt aus einem märkischen Adelsgeschlecht, das seit dem dreizehnten Jahrhundert seinen Sitz in Schermeisel bei Zielenzig hat. Seine Mutter, eine geborene von Ihlow — ebenfalls aus altem märkischen Adel —, zählt zu ihren Ahnen Wallensteins Feldmarschall Illo. Der Vater unseres Helden, Daniel Florian von Seydlitz, ist Rittmeister in einem preußischen Kürassierregiment. Er weilt mit seiner Gemahlin am Niederrhein, um dort Rekruten anzuwerben, als Friedrich Wilhelm am 3. Februar 1721 zu Kalkar im Kleveschen geboren wird. Seine Kindheitsjahre verlebt der Knabe in Freienwalde a. d. Oder, der Garnison des Vaters. Doch schon 1728, im Alter von 45 Jahren, stirbt der Rittmeister von Seydlitz an einer Brustkrankheit.

Es folgt eine schwere Zeit der Not und Entbehrung für die Witwe und ihren Sohn, der in Freienwalde seine Schulbildung erhält. — Der Regimentschef des Vaters, der Markgraf von Schwedt, ist zu Truppenbesichtigungen öfter in Freienwalde und nimmt den Vierzehnjährigen, einen aufgeweckten, schmucken Jungen, als seinen Pagen mit nach Schwedt. Bei aller Freude über diese Hilfe hat die Mutter andererseits dabei Grund zu schwerer Sorge um ihren Sohn. Ist doch Friedrich Wilhelm von Schwedt berüchtigt als der „tolle Markgraf". Er tobt sein wildes, ungestümes Wesen in allerhand gefährlichen Streichen aus. Sein neuer Page wird nun Vertrauter und Helfer dabei. So findet er beispielsweise Gefallen daran, bei Spazierfahrten zuweilen die Pferde sich selbst zu überlassen. Wenn diese dann in wildem Trabe über Stock und Stein dahinjagen, fühlt sich der tolle Markgraf bei solchem halsbrecherischen Unterfangen so recht in seinem „Fahrwasser". Da jeden Augenblick ein lebensgefährlicher Sturz oder Anprall eintreten kann, stehen der Markgraf und sein Page auf dem Wagentritt zum Absprung bereit. Ihr Stolz ist es nun, sich im letzten Augenblick vor dem drohenden Unglück zu retten. Die gefährlichsten Ritte werden unternommen. So wagen es die beiden Menschen, durch die sausenden Windmühlenflügel hindurchzureiten. Bei all den Dingen muß der Page selbstverständlich mittun. Der Markgraf ersinnt immer neue Streiche und spornt den jungen Seydlitz dazu an. Daß dieser solche tollkühnen Übungen, bei denen mit dem Leben gespielt wird, überhaupt vollbringen kann, ohne Schaden zu erleiden, zeugt von der ihm angeborenen körperlichen Gewandtheit sowohl wie von seiner Geistesgegenwart und Selbst-

beherrschung. Das ist eine sonderbare harte Schule. Aber so bildet sich der einzigartige Reiter, der mit seinem Pferde wie zusammengewachsen erscheint, es wie sich selbst jeden Augenblick in der Gewalt hat.

Zur Schande des Markgrafen muß aber gesagt werden, daß er in verantwortungsloser Weise den ihm anvertrauten Jüngling mit seinem naturgemäß unausgereiften Wesen durch lose Streiche anderer Art in schwere sittliche Gefahr bringt. Seine Seele wie sein Körper werden durch die Schuld des sonderbaren Erziehers vergiftet. Es ist bitter zu beklagen, daß Seydlitz in den tollen Jugendjahren den Keim zu seinen späteren schweren Krankheiten und zu seinem frühen Tode in sich aufnimmt.

Nachdem Seydlitz vorher oft vergeblich seinen Herrn darum gebeten hat, sich für seinen Diensteintritt in das dem Markgrafen unterstellte Regiment beim Könige zu verwenden, erfüllt sich sein Wunsch im Jahre 1740. Seydlitz tritt als neunzehnjähriger Kornett im Regiment des Vaters seine Soldatenlaufbahn an, auf der er die höchste Stufe des Ruhmes erreichen soll. In Belgard in Pommern, wohin das Regiment verlegt ist, fängt ein neues Leben an. Sein Führer, der Oberst von Rochow, weiß von dem bisherigen Treiben in Schwedt und empfängt ihn daher mit der Mahnung, „daß die Allotrias in Schwedt zurückbleiben müssen und er fortan nur dem Dienst zu leben habe!"

Im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg

Im gleichen Jahre besteigt Friedrich II. den preußischen Königsthron. Und das Ringen um Schlesien beginnt. So zieht Seydlitz schon wenige Monate nach seinem Eintritt in das Heer mit seinem Regiment nach Schlesien in den Krieg. Aber erst am Schlusse des Feldzuges findet er Gelegenheit zu seiner ersten Waffentat. Das Regiment steht in der Nähe von Ratibor. Oberst von Rochow hat dem jungen Kornett den Befehl erteilt, mit 24 Kürassieren ein feindwärts gelegenes Dorf zu besetzen und dort solange wie irgend möglich Widerstand zu leisten. Mit Umsicht greift er die Aufgabe an, verrammelt mit seiner kleinen Schar die Zugänge zum Dorf und hält dem mit Übermacht angreifenden Feinde stand, solange es möglich ist. Die Aufforderung, sich der Übermacht zu ergeben, lehnt er ab. Hilfe kommt nicht. Und so entschließt sich Seydlitz zuletzt zu dem Versuch, mit den wenigen noch gebliebenen Leuten durch die Reihen des Feindes hindurchzupreschen. Aber sie kommen nicht weit. Seydlitz stürzt, da sein Pferd tödlich getroffen wird. Mit sechs seiner Kürassiere kommt er in ehrenvolle Gefangenschaft. Waffen und Gepäck dürfen die Gefangenen behalten.

Nur kurze Zeit dauert die Gefangenschaft auf der Festung Raab an der Donau, da bald der Friede geschlossen wird.

Eine hübsche Geschichte erzählt, daß die Gefangennahme der Anlaß zu Seydlitz' Glück geworden ist. Dieser sei nach einer Truppenschau im Gefolge des Königs

in Berlin eingeritten. In dem Gespräch der Offiziere soll der junge Kornett geäußert haben: „Ein Reiteroffizier darf sich dem Feinde nur in einem Falle ergeben! Nämlich, wenn ihm sein Pferd unter dem Leibe totgeschossen wird!" — Der König hat das mit angehört. Und er läßt den Kornett zu sich heranrufen. Sie kommen gerade auf die Spreebrücke beim Zeughause. Da befiehlt der König, die Brückenaufzüge hochzuziehen. Dann redet er Seydlitz an: „Nun wäre Er ja doch mein Gefangener!" „Ich Euer Majestät Gefangener?" erwidert Seydlitz, und augenblicks setzt er in kühnem Sprunge über das Brückengeländer in die Spree.

Als Kornett ist Seydlitz ins Wasser gesprungen, als Rittmeister begrüßt ihn der König, als er wieder aufs Trockene reitet.

Tatsache ist jedenfalls, daß Seydlitz im Sommer 1743 gelegentlich einer Truppenschau bei Stargard in Pommern vor seinem Könige steht und kurz darauf zum Rittmeister und Eskadronschef bei den Weißen Husaren ernannt wird. Damit vertauscht Seydlitz seine hinterpommersche Garnison mit dem schlesischen Städtchen Trebnitz, nördlich von Breslau. Wegen ihrer Uniform werden die dortigen Husaren scherzweise die Bählämmer genannt. Der neue Rittmeister versteht es, durch Vorbild, stetige Übung und gute Behandlung seine Eskadron in kurzer Zeit zu einem solchen Grad der Leistungsfähigkeit zu bringen, daß sie im Jahre darauf bei einer Besichtigung durch den König von ihm als Muster hingestellt werden kann. — — —

Im Zweiten Schlesischen Kriege kommt Seydlitz öfter an den Feind heran und zeigt sich als tapferer Draufgänger; aber sogar in den schwierigsten Lagen behält er den klaren Kopf. Am Pfingsttage 1745 ist er mit seinen Husaren im Gefecht bei Landshut. Nach einem erbitterten Handgemenge mit der österreichischen Reiterei haben die Preußen vor der Übermacht weichen müssen. Seydlitz ist es, der die fliehenden Husaren sammelt und aufs neue zum Angriff vorführt. In dem Gefechtsbericht des Generals von Winterfeldt an den König wird rühmend betont: „— und haben auch gewiß Ew. Majestät an dem Rittmeister Seydlitz einen Offizier, der nicht zu verbessern".

Der 4. Juni 1745 ist der große Tag von Hohenfriedberg. Seydlitz steht in seinem Regiment am rechten Flügel den Sachsen gegenüber. Ihm selbst gelingt es, einen sächsischen General gefangenzunehmen. In rücksichtslosem Ungestüm verfolgt er mit seinen Husaren das weichende sächsische Fußvolk. Sein Verdienst, an dem Siege mitgeholfen zu haben, wird wenige Wochen später vom König durch seine Beförderung zum Major anerkannt.

Wie Hohenfriedberg, so ist auch Soor vor allem ein Reitersieg. Hier erkundet Seydlitz den Aufmarsch der Österreicher und bringt dem Könige wichtige Meldungen darüber. Durch eine Kugel wird Seydlitz am linken Arm verwundet. Er nimmt aber trotzdem weiter am Kampfe teil. — Auch in den Gefechten bei Kath.-Hennersdorf und Zittau zeichnet er sich aus.

Nachdem zu Weihnachten des Jahres 1745 der Friede geschlossen ist, zieht der Major von Seydlitz im neuen Jahre wieder in seine Garnison Trebnitz ein.

Friedensjahre

In der nun folgenden Friedenszeit von rund zehn Jahren widmet sich Seydlitz mit Ernst und Eifer der gründlichen Ausbildung der ihm anvertrauten Truppe. Er kann dabei die Kriegserfahrungen auswerten. Von seinen Soldaten fordert er viel. Aber es gibt nichts, was er ihnen nicht selbst vormachen kann. Darum erzielt er auch besondere Leistungen. Sein Beispiel reizt zur Nacheiferung. Hindernisse darf es für den Reitersmann nicht geben! Breite Gräben, Hecken und Zäune zu überspringen, wird ihm und seinem Pferde durch tägliche Übung zur Gewohnheit. Unbändige Pferde muß er zähmen und behandeln. Es gilt, auch bei schnellem Reiten das Gewehr zu laden und sicher zu treffen. Solche und ähnliche Dinge kann Seydlitz selbst aufs beste ausführen. Und er schult seine Husaren darin. Bei aller Strenge in seinen Forderungen vermeidet er aber entehrende Strafen und duldet sie nicht, während sonst damals Stockschläge beim Heere noch üblich sind. Mit den übrigen Offizieren des Regiments verbindet ihn treue Kameradschaft. Durch den Ernst und die Vornehmheit seines Wesens ist er den ihm unterstellten jungen Offizieren Vorbild und Erzieher in all den Eigenschaften, die den preußischen Offizier ausmachen.

Die Erfolge, die Seydlitz durch seine unermüdliche und sachgemäße Arbeit bei der Schulung des Heeres hat, bleiben auch dem Könige nicht verborgen. Solches Wirken ist in seinem Sinne und ist nötig, wenn das preußische Heer in dem zu erwartenden Endkampfe um Schlesien bestehen soll.

Er steigt durch dessen Vertrauen und anerkennendes Wohlwollen schnell zu höheren Rangstufen auf. Im Jahre 1752 wird er zum Oberstleutnant ernannt. Bald darauf läßt ihn der König zu sich nach Potsdam kommen und schickt ihn — eine Extrapost stellt er ihm zur Verfügung — als Führer eines Dragonerregiments nach Treptow an der Rega.

Aber schon 1753 vertauscht Seydlitz dieses Regiment mit dem der Rochowschen Kürassiere in Schlesien. Wieder nimmt er den Weg über Potsdam mit persönlicher Meldung beim König.

Wie die Trebnitzer Husaren und die Treptower Dragoner, so bildet er jetzt die Ohlauer Kürassiere zu dem mustergültigen Werkzeug in der Hand des Truppenführers. Mit diesem Kürassierregiment verwächst er nun ganz. Es bleibt sein Regiment bis zu seinem Tode. Die Kürassieruniform trägt er auch am liebsten.

In das dritte Ringen um Schlesien

1755 wird Seydlitz zum Obersten befördert. Als solcher führt er im Jahre darauf das kriegsbereite Regiment in das nun beginnende siebenjährige Ringen, aus dem der Große König schließlich als Sieger und sein Preußen als europäische Großmacht hervorgehen.

Friedrich kommt im Jahre 1756 seinen Feinden zuvor und fällt in Sachsen ein. Seydlitz erhält die Aufgabe, Leipzig zu besetzen und dort Geld und Lebensmittel einzutreiben. Dann zieht er mit dem König nach Böhmen und ist im Oktober an der ersten Schlacht des Krieges, bei Lobositz, beteiligt. Hier findet Friedrich nach seinen eigenen Worten die alten Österreicher nicht mehr wieder. 24000 Preußen haben gegen 40000 Feinde einen schweren Stand. Aber am frühen Nachmittag ist dank der preußischen Infanterie der Sieg erfochten. Die Rochow-Kürassiere unter Seydlitz sind trotz sumpfiger Wiesen, in denen die Pferde steckenbleiben, und trotz schweren Artilleriefeuers vorgestürmt. Ihre Voreiligkeit und ihr Ungestüm sind ihre einzigen Fehler. Der König urteilt über seine Kavallerie: „Jeder Feind hat gewiß einen bärenmäßigen Respekt vor der preußischen Reiterei an diesem Tage bekommen."

Nach der Gefangennahme der sächsischen Armee bei Pirna bezieht Friedrich in Sachsen Winterquartier. Seydlitz steht in Dresden, wo auch der König sich aufhält. Nach dem Ersatz von Mannschaft und Munition während dieser Zeit beginnt das ereignisreiche Jahr 1757. Wieder geht es nach Böhmen hinein. Seydlitz kämpft in dem Heeresteil unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, und zwar bei der Vorhut, die unter dem Befehl des von Seydlitz so verehrten Generals Zieten steht. In der Schlacht bei Prag drängt es ihn, seine Reiter über die Moldau zu bringen, um den Kameraden auf der anderen Seite zu helfen. Vergebens warnt man ihn vor der Strömung und dem Triebsande. Seydlitz versucht es trotzdem persönlich. Aber vergeblich! Das Pferd versinkt sofort bis zum Halse. Nur daß man ihn mit Stricken von seinem Tier losreißt, bewahrt Seydlitz vor dem Untergange mit dem Pferde.

Nach dem Siege von Prag geht es gegen das heranrückende Heer Dauns, das die Stadt entsetzen soll.

Friedrich erleidet bei Kolin seine erste Niederlage.

Unvergleichlich aber ist Seydlitz während der Schlacht in der Führung seiner Schwadronen, mit denen er drei feindliche Infanterieregimenter niederrennt und sieben Fahnen erbeutet. Doch vor der Übermacht muß er trotzdem zurück. Er ist es auch, der in geschickter und tapferer Weise den Rückzug der preußischen Armee deckt und mit dazu hilft, daß die Niederlage sich nicht zur Vernichtung auswachsen kann.

Die Taten des Obersten Seydlitz in der unglücklichen Schlacht werden von Zieten und dem Könige lobend gewürdigt. Im Schlachtbericht heißt es: „Es ist, als beherrsche der unvergleichliche Reiterführer, dem sie folgen, die 600 Pferde des Regiments Rochow gleich dem edlen Tiere, das ihn selber trägt. Sein Anblick spornt die Reiter zur höchsten Verwegenheit an. Sie kennen kein Bodenhindernis. Sie mißachten das feindliche Feuer. Und im gewaltigen Anprall stürzen sie sich auf den Feind."

Es will schon etwas sagen, wenn der König trotz der verlorenen Schlacht zwei Tage später Seydlitz zum Generalmajor ernennt und ihn mit dem Orden Pour le Mérite auszeichnet.

Als Zieten ihm dazu Glück wünscht, erwidert der junge General: „Es ist hohe Zeit, Exzellenz, wenn noch etwas aus mir werden soll! Denn ich bin bereits 36 Jahre alt!“ Das ist nicht eitle Prahlerei. Es spricht hieraus das berechtigte Selbstgefühl eines Mannes, der weiß, was er zu leisten vermag.

Das Meisterstück von Gotha

Die Preußen müssen nun Böhmen verlassen. Auf dem Rückzuge in die Lausitz bringt Seydlitz in einem Gefecht bei Zittau die Österreicher, die ihm in vierfacher Stärke den Weg sperren, durch einen überraschenden Angriff der plötzlich an einer Stelle zusammengezogenen Husaren ganz in Verwirrung. So kann er sich hier durch die feindlichen Reihen hindurchschlagen.

Die Franzosen sind inzwischen, durch die Reichsarmee verstärkt, bis nach Thüringen vorgerückt. Mit ihnen muß sich der König jetzt befassen. Seydlitz steht in Leipzig und stellt zahlreiche Erkundungen an, um Anmarsch und Absicht der Feinde zu ermitteln. Durch Meldung auf Meldung hält er den König auf dem Laufenden. Die erste Begegnung mit dem Feinde ereignet sich Anfang September bei Pegau an der Elster. Hier läßt Seydlitz, da Infanterie nicht zur Stelle ist, seine Husaren absitzen und sprengt mit ihnen die Tore des Städtchens. Nun galoppiert in wilder Jagd seine Schwadron über die Elsterbrücke und durch die Stadt. Auf der anderen Seite schlägt er zwei österreichische Husarenregimenter und jagt sie bis nach Zeitz.

Ein Meisterstück, den Feind zu überrumpeln, vollbringt er bei Gotha am 19. September. Seydlitz hat zwei Regimenter zur Verfügung und hat sich vor zehntausend Mann Franzosen und Reichsarmee zurückgezogen und das vorher besetzte Gotha verlassen müssen. Draußen aber setzt er sich wieder fest. Die Dragoner stellt er hinter sich in einem Gliede auf und erweckt dadurch beim Feinde den Eindruck, als rücke hier der König mit seinem Heere an. Als nun Seydlitz mit den Husaren und Dragonern gegen die Tore der Stadt vorstürmt, halten die feindlichen Generale es nicht für möglich, daß nur leichte Reiterei es wagen könne, eine von Infanterie besetzte Stadt wie Gotha anzugreifen. Sie vermuten stärkere Kräfte dahinter, fürchten diese und werden ganz aus der Fassung gebracht.

Prinz Soubise, der sich mit seinem Stabe gerade im herzoglichen Schlosse zur Tafel niedergelassen hat, bricht mit ihm und seiner Armee plötzlich auf und verläßt eilig Gotha. Nun kann Seydlitz mit seinen Offizieren an dem gedeckten Tische Platz nehmen und es sich gut schmecken lassen nach dem gelungenen Streich, den der König selbst als ein „Avantgardemeisterstück“ bezeichnet. In seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges schreibt er darüber u. a.: „Dieses Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals entscheidender als die Zahl der Truppen in einem Kriege ist. — Die geschickte Stellung der dem

Feinde nur von weitem gezeigten, weit ausgedehnten Dragoner und der gute Gebrauch der Husaren verschafften Herrn von Seydlitz die Gelegenheit, viel Ruhm in einer so kitzligen Sache zu erwerben."

Am 16. Oktober 1756 besetzten plötzlich zwei österreichische Regimenter Berlin. Da ist es wieder Seydlitz, der Hilfe bringt. In ungeheuer schnellen und anstrengenden Märschen eilt er dem Prinzen von Anhalt-Dessau von Thüringen nach Berlin voraus. Die Österreicher unter Hadik verlassen Berlin schon wieder, als sie vernehmen, daß Seydlitz unterwegs ist. Und das gegen die Hauptstadt vorstoßende sächsische Heer stellt seinen Vormarsch ein. Einen Geldwagen können die Seydlitzschen Reiter den kroatischen Plünderern noch abnehmen. Im übrigen entwischen sie ihm.

Der Sieger von Roßbach

Der König sucht eine entscheidende Schlacht. Nachdem er sich mit den Heeresgruppen des Herzogs von Braunschweig und des Prinzen von Anhalt-Dessau vereinigt hat, überschreitet er die Saale. In der Nacht vor dem 5. November 1757 lagern sie bei Roßbach. Am andern Tage setzt sich das feindliche Heer auf der gegenüberliegenden Seite in Bewegung. Bis zum Mittag ist festgestellt, daß es versucht, den preußischen linken Flügel zu umgehen. Da läßt der König die Zelte abbrechen, so daß der Gegner annimmt, die Preußen zögen sich vor der Übermacht zurück.

In Wirklichkeit aber marschiert das Heer ungesehen hinter einem Höhenzug zur Schlacht auf.

Kein Gedanke bei den Franzosen, daß sie selbst angegriffen werden könnten! Ohne Vorhut marschieren sie sorglos längs der Höhe entlang, hinter der sich schon das preußische Gewitter zusammenballt. Seydlitz hat 38 Schwadronen unter seinem Befehl. Als die feindlichen 52 Schwadronen nahe genug herangekommen sind, schwenkt Seydlitz um die Höhe herum und läßt zum Angriff in zwei Treffen aufmarschieren. Die Spitze ist gegen die Flanke des Feindes gerichtet. Ganz vorn reitet Seydlitz als Führer. Alle sehen ihn. Da plötzlich wirft er seine Tabakspfeife hoch in die Luft. Er zieht den Degen, und sofort schnellen 4000 Reitersäbel aus der Scheide. Und drauf geht's wie ein Wettersturm auf den überraschten Feind. Zu gleicher Zeit eröffnen achtzehn schwere preußische Geschütze vom Janushügel her ihr Feuer.

Ein feindliches Reiterregiment nach dem andern wird kampfunfähig gemacht. Die in wilder Flucht von allen Seiten in das Dorf Reichertswerben Hineinstürzenden versperren sich im engen Hohlweg den Eingang und müssen sich ihren Verfolgern gefangengeben. Seydlitz erobert eine französische Batterie und bleibt dem Feinde dauernd auf den Fersen.

Während der Zeit hat das Fußvolk den Kampf begonnen. Seydlitz sammelt nun seine Scharen, um zum zweiten Streich auszuholen. In dem Augenblick, als nach kurzem Geschütz- und Gewehrfeuer das von Reiterei entblößte feindliche Fußvolk zu weichen beginnt, hebt Seydlitz zu dem beabsichtigten zweiten Sturme an und wirft sich mit der ganzen Reiterei auf die Zurückgehenden. In Scharen werden sie umzingelt und gefangengenommen. Der versuchte Widerstand bleibt vergeblich. Prinz Soubise kann seine Armee nicht wieder zum Stehen bringen. Sie flieht der Unstrut zu. Er wird mitgerissen. In nur zweistündigem Kampfe haben die Preußen die Schlacht bei Roßbach gewonnen.

Im wesentlichen ist sie ein Reitersieg und das unbestreitbare Verdienst des einzigartigen Reitergenerals Seydlitz. Er ist der Sieger von Roßbach. Wenn ganz Deutschland begeistert ist über den unvergleichlichen Erfolg des Großen Königs und von ihm singt:

„Und wenn der Große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen",

dann hat der König solchen Sieg seinem Seydlitz zu danken. — Und dankt ihm auch. Noch am Schlachtabend befördert er Seydlitz zum Generalleutnant und verleiht ihm den hohen Orden vom Schwarzen Adler.

Gering sind die Verluste der Preußen: insgesamt 500 gegen 10000 bei den Feinden. Unter den wenigen Verwundeten ist auch Seydlitz. Er erleidet eine an sich ungefährliche Schußwunde am linken Arm. Trotzdem wird die Verwundung die Ursache zu wochenlanger schwerer Krankheit, zu einer Art Blutvergiftung. Es steht wiederholt sehr ernst um den General, der in Leipzig fieberkrank daniederliegt. Besorgt läßt sich der König durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, dauernd über das Befinden des unersetzlichen Reiterführers berichten. Als es besser wird, gehen die Briefe zwischen Friedrich und Seydlitz hin und her. Auf seinem Krankenbett verfolgt Seydlitz ungeduldig den weiteren Verlauf des Krieges, in dem sein König den großen Sieg bei Leuthen erringen kann. Seydlitz kämpft mit aller Willenskraft gegen seine Krankheit an. Er versucht zu reiten. Aber es geht nicht. Der Atem versagt ihm. Nach langer Zeit hat er aber sein Leiden schließlich überwunden und kann sich im April 1758 im Hauptquartier des Königs wieder zum Dienst melden.

Zorndorf und Hochkirch

Im Jahre 1758 hat es der König mit seinen hartnäckigsten Feinden, den Russen, zu tun. Sie sind unter dem Grafen Fermor bis vor die Festung Küstrin vorgedrungen. Friedrich muß Böhmen verlassen, um schleunigst der bedrängten

Mark Hilfe zu bringen: er sieht seine Lage als äußerst ernst an. Er weiß, daß ein Kampf auf Leben und Tod für ihn und seinen Staat bevorsteht. Sein Ziel ist aber, die russischen Scharen nicht nur zu schlagen, sondern zu vernichten. So zieht er der Entscheidung entgegen, den Weg an der Oder abwärts.

Als Führer der Reiterei ist Seydlitz bei ihm. Er fühlt, was von seiner Person und seiner Kriegskunst für die Entscheidung abhängt, weiß auch, daß die Preußen hier gegen die Russen einen ungleich schwereren Stand haben würden als bei Roßbach gegen die Franzosen.

Bei Krossen geht Seydlitz über die Oder und dann weiter in eiligem, anstrengenden Marsch nach Frankfurt. Hier gönnen sich die Preußen einen Tag Ruhe. Im Quartier hören der König und Seydlitz von Küstrin her einzelne Schüsse herüberhallen.

Dort und in der Neumark haben inzwischen die Russen übel gehaust. Wo die Kosakenschwärme hinkommen, verwandeln sie das Land in eine Wüste. Die Stadt Küstrin ist durch die Beschießung eingeäschert worden. Die Festungswerke aber sind noch unversehrt geblieben, und der Befehlshaber hat die Aufforderung der Russen, die Festung zu übergeben, abgelehnt.

Nördlich von Küstrin, bei dem Dorfe Zorndorf, haben die Russen ihr Lager aufgeschlagen. Nun erscheint Friedrich bei Küstrin. In einem Nachtmarsch geht es am linken Oderufer abwärts. Bei Güstebiese überschreitet das Heer die Oder. Friedrichs Plan ist, die Russen gegen die Festung und die Oder zu drängen.

Nördlich von Zorndorf fließt ein Flüßchen in die Oder, die Mietzel. Diese haben die beiden Heere zwischen sich. In einem großen östlichen Bogen marschiert der König bei der Neudammer Mühle über die Mietzel um die Russen herum. Seydlitz ist der erste, der beim Morgengrauen des 25. August 1758 aufbricht, um den nordwärts blickenden Feind von seiner rechten Seite her zu fassen. Da die Preußen in weitem Bogen von Westen über Norden und Osten die Russen umgangen haben, sind diese genötigt, dauernd ihre Front zu wechseln.

Der Angriff kommt schließlich von Süden. Die überlegenen schweren Geschütze der Preußen beginnen das Feuer. Zu beiden Seiten an dem brennenden Zorndorf vorbei gehen dann die Infanterieregimenter gegen den rechten russischen Flügel vor. Anfangs scheint alles gut. Doch tapfer wehrt sich der Gegner, den man wohl etwas unterschätzt hat. Der preußische Vorstoß erlahmt. Die Infanterie muß auf Zorndorf zurückweichen.

Der König will nun, daß Seydlitz hier am linken Flügel helfend eingreifen soll. Er schickt seinen Adjutanten zu ihm und läßt ihn dazu auffordern. Seydlitz hat zwar, genau so wie der König, den erlahmenden Sturm der Infanterie und ihr Zurückweichen beobachtet, sich aber trotzdem noch zurückgehalten. Dem Könige läßt er antworten, er werde im rechten Augenblicke losschlagen, es werde durch sein Zögern nichts versäumt.

Nach einer Weile läßt ihn der ungeduldige König zum zweiten Male zum Angriff auffordern und ihm sagen, er müsse mit seinem Kopfe dafür einstehen, wenn durch seine Schuld die Schlacht verloren gehen sollte. Ruhig erwidert

Seydlitz dem königlichen Flügeladjutanten: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht stehe ich mit meinem Kopfe zur Verfügung! In der Schlacht aber möge er mir noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst Gebrauch mache!"

Seydlitz läßt die Russen erst so weit vorgehen, wie er sie haben will, um sie dann desto sicherer vernichten zu können. Als es aber dann so weit ist, führt er seine sturmgewohnten Reiterregimenter hinein in die feindliche Kavallerie und auf das Fußvolk. Der ganze rechte russische Flügel wird geschlagen und nordwärts in die Moräste des Mietzelgrundes gedrängt. Die feindlichen Geschütze fallen den sieghaften Reitern in die Hände.

Mittags tritt eine Schlachtpause ein. Seydlitz hat die Reiterei wieder gesammelt nach Zorndorf zurückgenommen und läßt sie ausruhen für die Arbeit, die noch bevorsteht. Denn die Mitte und der linke Flügel der Russen halten noch.

Am Nachmittag gehen die Russen zum Angriff gegen die Preußen vor. Die am rechten Flügel zu weit vorgeschobenen Geschütze werden ihre Beute.

Als sie aber auf die preußische Infanterie stoßen, macht das Gewehrfeuer ihrem Vordringen ein Ende.

Wechselnd wogt dann der Kampf hin und her. Am linken Flügel steht es schlecht. Der König äußert später: „Wir sind auf dem Punkt, total geschlagen zu werden!" Es kommt dann aber ähnlich wie am Vormittag. Die preußische Infanterie des linken Flügels ist nach Wilkersdorf zurückgeschlagen worden. Wieder bringt Seydlitz Wendung und Rettung. Mit allen verfügbaren Schwadronen — 46 an der Zahl — wirft er sich wuchtig auf die Russen. Was nicht niedergesäbelt wird, flieht zurück in die Sümpfe.

Durch seinen Angriff gesichert, kann zum Schluß auch das Fußvolk am rechten Flügel mit Erfolg vorstoßen. Nach zwölfstündigem erbitterten Ringen ist die Schlacht gewonnen. Beide Teile haben stark gelitten.

Der König verübelt dem General Seydlitz sein Verhalten gegen ihn nicht im geringsten. Im Gegenteil! Er sieht in ihm den Mann, der die Schlacht gerettet hat. Auf Seydlitz zeigend, sagt er: „Ohne diesen würde es schlecht aussehen." Und zu Seydlitz selbst: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken!" Dieser aber wehrt ab: „Ew. Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten und sich der größten Belohnung wert gemacht!" Als seine Kameraden ihm Glück wünschen zu seinem Siege, antwortet ihnen Seydlitz: „Der König allein hat die Schlacht gewonnen! Ich habe nur getan, was ein guter Preuße tun muß! Ich habe mich gut geschlagen! Und tausend andere haben sich ebensogut geschlagen wie ich! Je kritischer die Lage unseres teuren Herrn, um so mehr müssen wir alle ohne Ausnahme unsere Anstrengungen verdoppeln, um ihm gut zu dienen. Und was gut preußisch sein will, muß sein Leben für nichts achten und muß es Seiner Majestät bei jeder Gelegenheit zum Opfer bringen wollen."

Bei Zorndorf ist viel Blut geopfert worden. Aber Friedrich hat sich der Russen erwehrt und die Mark vor ihnen gerettet.

Jetzt wendet er sich wieder gegen die Österreicher. Gegen Mitte Oktober bezieht er bei Hochkirch in Sachsen ein Lager in unmittelbarer, gefährlicher Nähe der

feindlichen Truppen. Seine Generale warnen ihn, unter ihnen auch Seydlitz. Er sucht den König mit eindringlichen Vorstellungen zu bewegen, die Infanterie zurückzuziehen. Vergeblich! Friedrich antwortet: „Wenn ich das tue, werde ich die Schlacht verlieren!“ Unmutig gibt Seydlitz sein Bemühen auf mit der schalkhaften Bemerkung: „Gut, dann mögen Ew. Majestät sie gewinnen!“

Die geäußerten Befürchtungen erfüllen sich leider. Der König verliert die Schlacht. Wenn aber sein Gegner Daun den Sieg nicht in der möglichen Weise ausnutzt, so liegt der Grund dafür bei Seydlitz, dem die Deckung des Rückzuges übertragen worden ist. Er löst seine Aufgabe in der ihm eigenen geschickten Art und mit bestem Erfolge. Napoleon I. hat später den preußischen Rückzug bei Hochkirch als die größte Tat Friedrichs angesprochen.

Den Winter von 1758 zu 1759 bringt Seydlitz in der Nähe des Königs in Breslau zu.

Das böse Jahr 1759

Im Jahre 1759 kommt Friedrich in äußerste Bedrängnis. Er fürchtet eine Vereinigung der in großer Stärke wieder in die Mark eingedrungenen Russen mit den Österreichern. Diesen den Weg nach Norden zu verlegen, hat Seydlitz vom Könige den Befehl erhalten. Er soll in der Lausitz auf der Wacht bleiben, bis Prinz Heinrich den Schutz Sachsens wieder übernehmen kann.

Im Mai steht Seydlitz bei Sagan. Im Juli gelingt es ihm, die Österreicher bei Liebenthal, östlich von Greiffenberg (Schlesien), in einem Gefecht zu schlagen. Ende des Monats tritt der König den Marsch in die Mark an, wie ein Jahr zuvor. Er muß den Russen zu Leibe gehen, deren Weg sich auf Berlin richtet.

Könnte man ihnen doch ein zweites Zorndorf bereiten! Seydlitz darf deswegen nicht fehlen.

Die Russen stehen schon bei Frankfurt und haben Stadt und Oderübergang in ihrer Gewalt. Friedrich eilt mit seinem Heere die Oder abwärts. Auf dem Wege fängt Seydlitz eine österreichische Abteilung ab, die hundert Wagen und einige Geschütze decken soll. Er als General setzt sich an die Spitze einer Schwadron und nimmt die Feinde gefangen.

Ungeheure Leistungen müssen auf dem Marsche von den Truppen verlangt werden. Der König drängt und gönnt sich selbst keine Ruhe: „Ich werde alles tun und wagen, was ich für möglich halten werde!“

Am 11. August sind die Preußen soweit, die Oder überschreiten zu können. Es geschieht zwischen Lebus und Küstrin. Bei Ötscher ist eine Furt. Hier geht Seydlitz mit seiner Kavallerie über den Fluß. Es fehlt nicht viel, so kommt er dabei selbst ums Leben. Es ist sonst seine Gewohnheit, leichte Pferde zu benutzen. Für den Ritt durch den Fluß aber nimmt er einen schweren Holsteiner, den er wegen

seiner Größe für geeigneter hält. Doch das Unglück will, daß das Pferd beim Ritt ins Wasser stolpert. Seydlitz ertrinkt beinahe im Strom. Im letzten Augenblick rettet ihn sein Adjutant mit größter Anstrengung.

Der Unfall ist ein übles Vorzeichen.

Auf dem rechten Oderufer wendet sich der König mit seinem Heere wieder südwärts, um wie bei Zorndorf die Russen in einem Linksbogen zu umfassen. Diese stehen mit etwa 80 000 Mann unter Soltikoff in einer äußerst günstigen Stellung auf den Höhen bei Kunersdorf, östlich von Frankfurt. Die Abhänge haben die Feinde gründlich befestigt. Friedrich kann ihnen nur etwas mehr als die Hälfte an Truppen entgegenstellen. Die Preußen sind zudem vom Anmarsch ermüdet, die Russen aber ausgeruht.

Anfangs geht alles gut. Die Infanterie kann, den Feind von der Seite fassend, die ersten befestigten Höhen gewinnen, wenn auch mit übermenschlichem Kraftaufwand. Dann aber bietet die Hauptmasse der Russen Halt. Der Angriff erlahmt. Es geht zurück. Und als nun gar noch durch den Grund die Österreicher vorstoßen, ist für den König die Schlacht verloren.

In dem gefährlichen Augenblick, da die Infanterie nichts mehr ausrichten kann, will der König — gemäß den Erfahrungen in früheren Schlachten — die rettende Reiterei einsetzen. Er hat bereits vorher zu Seydlitz geschickt, der seine Reiter am linken Flügel führt. Der General ist jedoch gerade vorausgesprengt und befindet sich zu der Zeit in der Nähe des Königs.

Er sieht, wie feindliche Reiter dem Könige drohend näherkommen. Schnell eilt er zu dem weiter rückwärts haltenden Füsilierregiment, führt es vor und vertreibt die Feinde. So bewährt sich der Reitergeneral hier auch als Infanterieführer und schützt seinen König.

Unmittelbar darauf faßt er alle verfügbare Kavallerie zusammen, dem Plan und Befehle des Königs gemäß zu handeln. Es wird erzählt, Seydlitz habe das, was hier die Reiterei leisten sollte, für unmöglich und zwecklos gehalten.

Das Gelände ist nicht das von Roßbach oder Zorndorf. In Massen kann sich die Reiterei hier zwischen den Bergen nicht bewegen. „Wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Festungswerke erstürmt?" soll er geäußert haben. Der König besteht aber auf seinem Willen mit den Worten: „Er soll ins Teufels Namen angreifen!"

Seydlitz gehorcht. Die Reiterei greift an. Der General stürmt selbst an der Spitze eines Kürassierregiments die verschanzten Höhen hinan.

Nutzloses Opfer! Das dichte Feuer von oben mäht die Anstürmenden dahin. Seydlitz wird an der rechten Hand verwundet. Er will sich dadurch nicht stören lassen. Alle Kraft aufbietend, schwingt er sich wieder auf sein Roß. Aber ohnmächtig sinkt er herab. Wie tot trägt man ihn aus der Schlacht.

Der König hat wirklich einen Unglückstag. Sein schneidiger Reiterführer wird vom Kampfe ausgeschaltet gerade zu der Zeit, da er die Wendung herbeiführen soll! Vielleicht wäre es ihm trotz scheinbarer Unmöglichkeit noch gelungen!

So aber kommt es zu der Niederlage bei Kunersdorf, der größten, die der König erlitten. Schlimm steht es um ihn, schlimm auch um Seydlitz. Er wird nach Berlin geschafft, wo kundige Ärzte zur Verfügung stehen.

Auf dem Krankenlager

Wie nach Roßbach, so ist für Seydlitz auch jetzt wieder das Gefährliche, das sich als Folge der Verwundung einstellt: Er erleidet einen Schlaganfall und dadurch eine Gesichtslähmung. Oft schwebt er zwischen Leben und Tod. Er kann lange Zeit überhaupt nicht sprechen und wird von Schmerzen gequält.

Der König, der nach dem schwarzen Tage von Kunersdorf selbst seelisch äußerst niedergedrückt ist, denkt oft an seinen verwundeten General. Durch seinen Bruder, den Prinzen Ferdinand, läßt er bestellen: „Sagen Sie Seydlitz, daß ich mehr als er leide! Mein Geist ist kranker als seine Hand."

Zu Ende des Jahres schickt er ihm seine Schrift über Karl XII. von Schweden. Außerdem schenkt er ihm ein wertvolles Pferd aus seinem Stall, den „Tiger".

Die dauernde Anteilnahme des Königs beglückt den General, der voll Ungeduld die Zeit herbeisehnt, da er dem Könige im Felde wieder dienen und ihm so für die Zuneigung danken kann. Inzwischen wechseln sie häufig Briefe miteinander.

In der Zeit, da sich der Zustand des Generals etwas bessert, lernt er in Berlin die junge und schöne Gräfin von Hacke kennen, die er im Frühjahr 1760 heiratet. Beide Eltern der Gräfin leben zu jener Zeit nicht mehr. Ihr Vater war Flügeladjutant beim König Friedrich Wilhelm I. und später Kommandant von Berlin. Als Seydlitz den König um die Erlaubnis zu seiner Heirat bittet, erhält er die kurze Antwort: „Ich wünsche Ihm viel Glück dazu!" Es scheint danach, als sieht der König voraus, was kommt. Die Ehe wird nicht glücklich und muß auch bald wieder geschieden werden.

Vorübergehend ist Seydlitz dann beim König im Lager zu Meißen. Aber Friedrich selbst rät ihm dringend, wieder nach Berlin zurückzukehren, wo er bessere Pflege hat.

Seydlitz mutet seinem geschwächten Körper zuviel zu. In Berlin kommt ein schwerer Rückfall. Es wird ihm unmöglich zu sprechen. Man fürchtet um sein Leben.

Doch er kommt durch die schlimmste Gefahr hindurch. Seine Hoffnung wird zudem belebt durch gute Kunde aus dem Felde. Friedrich hat den Sieg bei Liegnitz errungen. Es ist das Kürassierregiment Seydlitz, das im Geiste seines Führers — der selbst nicht dabei sein kann — ficht.

Der König läßt nach der Schlacht das Regiment gesondert von den anderen vor sich vorbeimarschieren und spricht ihm seinen Dank aus. Dem General schickt er selbst die Siegeskunde nach Berlin.

Im Oktober 1760 brandschatzen Russen und Österreicher Berlin und Charlottenburg. Drei Tage lang hausen sie hier, ziehen dann aber wieder ab. Seydlitz ist zu der Zeit fieberkrank. Trotzdem rafft er sich angesichts der Gefahr auf. Mit einer Freiwilligenschar zieht er auf die ersten Nachrichten vom Herannahen der Feinde hin durch das Köpenicker Tor in den Wald. Dort vertreibt man einen Kosakentrupp. Dann beteiligt er sich persönlich an der Verteidigung. Als die Stadt gegen die Übermacht aber nicht mehr gehalten werden kann, geht er mit der kleinen Truppe nach Spandau. So entgeht er der Gefangenschaft. Der König dankt dem General für die neuen Beweise seiner Aufopferung.

Nach dem Siege bei Torgau im November 1760 läßt der König durch besondere Botschaft an Seydlitz anordnen, daß in Berlin Salut geschossen wird und in den Kirchen Dankgottesdienste abgehalten werden.

Zu Beginn des Jahres 1761 verschlimmert sich Seydlitz' Befinden. Dann aber sehen wir ihn beim König in Leipzig, der ihn dahin ruft: „Die Leipziger Luft wird ihm gesunder als die Berliner sein!"

Die letzten Kriegsjahre

Dann ist es endlich so weit, daß Seydlitz zur Truppe zurückkehren kann.

Der König, der selbst Schlesien verteidigt und Zieten in seiner Nähe behält, gibt Seydlitz dem Prinzen Heinrich zur Hilfe, der Sachsen halten soll.

Denn darauf kommt es für den König jetzt zunächst nur an: Halten, was man hat!

In dieser Aufgabe bewährt sich Seydlitz ebenso wie früher beim stürmischen Angriff.

Im Mai des Jahres 1761 meldete sich Seydlitz beim Prinzen im Lager von Schlettau. Prinz Heinrich hat während der bisherigen Kriegsjahre seine Feldherrnbegabung bewiesen. Zwischen ihm und dem großen Reiterführer besteht schon immer ein gutes Verhältnis. Beide erfüllen nun zusammen in vorbildlicher Weise bis zum Kriegsende die ihnen in Sachsen gestellten Aufgaben. Es gilt, gegen eine etwa doppelt so starke Macht der Österreicher und der Reichsarmee klug zu manövrieren. Es kommt mehr als sonst auf gute Leitung der Truppe an, zumal der alte Kern kriegsgeübter Mannschaft nicht mehr vorhanden ist.

Seydlitz versteht solche Leitung. Seine Pläne baut er oft mit Erkundungen über den Feind auf, die er an der Spitze einer kleinen Schar persönlich anstellt. Hier zeigt er sich ebenso mutig wie klug überlegend. Seinem Befehl untersteht jetzt nicht nur die Reiterei. Er führt gemischte Verbände. Wiederholt kann er die Reichsarmee weit zurücktreiben, zahlreiche Gefangene machen und dem Feinde Vorräte abnehmen.

Die Franzosen, die ins Magdeburgische vorgedrungen sind, weichen vor dem Sieger von Roßbach zurück. Auch die Österreicher unter Daun kann er sich vom Leibe halten. — — —

Im Januar 1762 ist durch den Tod der russischen Kaiserin für Friedrich eine günstige Wendung eingetreten. Die Russen wird er als Feinde los, bald auch die Schweden.

Im Laufe des Jahres hat die Heeresgruppe des Prinzen Heinrich mehrere ernste Gefechte zu bestehen, an denen Seydlitz beteiligt ist. Unter seiner Führung gelingt der Übergang auf das linke Muldeufer. Er stößt auch nach Böhmen hinein und stört das österreichische Heer. Den Hauptschlag aber vollführen die Preußen gegen den österreichischen General Hadik (jenen, der Berlin überfiel) bei Freiberg an der Mulde. Hier vollbringen Prinz Heinrich und Seydlitz die letzte große Waffentat des Krieges.

Nach einem nächtlichen Marsch durch den Wald, der vor dem feindlichen linken Flügel liegt, greift Seydlitz — das Fußvolk führend — am Morgen an. Er selbst stürmt mit den Grenadierbataillonen die Höhen bei Freiberg.

Nachdem der Angriff seine Wirkung getan, kämpft er wieder als Reiterführer, wie damals bei Roßbach und Zorndorf. Und mit der ihm folgenden Reiterei bricht er jeden weiteren Widerstand und treibt die Feinde auf dem Flügel in die Flucht. Ohne sich dann mit der Verfolgung weiter abzugeben, wirft er sich auf den Hauptteil des Feindes. In kühnem Draufgehen schlägt er mit sechs Regimentern sieben feindliche und vernichtet sie.

Als Prinz Heinrich beglückt den Sieg von Freiberg seinem Bruder meldet, weist er lobend auf Seydlitz hin, der den Löwenanteil geleistet.

Der König ist so erfreut über die Siegesnachricht, daß er betont, sie verjünge ihn um zwanzig Jahre. Einige Tage später ist er am Schlachtort, reitet mit Seydlitz das Gelände ab und läßt sich von ihm den Verlauf des Kampfes erläutern. — — —

Endlich ist der Krieg zu Ende. Friedrich ist Sieger über seine zahlreichen Feinde. Und man weiß auch, was Seydlitz dazu beigetragen hat. Als Held steht er neben dem König, von der Reiterei abgöttisch verehrt, in ganz Deutschland berühmt als der Sieger von Roßbach, das leuchtende Vorbild der preußischen Reiterei.

Wenige Friedensjahre und Tod

Nur zehn Jahre des Friedens sind Seydlitz vergönnt. Er wohnt wieder in Ohlau und auf seinem bald nach dem Kriege erworbenen Landsitze Minkowski bei Breslau. Der König überträgt ihm die Aufsicht über sämtliche Kavallerieregimenter Schlesiens und befördert ihn 1767 zum General der Kavallerie.

Neben der Arbeit im größeren Wirkungskreis läßt er sich die Schulung seines Kürassierregiments weiterhin besonders angelegen sein. Die Offiziere drängen sich danach, dort ihre Ausbildung zu erhalten. Und hier wird bester Nachwuchs erzogen. — — —

Einmal wohnt Kaiser Joseph II. einer Truppenbesichtigung bei. Den guten Eindruck, den die Seydlitzkürassiere und ihr Führer auf ihn machen, bekennt er mit den Worten: „Wäre ich Privatmann, käme ich zu Ihnen, um den Reiterdienst zu lernen! Da dies nicht sein kann, wünsche ich, Sie kämen in meine Dienste!" Seydlitz erwidert darauf dem Kaiser: „Majestät werden eine schlechte Eroberung an mir machen! Ich weiß nur einem Herrn zu dienen! Und das ist (er zeigt auf den König) mein gegenwärtiger!"

Gelegentlich einer solchen Besichtigung, die alljährlich im August vor dem Könige stattfindet, verunglückt Seydlitz schwer. Es geschieht auf dem Felde von Leuthen. Mit seinem Pferde gerät er in ein zugewachsenes Soldatengrab. Der Sturz zieht eine schwere Krankheit nach sich.

Die letzten Jahre führt er den erbittertsten Kampf gegen diese Leiden. Aber Kuraufenthalte in Karlsbad und Aachen und die Kunst tüchtigster Ärzte können ihn diesmal nicht retten.

1768 ist er zum letzten Male beim König in Potsdam. Am 8. November 1773 erlöst ihn der Tod von langen Qualen.

Friedrich der Große schreibt über ihn an den Prinzen Heinrich: „Ich teile, mein lieber Bruder, Sein Leid wegen Seydlitz! Ich habe ihn geachtet und geliebt. Ich war überzeugt von der Rechtlichkeit seines Charakters, von seinem Berufseifer und schätze die großen Verdienste, welche er geleistet hat, sehr hoch. Er war in seinem Metier ein außerordentlicher Mann. Die Trauer, welche Sie die Kavallerie anlegen lassen, ist eine seinem Andenken erwiesene Ehre. Aber dieser Beweis der Auszeichnung dringt in die Herzen aller, welche das Verdienst schätzen." — — —

Im Auftrage des Königs schafft der Bildhauer Tassaert für Berlin ein Denkmal des Reiterführers Seydlitz. Auf dem Wilhelmsplatz steht es. Vor ihm spricht Friedrich später die Worte: „Hierher sollten alle Kavalleristen wallfahren wie zu dem Bilde eines Heiligen!"



Friedrich Ludwig Jahn

Nach einer Steinzeichnung von G. Engelbach



MAXIMILIAN STRACK

Jahn, der Vater der deutschen Turnerei

Am Brandenburger Tor zu Berlin

Um das Jahr 1808 gingen Sonntags vieltausend Berliner Philister durch das Brandenburger Tor nach dem Tiergarten, um in den dort gelegenen Gaststätten Bier zu trinken und dabei tüchtig zu kannegießern. Da geschah dann aber einmal etwas, worüber man sich aufregte und verwunderte. Ein riesiger Mann, Ende der Dreißiger, mit frisch gerötetem Gesicht — dessen energische Züge und strahlende, hellblaue Augen jeden in ihren Bann zwangen — kam daher. Sein spärliches Haar und ein langer, wallender Bart ließen ihn älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Ein schlichter, einreihiger langschößiger Rock, dessen Halsschluß durch einen breiten Hemdkragen verdeckt wurde, hob seinen gewaltigen Wuchs noch besonders. Und jede seiner Bewegungen verriet selbstbewußte Kraft und unbeugsamen Willen.

Dieser Mann packte plötzlich einen an ihm vorüberlaufenden Jungen beim Kragen, drehte ihm das Gesicht nach dem Brandenburger Tor — das seines schönsten Schmuckes beraubt war — und fragte ihn:

„Wo ist die Viktoria geblieben? Und was denkst du dir dabei?"

Arglos antwortete der kleine Berliner:

„Die Franzosen haben die Viktoria nach Paris geschleppt. Und ich denke mir nichts dabei!"

Im nächsten Augenblick brannte eine schallende Ohrfeige auf des Jungen Wange. Und er hörte eine eindringlich-gebietende Stimme:

„Ein andermal denkst du dabei, daß du helfen mußt, daß die Viktoria wieder aus Paris zurückkommt und aufs Brandenburger Tor!"

Dies Geschehnis ging wie ein Lauffeuer durch Berlin. Schon am nächsten Morgen wußten es alle.

„O", riefen die Philister, „der Jahn ist verrückt geworden! Schlägt da einen Jungen hinter die Ohren, weil er sich bei der leeren Attika des Brandenburger Tores nichts gedacht hat! Und wir gehen doch alle Sonntage durch das Brandenburger Tor und sehen die leere Attika und denken uns auch nichts dabei!"

Trotz solcher gekränkten Abwehr dachten sie sich von jetzt an aber doch etwas, wenn sie durchs Brandenburger Tor gingen. Und viele unter ihnen haben später

auch ehrlich mitgeholfen, der Siegesgöttin den ihr gebührenden Platz wieder zu erringen.

Der seltsame Mann aber, der so wirksamen Anschauungsunterricht erteilte, war der schon damals im ganzen deutschen Vaterland bekannte Friedrich Ludwig Jahn, der zu der Zeit als politischer Sendbote und Wanderredner die deutschen Gaue durchzog und die Stimmung vorzubereiten half, die das ganze Volk — zunächst in Preußen — befähigte, sich wider die welschen Unterdrücker zu erheben und sie schließlich aus dem so lange geknechteten und ohne Unterlaß in seiner Ehre so tief gekränkten Vaterlande hinauszufegen!

Freilich, bis es soweit war, sollte noch ein halbes Dutzend Jahre vergehen!

Diese Zeit nutzte Jahn treulich aus. Unermüdlich zog er durch die deutschen Lande. Vor allem schärfte er den Jünglingen und Knaben ein:

„Wider jede Ausländerei reden, lehren und handeln! Das Volksgefühl beleben! Die Willenlosigkeit brechen und alle Hirngespinste von Volksohnmacht und Feindesübermacht! — Überhaupt: Deutsch bleiben und deutsch werden!"

Der junge Friedrich Ludwig

Goethe sagte einmal, er habe das Glück einer gänzlich ungeregelten Erziehung genossen. Das hätte Friedrich Ludwig Jahn auch von sich sagen können. Doch daß seine gänzlich ungeregelte Erziehung für ihn stets ein Glück war, darf man bezweifeln.

Jahn ist Priegnitzer von Geburt. Seine Wiege stand im Pfarrhause des Dorfes Lanz bei der kleinen, jetzt tausend Jahre alten Stadt Lenzen an der Elbe. Zu der Zeit erteilten die Landgeistlichen ihren Kindern selbst den ersten Unterricht und bereiteten die Söhne fürs Gymnasium, öfters auch für die Universität vor. Daß aber ein Pfarrerssohn etwas anderes werden sollte als wiederum Pfarrer, schien — namentlich, wenn er der einzige war — undenkbar. Der am 11. August 1778 geborene Friedrich Ludwig Jahn hatte eine überraschende, früh entwickelte Fassungskraft und ein staunenswertes Gedächtnis, so daß der Unterricht dem Vater nicht sonderlich viel Mühe machte. So überließ er den begabten Sohn viel sich selbst. Und der Junge kostete diese Freiheit gründlichst aus. Darüber erzählt er selber:

„Meine Gespielen waren in der Jugend keine Knaben. Mein Vater hielt mich streng von den Bauernjungen entfernt. Die Gefährten des Alten Fritz, Husaren von Zieten, Reiter von Seydlitz und Grenadiere von Schwerin waren meine Gesellschafter. Von den Reitern, die in unser Dorf zur Grasung kamen, lernte ich Reiten, von einem Grönlandfahrer Schwimmen, Laufen und Springen nach Beobachtung der Tiere. Das Klettern sah ich den Affen ab, die sich der Herzog von Mecklenburg in seinem Schlosse zu Ludwigslust hielt, wohin ich wanderte, wenn dort was los war. Meine Lehrer im Fußwandern waren die

Pascher (Schmuggler) meines heimatlichen Dorfes, in deren Geleit ich nach Mecklenburg ging. Ich übertraf bald meine Lehrer in Kenntnis der Stege und Wege. Meine Sinne wurden so scharf und fein wie die eines Wilden in Nordamerika. Das Meer und die Schiffe habe ich zuerst in Wismar gesehen, wohin der eine Lehnschulze selbst seinen Hopfen fuhr. Die Stadt war damals noch schwedisch. Das war der vierte deutsche Staat, den ich im Knabenalter kennenlernte, noch ehe ich auf die Schule in Salzwedel kam. Zuvor aber hatte ich noch von den mecklenburgischen Wildschützen schießen gelernt."

Diese goldene Freiheit hörte mit der Einsegnung nicht ganz auf und setzte sich fort, als er mit vierzehn Jahren auf das Gymnasium zu Salzwedel kam.

Der Herr Pennäler

Jahn trat in die Sekunda des Gymnasiums zu Salzwedel in der Altmark ein. Die Schüler der Oberklassen waren meist „Auswärtige". Sie bezogen selbständig Wohnung bei den Bürgern und nahmen außerhalb der Schulzeit die volle akademische Freiheit der Studenten in Anspruch. Dabei waren sie allgemein der Ansicht, daß die Anfertigung der Schulaufgaben eine durchaus unnütze Zeitvergeudung sei. So hatten sie stets reichlich Muße zu Kneipereien, Keilereien und noch schlimmeren Streichen. Ehrfurcht vor den Lehrern stand nicht im Programm dieser hoffnungsvollen Jünglinge. Viele dienten ihnen lediglich als Zielscheibe des Spottes. So konnte es kommen, daß Keilereien zwischen den verschiedenen Schülergruppen, in Gegenwart der Lehrer, in den Schulzimmern und Hörsälen ausgefochten wurden. So gingen einmal sogar in Gegenwart des Rektors die Hannoveraner gegen die Preußen los. Jahn, angewidert von solchem eigenbrötlerischen Sinn, setzte sich auf den oberen Lehrstuhl und verglich sich dem Rektor gegenüber mit dem Zeus, der Kämpfen zwischen Hellenen und Troern zusah.

Trotz mancher Zurückhaltung war er aber bei den Lehrern nicht beliebt. Er war ihnen zu derb und unfügsam und trat ihnen zu selbständig auf. Sein Steckenpferd war, Lehrer, die ihm nicht zusagten, durch unerwartete Fragen, die manchmal großen Scharfsinn verrieten, in Verlegenheit zu bringen. Zum Überfluß hatte er es auch noch durchgesetzt, daß er von den schriftlichen Arbeiten befreit wurde, weil er bei seinem Vater wenig schriftlich gearbeitet hatte und ihn beim vielen Schreiben der Krampf befiel. So galt er allgemein als ein unerwünschter Zögling, dessen man sich sobald als möglich zu entledigen versuchen wollte.

Bei seinen Mitschülern hatte er, der sehr kräftige Sekundaner, sich aber bald Achtung verschafft. Nach damaligem Brauch wurden die jüngeren Schüler von den älteren auf jede Art geknechtet. Sie mußten ihnen Eßwaren holen und wurden auch sonst zu allerlei niederen Diensten herangezogen. Wenn es ihnen gerade einfiel, so suchten diese älteren Herren Flegel ihren jüngeren Mitschülern

ihre Überlegenheit wohl gar durch körperliche Mißhandlungen beizubringen. Als sie diese Art der Behandlung aber auch bei Jahn versuchten, kamen sie an den Unrechten. Denn mit seiner überlegenen Körperkraft wußte er sie sich stets vom Halse zu halten.

Was dann Wissen und Können anlangte, so stand Jahn seinen Mitschülern erst recht nicht nach; denn er hatte im Unterricht seines Vaters doch weit mehr Kenntnisse gesammelt, als die anderen sich anzueignen für gut befunden hatten.

Bei der Bürgerschaft machte sich Jahn bald durch recht seltsame Streiche bekannt, wovon der ehrsame Leineweber, bei dem er wohnte, ein Lied zu singen wußte. Um in sein im ersten Stock gelegenes Zimmer zu gelangen, erkletterte er öfter einen vor dem Fenster befindlichen Lindenbaum und schwang sich vom nächsten Ast aus hinein. Hier las er sehr viel und hat wohl damals den Grund zu seiner geradezu erstaunlichen Belesenheit gelegt.

Drei Jahre hauste er in Salzwedel. Dann verließ er — wohl nicht ganz freiwillig — Stadt und Gymnasium und ging nach Berlin, wo er als Primaner in das Gymnasium Zum Grauen Kloster aufgenommen wurde.

Hier, wo alles weit ordentlicher zuging, fand Jahn aber weder bei den Lehrern noch bei seinen Mitschülern Verständnis für seine Gedanken und Pläne und blieb darum dieses erste Mal nicht lange in der preußischen Hauptstadt. Eines schönen Tages war er verschwunden. Vor dem Tor am Schafgraben fand man einige seiner Kleidungsstücke, und man nahm an, er sei beim Baden ertrunken. Indes befand er sich auf dem Wege nach seiner Heimat, den er, wie immer, zu Fuß zurücklegte.

Bruder Studio

Vater Jahn schickte nun seinen Sohn nach Halle, mit der Weisung, dort Theologie zu studieren, und Friedrich Ludwig ließ sich dort im Jahre 1796, mit achtzehn Jahren, einschreiben. Aber Theologie zu studieren, daran dachte er schon damals nicht.

Als Vorgänger der heutigen studentischen Korporationen gab es noch vom Mittelalter her die Landsmannschaften, auch „Kränzchen" genannt, in denen sich die Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme und Gaue zusammenschlossen. Hier tobte sich auch das akademische Leben aufs zügelloseste aus; aber hier herrschte auch vorbildlicher Gemeinsinn. Einer trat stets für den anderen ein, teilte mit ihm das Letzte. Der Wohlhabende unterstützte, ja, unterhielt zuweilen sogar den Mittellosen, ohne ihn deshalb über die Achsel anzusehen.

Außer den Landsmannschaften bestanden aber von alters her auch die Orden, die mit jenen stets in heftiger Fehde lagen. Sie umgaben sich mit größter, oft lächerlichster Geheimniskrämerei und wurden deshalb auch bald allenthalben verboten.

Jahns Persönlichkeit wäre nun ganz geeignet gewesen, in dieser Umwelt eine bedeutende, ja, führende Rolle zu spielen! Seine hünenhafte Erscheinung und gewaltige Körperkraft, sein selbstbewußtes Auftreten und eine früh entwickelte hinreißende Beredsamkeit ließen ihn als berufenen Führer in der Studentenschaft erscheinen. Allerdings unterschied er sich in vielen Dingen aufs vorteilhafteste von seinen Kameraden. Mäßig in äußeren Lebensgenüssen, war er anspruchslos in seiner Lebensführung und hielt sich vom leichtfertigen Schuldenmachen frei. Dabei verschmähte er keineswegs, auf Kosten anderer Studenten zu leben, wie er wiederum gutmütig anderen abgab, wenn er etwas hatte.

In den Kämpfen der Studenten unter sich und mit den Außenstehenden stellte er tüchtig seinen Mann und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Landsmannschaften, die ihn durchaus für sich zu gewinnen versuchten. Doch Jahn verabscheute ihr wüstes Gebaren, ihre Roheit und Anmaßung. Und er lehnte es ab, ihnen näherzutreten. Er hielt auch mit seinen Gründen nicht zurück. Dadurch zog er sich natürlich ihre bitterste Feindschaft und ihren grimmigen Haß zu. Zwar war er allen an Körperkraft überlegen und wußte sich ihrer so zu erwehren, daß es auch die berüchtigtsten und gefürchtetsten Raufbolde nicht wagten, mit ihm anzubinden. Aber nun brachte man ihn in Verruf; d. h., man stellte ihn als einen Studenten hin, dem man nicht mit der Waffe Genugtuung zu geben brauchte, und verfolgte ihn nun auf jede Art.

Um endlich Ruhe zu haben, zog er sich einen ganzen Sommer lang in eine Höhle der Umgegend des benachbarten Giebichenstein zurück. Doch auch dort spürte man ihn auf und schritt zu einer förmlichen Belagerung, um seiner habhaft zu werden und ihn mit der Hetzpeitsche zu züchtigen. Jahn aber hatte von dem Vorhaben Wind bekommen und sich auf wirksame Abwehr vorbereitet. Auf einem Felsvorsprung über der Höhle hatte er Steine zusammengetragen. Als nun die Angreifer heranrückten, schwang er sich auf diesen Vorsprung, bombardierte sie mit Steinen und drohte, jeden zu zerschmettern, der ihm zu nahe käme. Das erschreckte die Angreifer, und sie zogen unverrichteter Sache ab. Wurde ihm aber der Boden gar zu heiß, so ging er auf die Landstraße und durchwanderte das deutsche Vaterland. In ihm, wie überhaupt in den Studenten des achtzehnten Jahrhunderts, steckte noch der Wandertrieb der fahrenden Schüler des Mittelalters. Darüber äußerte er sich später folgendermaßen:

„Die Hochschuljahre sind des angehenden Gelehrten Wanderzeit. Da soll er sich weder einpferchen noch verunken. Bei herannahender Mannesreife habe ich im Laufe mehrerer Jahre Deutschland durchwandert zu Lehr und Lust. Ich kenne seine vorzüglichsten Hofstädte, Handelsplätze und Gewerbeorte. Ich kenne den Landbauer und unter ihm wieder den Wucherer, Schwelger, Treiber und Fröhner. Ich kenne zehn hohe Schulen und das Tun und Treiben ihrer Gelehrten und Schüler."

Ohne seine Wanderungen wäre Jahns spätere Wirksamkeit unmöglich gewesen. Denn wandernd lernte er die breiten Volksschichten, die Bauern, Knechte und Tagelöhner, die Handwerksgesellen und Handwerksburschen, die Arbeiter und

sonstigen „kleinen Leute“ kennen. Er vertiefte sich in ihr Geistes- und Gefühlsleben. Und wo er Beziehungen anknüpfte, wußte er mit seiner gewaltigen Beredsamkeit zu fesseln und fortzureißen.

Seine wissenschaftlichen Studien allerdings — der eigentliche Zweck des Hochschulbesuchs — sind dabei nicht völlig zu ihrem Rechte gekommen. Das vom Vater gewünschte Theologiestudium hat er bald aufgegeben. Trotz aller Frömmigkeit spürte er keine Neigung zum Seelsorgerberuf und wußte sehr genau, daß ihm seine Gaben ein ganz anderes Feld der Betätigung zuwiesen. Das Ziel all seines Denkens und Strebens war das Glück und Gedeihen seines deutschen Vaterlandes. Daran wollte er mitarbeiten aus ganzer Kraft, mit all seinem Wissen und Können. In der Vorbereitung auf diese Lebensaufgabe sah er auch den Zweck seines akademischen Studiums. Doch alles, was sich auf Vaterland, deutsche Geschichte, Sprache, Volksart und Sitte bezieht, wurde zu seiner Zeit sehr stiefmütterlich behandelt, ja, wurde gröblichst vernachlässigt. Gerade das erkannte Jahn als das Wichtigste zur Lösung seiner Lebensaufgabe. Er sagte:

„Die Hörsäle der Geschichtslehrer auf den Universitäten stehen leer. Die Jünglinge hören auf der Schule nichts vom Wert der Geschichte und sollten auf Universitäten die edle Zeit mit Geschichte verderben? Sie sollten sich nun bemühen, die Geschichte des Landes kennenzulernen, das sie erzog, dem sie künftig dienen wollen, von dem sie Ehren und Ämter heischen und von dem sie in der Folge Brot verlangen? Bei der künftigen Amtsprüfung fragt ja kein Examinator danach. Im Sommer 1798 las in Halle der Professor X. über die Geschichte der preußischen Staaten. Das Kollegium war gewiß in zehn Jahren von keinem gelesen worden. Und doch waren unter 800 Jünglingen kaum zehn anzutreffen, die Trieb besaßen, die Geschichte ihres Vaterlandes zu wissen...“

Jahn wandte sich nun mit Eifer gerade diesen Fächern zu und hat in ihnen, trotz seines unsteten Lebens, eifrig und gewissenhaft gearbeitet. Er verfaßte dann als einundzwanzigjähriger Student eine Schrift „Über die Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche“, in der er in schwungvoller Begeisterung für die Größe Preußens zeigt, wie wenig das Volk sich der ruhmreichen Vergangenheit bewußt ist. Er macht Vorschläge, wie hier zu bessern ist, wie die Taten der Preußen in allen Hütten zu verkünden sind, ohne daß die Jugend das Notwendige versäumt, ohne daß die Einwohner das Geringste verlieren. Da soll man Ehrensäulen und Denkmäler errichten an den geschichtlich denkwürdigen Plätzen. Man soll im Kalender an Stelle der katholischen Heiligen Namen setzen wie Friedrich, Schwerin, Seydlitz, Zieten oder Fehrbellin, Roßbach u. a. Man soll die Erinnerungen an die großen Begebenheiten alljährlich feiern. Jede Stadt die ihren, im ganzen Lande aber den 15. Februar, da 1763 der Hubertusburger Frieden geschlossen wurde, und den 18. Januar, den Krönungstag des ersten Preußenkönigs. Insbesondere soll der Lehrstand die Vergangenheit des Vaterlandes studieren, damit er der Jugend durch den Geschichtsunterricht Vaterlandsliebe erwecke, damit die Stimme des Lehrers, der wirkliche, gründliche Kenntnis der vaterländischen Geschichte besitzt und etwas mehr als ein überkleidetes Ge-

rippe seinen Zöglingen zeigt, nicht so verhallt wie die eines einsamen Wanderers im öden Gemäuer.

Nach einem längeren Aufenthalt in Jena und einem kürzeren in Greifswald, von wo er nicht freiwillig schied, sah er seine Studien als beendet an, ohne ihnen durch irgendeine Prüfung den Abschluß zu geben.

„Fritz" und seine Jungen

Die Frage: „Was nun?" wäre nach diesem abgebrochenen Studium wohl eine bange gewesen — für Jahn nicht. Frisch packt er an, was sich ihm bot. Und er tat einen guten Griff: Er übernahm in Neubrandenburg die Stelle des Hauslehrers bei den Söhnen eines Barons Lefort und vertauschte sie später mit einem ähnlichen Posten. Der Unterricht, den er hier erteilte, war sehr eigenartig; aber er erwarb ihm die begeisterte Liebe und Verehrung seiner Zöglinge. Einer von ihnen urteilt darüber:

„Täglich abends 6 Uhr kam Fritz (ein angenommener Name Jahns, unter dem er sich seinerzeit in Greifswald aus Gründen seiner persönlichen Sicherheit hatte einschreiben lassen) mit seinen Zöglingen zum ‚Kropf', einer Badestelle am See, und unterrichtete nicht nur seine Eleven, sondern auch andere Knaben, die er dort fand und die alle damals noch wie die Hunde plumperten, im regelrechten Schwimmen. Hier entwickelte er bald sein ungewöhnliches Talent, Knaben an sich zu ziehen, zu fesseln und unbedingt zu leiten. Ohne sein Zutun sammelte sich eine Schar von zwanzig bis dreißig Knaben um ihn, die ihn nichts angingen und die er oft nicht einmal dem Namen nach kannte. Nach beendetem Bade begleitete ihn die Schar dieser Freiwilligen nach Belvedere. Hier lehrte er Laufen, Klettern, Springen, besonders aber Ringen. Er teilte den Haufen in zwei an Kraft und Gewandtheit etwa gleiche Parteien. Die einen besetzten Belvedere, die anderen stürmten es. Oder die einen waren ‚Diebe', die sich zerstreuten und von den anderen, den ‚Wächtern', aufgesucht und ergriffen wurden, was bis 9 Uhr und länger dauerte und wobei halsbrecherische Sprünge genug vorkamen. Zerrissene Kleider und blutige Köpfe waren dabei alltägliche Erscheinungen. Abhärtung gegen jede Unbill der Natur, Übung aller Kräfte, mit Hinweisung auf die Notwendigkeit, die deutsche Nation zu einer mannhaften, dem fremden Feinde gewachsenen, zu erziehen, das war überall sein Augenmerk. Als der Spätherbst jenen Spielen ein Ende machte, mußten wir Beile und Spaten mitbringen, Buschwerk und kleine Pfähle hauen. Er lehrte uns Faschinen binden und mit deren Hilfe an dem steilen Ufer Steige, Treppen und Rasenbänke anlegen. Im Winter ging's nach dem Hohlweg hinter dem neuen Krug. Dort hing der Schnee in schönen großen Wolken am Rande. Es war eine Lust von oben hinein — und auch wohl durch — zu springen, wobei die Wolke zuweilen abbrach und man in der weichen Schneehülle den Abhang hinunterkollerte.

Mit seiner Kleidung war es im Anfang seines Aufenthaltes in Neubrandenburg schlecht bestellt. Die Röcke waren unter den Armen selten heil, oft sehr zerrissen. Einige Knaben waren dreist genug, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er erwiderte scherzend, daß der Rock schon ein alter treuer Diener sei und daß es stets mehr auf den Mann, als auf die Kleidung ankomme."

Diese Art des Unterrichts hat beste Früchte getragen. Seine Schüler sind nachmals mutige, wehrhafte, vaterlandliebende Männer geworden. — —

Drei Jahre blieb Jahn in Mecklenburg, das er sehr lieb gewonnen hatte und wo er sich des besten Rufes erfreute. Er hat dort aber seine Zeit auch noch auf andere Weise wohl genützt. Er fertigte mehrere Entwürfe zu wissenschaftlichen Arbeiten an, die er 1805 mit nach Göttingen nahm. Eine davon, „Zur Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes", hat er vollendet. Er hoffte wohl, sich auf Grund ihrer zu habilitieren und so nach manchem Sturm Ruhe und gesicherte Lebensstellung zu finden.

Es sollte anders kommen! Ein ruhiges Leben sollte ihm nicht zuteil werden!

In Preußens Niederbruch

Von Jena aus begab sich Jahn zwecks ungestörter Vorbereitung auf seine erste Vorlesung nach Goslar und wurde hier recht unsanft vom Schreibtisch fortgerissen. Der Krieg zwischen Preußen und Napoleon war unvermeidlich geworden. König Friedrich Wilhelm III. hatte in dem Bestreben, seine Neutralität gegenüber Frankreich zu wahren, die günstigen Gelegenheiten, Napoleon für die vielen Beleidigungen und Verletzungen der eingegangenen Verträge zur Rechenschaft zu ziehen, ungenützt vorübergehen lassen und mußte nun — von dem rohen, übermütigen Emporkömmling aufs äußerste gereizt — im ungünstigen Augenblick, gerade als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, zu den Waffen greifen.

Es kam, wie es kommen mußte: Im Gefecht bei Saalfeld, am 10. Oktober des Unglücksjahres 1806, wurde die preußische Vorhut vernichtet. Ihr Führer, Prinz Louis Ferdinand, starb den Heldentod. Vier Tage später, am 14. Oktober, wurden die Preußen in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt trotz tapferster Gegenwehr vernichtend aufs Haupt geschlagen.

Die Kunde vom Ausbruch des Krieges erreichte Jahn in Goslar, als er sich mitten in seinen wissenschaftlichen Arbeiten befand. Nun aber, als das Unheil — das er lange hatte herannahen sehen — wirklich hereingebrochen war, litt es ihn nicht mehr am Schreibtisch. Er legte die Feder aus der Hand und machte sich auf den Weg, von dem glühenden Wunsche beseelt, seine Schuldigkeit zu tun und zu helfen, wo es sei und wie es in seinen Kräften stand. In späteren Aufzeichnungen erzählt er:

„Da ging ich auf und davon, um zum Heere zu eilen, das sich in Thüringen zusammenzog. Abmahnungen waren fruchtlos. Ich meinte, ich wäre zu gebrauchen, weil ich das glaubte, hielt ich es für Pflicht und Schuldigkeit, meine willigen Dienste zu bieten. Als ich den Harz überstiegen, nahm ich in Nordhausen einen Paß und schlug die Straße nach Weimar ein. In Frankenhausen wurde ich wegen einer Karte von Thüringen als Kundschafter verdächtigt, den andern Tag aber in allen Ehren aus der Stadthaft entlassen. Auf dem Wege nach Artern hörte ich das Schießen, den Geschützdonner und das Entladen des Gewehrfeuers. Das kam mir bedenklich vor, weil ich die Stellung der Heere verwechselte und wähnte, die Sachsen müßten mit dem Rücken gegen Dresden und mit dem Gesicht gegen Straßburg stehen, die Preußen Berlin im Rücken und die Augen gegen Mainz haben ... Ich ging auf Jena zu. Es war gerade am Schlachttag. Ich sah die letzten Kämpfe des linken Flügels, die gänzliche Niederlage und nahm den geradesten Weg nach Magdeburg über Artern. Hier kam ich mit Flüchtlingen von mehr als zwanzig Regimentern in der Nacht an. Mehrere Versuche, die hier Fliehenden zu sammeln und zu ermutigen, mißlangen. Es waren dort ungefähr 3000, ein Drittel ganz, ein Drittel halb, das letzte unbewehrt. Kein Offizier war bei ihnen. In der Nacht bekam ich — erst in mein neunundzwanzigstes Jahr getreten — graue Haare. Am folgenden Tage sah ich den verwundeten Herzog von Braunschweig durchtragen. Die Flucht wogte unaufhaltsam. Das war ein Greuel! Tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben!"

Jahn blieb beim Heere als „freiwilliger Flüchtling". Nichts blieb ihm erspart, nicht die Schurkerei von Prenzlau, nicht der Verrat von Stettin, noch die Plünderung von Lübeck, wo sich der alte Blücher nach verzweifelter Gegenwehr mit 20000 Mann den 80000 Franzosen ergeben mußte, weil er „keine Patrone und keine Rinde Brot" mehr hatte. Als Jahn sich endlich aus dem Flüchtlingsschwarm löste, war es mit seiner Ruhe und Sammlung für wissenschaftliche Arbeiten endgültig vorbei. Wieder griff er zum Wanderstabe, aber nicht mehr, um zu sehen und zu lernen, sondern um zu wirken. Er war innerlich aufs tiefste erschüttert und sprach das ergreifend aus in seinen Lebenserinnerungen:

„Ich habe das Leid des Vaterlandes tiefer gefühlt, als mancher andere. Und überall kam mein Wille zu spät; umsonst blieben meine hundertmeiligen Irrfahrten. Ich überstand den Krieg und überlebte den Frieden. Ein edeltätiger deutscher Biedermann gab mir eine Freistätte. So verspürte ich für meine Person nur wenig von den Nachbüßungen meines Vaterlandes. Allein, müßig sein und zuschauen im Greuel der Zerstörung, gilt mir als wahre Vernichtung! Es gibt kein Stillmittel gegen die Anforderungen des Herzens als Tätigkeit, gegen die Grübelgespenster, womit der Geist sich plagt, keine Bannung als Beschäftigung!"

Freilich hat er mit diesen allzu bescheidenen Worten seine Vaterlandsopfer übergangen.

Hinauf zum Licht

Für Preußen galt es, den Mut nicht zu verlieren und auf das Ziel der Befreiung im stillen hinzuarbeiten. Viele beherzte Männer sammelten sich zu Geheimbünden. So entstand der sogenannte „Tugendbund" in Königsberg, dem Jahn übrigens nicht selber angehörte. Es entstand u. a. auch der „Deutsche Bund", den Jahn 1810 gründete.

Jahn hat in all den Jahren die weitesten und erfolgreichsten Wanderungen im Vaterlande unternommen und hat hierbei auch den Regierungen Stein und Hardenberg wichtige Dienste geleistet. Der Sorge um das tägliche Brot, die bei seiner Anspruchslosigkeit nie eine große Rolle in seinem Leben spielte, enthoben ihn vaterländisch gesinnte Freunde. Es ist das auch ein strahlendes Zeichen dafür, daß diese Freunde — die Glieder einer großen, unsichtbaren Gemeinde — sich verstanden und vertrauten und halfen, ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft. Alle Unterschiede waren verwischt. Die vornehmsten Kreise hießen den derben, sich über alle gesellschaftlichen Formen hinwegsetzenden Mann willkommen, weil sie seinen Rat, seine Erfahrung und seinen Einfluß zu schätzen wußten. Er half die geheimen Fäden knüpfen, welche die Vaterlandsfreunde verbanden, und war überall zu finden, wo sich etwas vorbereitete zum Besten des Vaterlandes. Er war mit allen Führern der Bewegung bekannt, in alle ihre Pläne eingeweiht und suchte zu helfen, wo er konnte.

Jahn war für diese Tätigkeit geeignet wie kein anderer. Seine gründliche Kenntnis von Land und Leuten kam ihm jetzt zustatten. Er verstand besonders, das einfache Volk zu gewinnen. Er suchte den Bürger wie den Bauer auf der Landstraße oder in den Schenken auf und führte ihn durch seine packende Beredsamkeit, durch seine volkstümliche Logik und seinen schlagenden Witz auf das eine, was nottat, hin. Geschickt pflanzte er den Stachel des Hasses gegen die Fremdherrschaft in ihre Herzen. Bunte, erlebnisreiche Fahrten füllten seine Zeit aus. Und trotzdem fand er noch Gelegenheit, sich in wirksamster Weise schriftstellerisch zu betätigen.

Das deutsche Volkstum

Was von Schriftwerken den Namen Jahns in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus vor allem bekannt, ja, berühmt machte, führt den Titel: „Das deutsche Volkstum". Schon im Jahre 1806 hatte er das Werk begonnen. 1808 schloß er es ab und ließ es im nächsten Jahre in Lübeck erscheinen, das damals französisches Gebiet war.

Das Wort „Volkstum" ist eine Neubildung Jahns, der überhaupt zu den großen Sprachbildnern und Sprachschöpfern unseres Volkes zählt. Daher kam es auch wohl, daß die französische Polizei in Lübeck dem Erscheinen des Werkes

keine Hindernisse bereitete, weil sie es einfach nicht verstand. Jahn erklärte dieses Wort in seiner Schrift so:

„Lange schon fand man in jedem Volke ein unnennbares Etwas. Man gewahrte, daß selbst aus der Umwälzungen Wut und Not jenes Ungenannte nachwirkend und nachhaltig hervortrat, neuwurzelnd im Guten, neuwuchernd im Bösen. Das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungstätigkeit, das ist Volkstum."

Strafend hielt Jahn seinen Landsleuten vor, daß sie ihr Volkstum verleugnet hätten und daß hierin die Ursache des Verfalls, die Wurzel alles Übels zu erblicken sei. Seiner Auffassung nach aber war das Volk eines Hermann und Luther zum Höchsten in der Menschheit berufen. Dann heißt es weiter:

„Der Name ‚Deutsch' war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Beehrungswort. Ein deutscher Mann, ein deutsches Wort, ein deutscher Händedruck, deutsche Treue, deutscher Fleiß — alle diese Ausdrücke zielen auf ein festbegründetes Volkstum. Vollkraft, Biederkeit, Geradheit, Redlichkeit und ernstes Gutmeinen sind die Kleinode unseres Volkstums."

Mit heftigen Worten geißelt Jahn die Kleinstaaterei, die Stammeseifersucht und vor allen Dingen die widerwärtige, abscheuliche Ausländerei:

„Der deutsche Kleinstädter und Philister, der darum allein den Menschen Wert beilegt, weil sie mit gleichem Wasser getauft, mit dem nämlichen Stocke gezüchtigt, weil sie denselben Kot durchtreten oder von Jugend auf gleiche Klöße, Fische und Würste mit Salat gegessen, der nichts Tieferes kennt als die Pferdeschwemme, nichts Höheres als den Wetterhahn auf dem Glockenturm, der ist schuld daran, daß den Deutschen jedes Gefühl für ihren Wert abhanden gekommen ist.

Bei uns ist der Bürger auch nirgends mehr zu Haus als im Ausland und nirgends weniger heimisch als im Vaterland ... Unglückliches Deutschland! Die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst, dir unwissend, durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig und durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Überwinder so vielfach in einem anderen Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten."

Darum ruft Jahn nach Neubelebung des Volkstums, volkstümlicher Erziehung, Verfassung und Verwaltung. Er fordert, daß in den Mittelpunkt der Jugenderziehung der Unterricht in der Muttersprache gestellt werde.

„In einer Sprache nur wird man groß! Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. Ist es nicht so in vielen vornehmen Häusern, daß der Sohn und die Tochter, sowie sie den Windeln entsprangen und die ersten unvernehmlichen Naturlaute zu stammeln begannen, von einem Franzosen oder einer Französin ergriffen worden! Diese, oft das loseste, leichteste Gesindel, das von dem eigenen Vaterlande aus-

gestoßen war, den groben und dummen Alemannen aber immer noch gut genug schien! Diese treiben acht bis zehn Jahre mit den armen Kindern ihr welsches Spiel und tauchen sie so lange in die französische Zierlichkeit unter, bis die rauhe deutsche Rinde ihnen abgeglättet deucht.

Die Muttersprache wird gewöhnlich ganz vergessen. Von ihr kann das Notwendige von den Bedienten und Stallknechten und Jägern gelegentlich noch immer gelernt werden! Es ist ja die Sprache der Langeweile, Dummheit und Grobheit! Für Bauern und Bürger allenfalls gut genug, weil sie keine bessere haben! Aber nicht für Fürsten und Herren!"

Unzählbar sind die goldenen Worte, die Jahns „Deutsches Volkstum" enthält. Es gilt neben Fichtes „Reden an die deutsche Nation" und Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit" als das herrlichste Schriftdenkmal jener Tage. Und es sollte noch heute von der deutschen Jugend fleißig gelesen werden!

Zumal Jahn in seinem vortrefflichen Buche zur Zeit traurigster Zerrissenheit ein einiges Deutschland, ein volkstümliches Heer- und Staatswesen fordert. Diese Forderungen und der Ton, in dem sie vorgetragen wurden, erregten größtes Aufsehen. Viele der geistigen Führer der damaligen Zeit begrüßten das Werk begeistert. Der große Feldherr der Befreiungskriege, Fürst Blücher von Walstatt, nannte es das deutscheste Wehrbüchlein, das je geschrieben wurde.

Als Vater der deutschen Turnerei

Jahn ließ es aber nicht bei guten Lehren bewenden. Er säumte nicht, die gepredigten Grundsätze in die Tat umzusetzen, besonders durch die körperliche Ertüchtigung der Jugend.

Ähnlich wie einst in Neubrandenburg, sammelte er in Berlin — wo er an der Plamannschen Erziehungsanstalt vorübergehend eine Lehrerstelle bekleidete — Knabenscharen um sich, zog mit ihnen ins Freie und unterrichtete sie in allerhand Leibesübungen.

Im Jahre 1811 errichtete er in der Hasenheide den ersten deutschen Turnplatz. Geradezu aus dem Nichts schuf Jahn alle Einrichtungen dieses Platzes, besorgte er die Turngeräte und das sonstige Zubehör. Er bildete sie alle nach irgendeinem in der Natur vorhandenen Muster.

Zuerst kamen Spring- und Klettergeräte. Zwei Springel, einer zum Hoch-, einer zum Stabspringen, waren in die Erde gerammt. Zum Weitsprung diente ein Graben. Zum Klettern wurde in den Zweigen zweier nebeneinanderstehender Fichten eine Rahe angebracht und daran ein Klettertau befestigt. Auch wurde eine Leiter daran gelegt. Dem Reck diente ein starker Baumast zum Vorbilde. Danach wurde in einfachster Form ein hölzernes Pferd zusammengezimmert, worauf der Barren folgte. Weitere Geräte gab es nicht.

Die Übungen an den Geräten, die man hier ausführte, erweiterte und verbesserte, verfeinerte und vervollständigte man stets. Sie sind der Anfang unseres heute so hoch entwickelten Kunstturnens.

Den Zeitgenossen war dieser erste Turnplatz, waren die Übungen, die darauf betrieben wurden, etwas völlig Neues. Bald strömten große Menschenscharen nach der Hasenheide, um das neue Schauspiel zu genießen. Viele Jünglinge und Knaben begeisterten sich daran so sehr, daß sie stürmisch verlangten, in die Reihen der Turner aufgenommen zu werden.

Mit besonderem Wohlgefallen beobachtete man, daß die Zucht unter den Turnern eine ausgezeichnete war, weil jeder mit Ernst und Würde der Sache anhing.

„Bist du ein Turner und sprichst und tust solches?" war die gewöhnliche Zurechtweisung Jahns, wenn ein Verstoß vorkam.

Aber nicht nur der Berliner Kleinbürger fand sich als Zuschauer ein. Auch Männer von Rang und Namen erschienen. Eine besondere Freude war es für die Turnerschar, als einmal der alte Blücher auf dem Turnplatz sich einstellte und nachher in herzlichen Ausdrücken lobte, was er hier geschaut. Die Turner sollten mit ihren Übungen bis zum 24. Jahre so fortfahren, meinte er — so könne er ihnen ein gesundes, fröhliches Alter und die schönsten, besten Frauen versprechen.

Bald darauf erschien auch der Kronprinz (der spätere König Friedrich Wilhelm IV.) auf dem Turnplatz. Und die erste Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1814 wurde durch die Gegenwart aller Prinzen und Prinzessinnen verherrlicht.

Infolgedessen wurde die neue Turnkunst in den nächsten 6 Jahren nicht nur von den höchsten Kreisen geduldet, sondern auch von den Behörden wohlwollend behandelt und unterstützt. Denn diese hatten, besser als einige kurzsichtige Schwärmer, erfaßt, welche Bedeutung die körperliche Ertüchtigung der Jugend für die Wehrhaftmachung des Volkes und die Befreiung des Vaterlandes haben mußte.

Auch eine äußere Ehrung ist dem Begründer deutscher Turnkunst zuteil geworden: Im Jahre 1817 verlieh ihm die Kieler Universität die Ehrendoktorwürde.

Mit Lützows wilder, verwegener Jagd

Die Würfel waren gefallen. Von dem großen, 600000 Mann starken Heere, das Napoleon nach Rußland geführt, waren nur wenige Tausend übriggeblieben, die zerlumpt, verhungert, krank und elend nach Deutschland zurückkehrten, wo sie noch vor wenigen Monaten sich als die Herren gebärdet und das Volk in niederträchtigster Weise mit Füßen getreten hatten. Obgleich die preußischen Festungen zum großen Teil noch in der Hand der Franzosen waren, regte sich

überall der Geist des Aufruhrs und des Widerstandes. Der König von Preußen siedelte nach Breslau über und erließ von dort aus den „Aufruf an mein Volk". Hier wurde auch die Aufforderung zur Bildung Freiwilliger Jägerkorps bekanntgegeben.

Jahn war in dieser ganzen Zeit nicht müßig gewesen. Er war begeistert und von den kühnsten Hoffnungen erfüllt. Denn nun schien das, was er jahrelang verkündet und gelehrt, wofür er gelebt und gelitten, in Erfüllung zu gehen. Er schürte in Berlin unablässig zum Aufstande wider die Franzosen. In seinem einfachen Zimmer versammelte er seine Turner, Offiziere und andere Gesinnungsfreunde, die er zur Tat ermutigte und mit denen er neue Pläne entwarf.

Nachdem aber der König Berlin verlassen hatte, war auch er in der Hauptstadt nicht mehr sicher. Denn er war eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten Berlins geworden und hatte bereits auch die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich gelenkt.

So machte er sich denn eines Abends im Februar mit seinen Freunden Friesen und Dürre und einigen seiner Anhänger vom Turnplatz auf den Weg nach Breslau. Unter mancherlei Gefahren, großen Schwierigkeiten und ungewöhnlichen körperlichen Anstrengungen erreichten sie es.

Jahn hatte nicht die Absicht, in das stehende Heer einzutreten. Er war sich wohl bewußt, daß er sich in den militärischen Drill nicht würde einfügen können. Mit umso größerer Begeisterung aber trat er in das Korps der Freiwilligen Jäger ein, das außerhalb des eigentlichen Heeresverbandes stand und zu dessen Kommandeur ein ehemaliger Schillscher Offizier, der Major v. Lützow, ernannt wurde.

Zunächst beteiligte sich Jahn als Werber für das Freikorps und entfaltete im „Goldenen Zepter" zu Breslau, wo sich die Werbestelle befand, eine eifrige Tätigkeit. Darauf erhielt er als Leutnant den Befehl über das 3. Bataillon der Freischar, die am 28. März 1813 im Kirchlein zu Rogau am Zobten vereidigt und eingesegnet wurde und am nächsten Tage ins Feld zog.

Indessen erfüllten sich Jahns Erwartungen nicht, und die Verwendung, die das Korps fand, bereitete ihm die herbsten Enttäuschungen. Kraft und Begeisterung verkümmerten auf fruchtlosen Hin- und Herzügen.

Der Auftrag, den Scharnhorst dem Korps erteilte, nach Westfalen aufzubrechen und dort den Aufstand zu entfachen, konnte nicht ausgeführt werden. Denn nach der unglücklichen Schlacht bei Groß-Görschen mußte der Rückzug angetreten werden. Nun wurden die Lützower dem Heer des russischen Generals Walmoden unterstellt.

Damit war die Hoffnung, daß dies Korps den Kern eines großen deutschen Volksheeres bilden würde, zerstört. Der berittene Teil des Korps wurde nach einem kühnen Streifzug, der bis nach Franken hineingeführt hatte, auf dem Rückzuge von dem württembergischen General v. Normann auf Befehl Napoleons am 17. Juni bei Kitzen, in der Nähe von Leipzig, überfallen und fast aufgerieben. Nach Ergänzung und Neubildung — an der Jahn wiederum großen Anteil hatte —

erwarben sich die Schwarzen Jäger im Gefecht an der Göhrde am 16. September durch ihre kühne Verwegenheit glänzenden Ruhm. Viele der Tapferen ließen hier ihr junges Leben, unter ihnen mehrere Lieblinge Jahns vom Turnplatz.

Im Dezember wurden die Schwarzen Reiter im Kriege gegen die Dänen verwandt. Sie kamen jedoch, an den Rhein geführt, zu spät an und wurden nach Friedensschluß, im Jahre 1814, aufgelöst.

Enttäuscht und grollend hatte sich Jahn schon vorher von dem Korps getrennt.

Undank ist der Welt Lohn

Damit war Jahns Lebenswerk eigentlich beendet. Verbittert und enttäuscht, tat er dennoch seine Pflicht. Aber Lorbeeren waren ihm nicht mehr beschieden. Wie an so vielen ausgezeichneten und um das Vaterland verdienten Männern haben auch an ihm Undank und Niedertracht sich offenbart.

Zwar wurde er 1814 noch für einige Zeit der Generalkommission für deutsche Bewaffnungsangelegenheiten zugeteilt. Auch hier tat er eifrig seine Pflicht. Jedoch bereitete ihm diese Tätigkeit keine rechte Freude.

Noch im Jahre 1814 kehrte er nach Berlin zu seinem geliebten Turnplatz in der Hasenheide zurück und nahm dort seine Tätigkeit wieder auf.

Dann rief das Vaterland die wehrhaften Turner vom Turnplatz zum letzten großen Freiheitskampfe. Jahn selbst wurde von Hardenberg nach Paris beschieden. Hier erregte er besonders durch eine Rede — mit der er die Herabnahme des aus Venedig entführten Siegesgespanns begleitete — Aufsehen. „Ein weiser Mann" — sagte er — „wird sich hüten, so unbändige Tiere in seinen Marstall zu stellen. Allein die Eroberer sind ein verblendetes Geschlecht. Noch hat sich jeder Weltumraser am Ende festgerannt. Nur das, was gerecht erworben ist, hat Dauer. Unrecht Gut besudelt den Hehler wie den Stehler."

In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich erneut der Pflege der Turnkunst. Er wirkte aber auch in Wort und Schrift durch Aufsätze und Vorträge fleißig für die von ihm gegründete „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache". 1816 erschien ferner die von ihm und seinem Schüler Eiselen herausgegebene „Deutsche Turnkunst", die den Bericht über die Entstehung der Sache, die bis dahin in den Gebrauch gekommenen Übungen und ihre Betriebsweise enthielt.

Bald danach setzte in Deutschland die schwärzeste Reaktion, widerwärtigste Demagogenriecherei und Gesinnungsschnüffelei ein. Bei dem unbeschränkten Einfluß, den Jahn auf die ihn vergötternde Jugend ausübte, und bei seiner Unzufriedenheit mit den geringen Erfolgen der großen deutschen Freiheitsbewegung und seiner Erbitterung über die elenden Zustände im Vaterlande — der er häufig allzu leidenschaftlich und unvorsichtig Ausdruck verlieh — war es kein Wunder, daß auch er in Verdacht umstürzlerischer Umtriebe geriet.

1819 wurde der Turnplatz von der Regierung gesperrt, Jahn wurde verhaftet und von Festung zu Festung geschleppt. Zuletzt brachte man ihn nach Kolberg.

Nun machte man ihm den Prozeß. Und es half ihm nichts, daß der verständige, vorurteilslose Untersuchungsrichter — der auch als Dichter sehr bekannte Kammergerichtsrat E. Th. A. Hoffmann — ausdrücklich erklärte, daß alle gegen Jahn erhobenen Anschuldigungen gegenstandslos seien. Er, der dem Vaterlande alles geopfert hatte, wurde in Breslau zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt.

Zwar hob das Oberlandesgericht in Frankfurt an der Oder das ungeheuerliche Urteil auf und beließ ihm sein Gehalt von 1000 Talern; aber sein Aufenthaltsrecht wurde beschränkt, und er wurde unter Polizeiaufsicht gestellt.

Grollend und gebrochen, zog er sich nach Freiburg a. U. und von da nach Kölleda zurück. — —

Erst beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840) geschah ihm volle Genugtuung. Die Polizeiaufsicht wurde aufgehoben, und Jahn erhielt das Eiserne Kreuz, das man ihm so lange vorenthalten. Mißgeschick aber verfolgte ihn auch jetzt noch. Sein Wohnhaus und seine Bücherei wurden ein Opfer der Flammen. Beim Feuer verbrannten alle seine handschriftlichen Darstellungen und Entwürfe, darunter die Vorarbeiten zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und zu einer Geschichte der Lützower Freischar. Für den Neubau seines Hauses sorgte eine von seinen Freunden ins Werk gesetzte öffentliche Sammlung. Die verbrannten Papiere aber waren unersetzlich.

Noch einmal war es ihm vergönnt, in der Öffentlichkeit zu wirken. Im Jahre 1848 wählte ihn der Wahlkreis seines Wohnortes in die Deutsche Nationalversammlung. Doch selten hat er hier das Wort ergriffen. Eine seiner dort gehaltenen Reden sollte aber der Vergessenheit entrissen werden! In ihr forderte er — was erst fast ein Vierteljahrhundert später Bismarck verwirklichen sollte — das erbliche deutsche Kaisertum unter Preußens Führung.

Am 15. Oktober 1852 starb Friedrich Ludwig Jahn.



Scharnhorst

Nach einem Stich von F. Müller



URSULA COLELL

Scharnhorst, der Reformator des preußischen Heeres

Schlichte Jugend

Das Jahr 1775 neigt sich dem Ende zu. Überall in deutschen Landen feiert man das Martinsfest, knuspert die erste Gans im Ofen, jubeln die Kinder.

25 Stunden nach dem Martinstage wird in Bordenau im Hannoverschen dem Pächter Ernst Scharnhorst und seiner Ehefrau ein Sohn geboren, auf den der Vater später die größten Hoffnungen setzt, der alles das erreichen soll, was ihm versagt geblieben.

Gerhard Scharnhorst verlebt die ersten Jahre seiner Kindheit in vollkommener Freiheit. Und da er, frisch und aufgeweckt, überraschend gescheite Fragen stellt, ist er des Vaters Liebling, der von ihm zu sagen pflegt: Der Junge muß einmal ein Professor werden!

Doch nur zu bald hat die erste sonnige Kindheit ein Ende. Schon früh tritt der Ernst des Lebens an den kleinen Scharnhorst heran. Das Leben der Eltern hat sich zum Nachteil verändert. Die Pachtstelle des Vaters liegt tief und einsam in der Heide; die Arbeit der Mutter ist hart und schwer. Jede Hand wird gebraucht; keine Sekunde darf ungenützt verstreichen. Gerhard Scharnhorst zieht mit den Schafen bei Wind und Wetter in die Heide. Blitz und Hagel tun ihm nichts. Bald wird aus dem sorglosen, fröhlichen Kind ein ernster Knabe, der mit offenen Augen und wachen Sinnen die Natur und das Leben um sich zu ergründen sucht. Der Schulunterricht in einer Dorfschule ist nur sehr kärglich. Außer Schreiben und Lesen gibt er dem kleinen Gerhard nichts. Mit zunehmendem Alter verbeißt sich der Junge in einen förmlichen Lerneifer, läßt sich so lange eine Seite ansagen, bis er sie ohne Fehler schreiben kann, fertigt Karten der Umgebung an, treibt Französisch und Mathematik. Doch alles tut er nur so weit, daß seine eigene Arbeit dabei nicht leidet. Endlich bessert sich die wirtschaftliche Lage des Vaters. Er übernimmt einen kleinen Erbhof. Jetzt kann Gerhard Scharnhorst den Wunsch wieder vorbringen, Soldat zu werden, denn nun kann der Vater zwei Hände entbehren. — Er schickt seinen Jungen auf die berühmte Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, die dieser im Steinhuder Meer erbaut hat. Sie steht zur Zeit einzigartig da, und nur wenige junge Leute sind zur Auf-

Deutsche Männer. Hrsg.v.Frz.Lüdtke u.Müller-Rüdersdorf. Bdch.12. 3.A. Leipzig 1941, Fr.Brandstetter.

nahme in sie geeignet. — Zu ihnen gehört, zum Stolz des Vaters, Gerhard Scharnhorst. — Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe erkennt bald die außerordentliche Befähigung seines Schülers, des Pächtersohnes, der nicht nur ganz vorzügliche Kartenzeichnungen anfertigt, sondern auch sonst in allen Fächern der Heereswissenschaft mit Fleiß und Begabung eine große Ausnahme bildet. Bald gehört er zu den Lieblingsschülern des Grafen.

Soldatenleben

Vier Jahre lebt Scharnhorst auf der Feste Wilhelmstein. Er lernt von der edlen Kriegskunst, was es zu lernen gibt. Da stirbt der Graf. Und Scharnhorst tritt in das Hannoversche Heer ein. Im Northeimer Dragonerregiment, in dem schon sein Vater diente, tut er die ersten Soldatendienste. Er erringt sich schnell eine ehrenvolle Stellung. Doch nur zu bald wird ihm diese zu eng. — Hannover ist ja mit England verbunden! Müßte nicht in England, diesem gewaltigen Reich, ein tüchtiger Soldat vorwärtskommen? Aber leicht wird es ihm nicht gemacht; denn Standesdünkel und Adelsstolz stehen auf der Höhe ihrer Macht. Wie kann ein Pächtersohn, der noch die Schafe und Schweine seines Vaters gehütet hat, Offizier werden?! Schwer hat Scharnhorst gegen die Vorurteile der Überheblichen zu kämpfen; dennoch siegt er, vorläufig wenigstens.

Er wird zum Leiter der neugegründeten Artillerieschule in Hannover berufen. Nun können alle seine schönen Pläne Erfüllung finden. Einen tüchtigen Schritt kommt er vorwärts. Und bald werden die „Schulmeistereien" des Herrn Scharnhorst in ganz Hannover Gesprächsstoff, vor allen Dingen in den adligen Offizierskreisen. Das ist aber auch erheblich andere Kost, die der junge, revolutionäre Scharnhorst seinen Schülern vorsetzt! Für ihn ist nicht allein die körperliche Tüchtigkeit oder die Heerestüchtigkeit beim Offizier maßgebend, sondern er legt besonderen Wert darauf, daß diese Offiziere die deutsche Sprache in Wort und Schrift einigermaßen beherrschen, daß sie in Mathematik, Kartenzeichnen, Geschichte und Erdkunde bewandert werden. Empörend findet man es, daß er die Beförderung von Offizieren nicht mehr vom Dienstalter, sondern vom Leistungsgrundsatz abhängig machen will.

Die Krone setzt er aber seinen Handlungen auf, als er eine „Bürgerliche", ein Fräulein Klara Schmalz, heiratet, die Schwester des späteren preußischen Geheimrats Schmalz. Warum folgte er dem Rat einiger ihm „gutgesinnter" Kameraden nicht und heiratete eine Dame aus den adligen Offizierskreisen? Mit einem Schlage wäre er dann „gesellschaftsfähig" gewesen, hätten ihm alle Türen offen gestanden, wäre ihm die Ausführung seiner Pläne leichter geworden! So aber ist er „unmöglich". — Nur wenn es nicht zu umgehen ist, wird er eingeladen, niemals aber zusammen mit seiner Frau!

Daß man ihn nicht noch mehr zurücksetzt, ist einzig und allein seinen Schriften zu verdanken und einigen Neuerungen, die sich glänzend bewähren.

In dieser Zeit erkennt Scharnhorst deutlich: Nur die Not, nur ein Krieg kann die Richtigkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit seiner Vorschläge bestätigen. Erst dann kann er seine Kräfte voll auswerten. — Seitdem hofft er auf diesen Tag.

Und bald soll der leisen Hoffnung Erfüllung werden.

Die Französische Revolution fegt den unfähigen französischen König von seinem Thron. Die Ereignisse nehmen eine immer bedrohlichere Form an, so daß Österreich und Preußen dem König von Frankreich ein Hilfsheer über den Rhein schicken. Aber die siegreiche Armee Friedrichs des Großen ist überaltert, wird zurückgeschlagen.

Die Schlacht von Menin und ihr Held

Während in Frankreich die Nationalversammlung tagt, die Jakobiner eine grausame Schreckensherrschaft ausüben, wird Scharnhorst in Hannover zum Hauptmann befördert. Die wilden Horden der französischen Aufständischen dringen immer weiter vor und setzen sich schließlich in den Niederlanden fest. Alle gekrönten Häupter sehen mit Schrecken den Taten der neuen Herrschaft in Frankreich zu. Besonders England fürchtet für die Beherrschung des Kanals. Gegen Geld erwirbt sich das reiche Albion hannoversche Truppen. Auf diese Weise zieht Scharnhorst zum ersten Male in den Krieg.

Aber noch kann er keine entscheidende Rolle spielen. Noch sind ihm die Hände gebunden. Doch sieht sein geübtes Auge die Schäden und Mängel, und er fühlt, daß er allein in der Lage ist, den Übelständen abzuhelfen. — Nach mancher Niederlage Englands werden schließlich doch Flandern und Belgien von den Franzosen geräumt. Scharnhorst ist inzwischen zum Batterieführer, kurz darauf zum Adjutanten des Generals v. Hammerstein ernannt worden.

In der Nähe von Lille, im Städtchen Menin, nimmt das Heer Aufstellung. Es soll zur Schlacht kommen. Als Adjutant des Generals v. Hammerstein begleitet Scharnhorst diesen überall. Er wagt es, ihn auf Fehler aufmersam zu machen. Und der General, der über die Fähigkeiten seines Adjutanten staunt, läßt ihm, als er die vollkommene Richtigkeit der Vorschläge einsieht, freies Spiel.

Es ist hohe Zeit! Die Franzosen rücken in breiten Fronten heran. Klein ist das Heer der Preußen, und die Stimmung der Einwohnerschaft des Städtchens ist durchaus feindlich.

Menin wird in Trümmer geschossen. Scharnhorst mischt sich unter die Soldaten, macht ihnen Mut, ist überall. — Zuletzt weiß auch er nur eine Rettung: Durchbruch durch die feindlichen Linien.

General von Hammerstein billigt den kühnen Plan.

Und was keiner erwartet — der Rückzug gelingt. Todesmutig verläßt Scharnhorst als Letzter die brennende Stadt. Er ist der Held von Menin. Als Anerkennung erhält er einen eisernen Degen, zusammen mit der Beförderung zum Major.

Später wird er dann Generalquartiermeister beim Grafen Wallmoden. Ein undankbarer Posten; denn der Rückzug, der jetzt beginnt, ist qualvoll. Erst nach vielen Nöten und großen Anstrengungen gelangt das hannoversche Heer wieder in die Heimat.

Eintritt in das preußische Heer

Wieder in der Heimat, jagt eine Enttäuschung die andere. Man hat aus dem Kriege nichts gelernt. Die einzige Freude Scharnhorsts ist die persönliche Bekanntschaft mit dem Freiherrn vom Stein, dem Reitergeneral Blücher und dem Herzog von Braunschweig. Diese Männer erkennen die hervorragende Begabung und den Tatendrang Scharnhorsts an. Alle übrigen versagen.

Ein Angebot des Königs von Dänemark, unter ehrenvollen Bedingungen in sein Heer einzutreten, nimmt Scharnhorst nicht an. Deutsch ist er, und deutsch soll die Sache sein, der er dient. Die hannoversche Regierung, die von diesem Angebot hört, ist nicht wenig erstaunt. — Bald aber kommt es noch besser. Der Preußenkönig bittet Scharnhorst, in die alte, ruhmreiche Armee Friedrichs des Großen einzutreten. — Doch immer noch gibt Scharnhorst nicht die Hoffnung auf, daß er in Hannover, wo er seinen Kampf begonnen, ihn zum Siege führen kann.

Seine Regierung erkennt die Stellungnahme Scharnhorsts zu den verlockenden Angeboten an. Sie ernennt ihn zum Oberstleutnant und bewilligt eine Gehaltszulage. Nun hat man — wie man glaubt — genug getan. Gewiß, die Vorschläge dieses Scharnhorst sind zu beachten. Aber hat es das alte Heer nicht auch geschafft?! — Scharnhorst muß erkennen, daß die engere Heimat versagt. — Versagt auch Deutschland?

Kurz entschlossen bittet er um Aufnahme in das preußische Heer. Diesem Gesuch wird sofort entsprochen. Und bald siedelt Scharnhorst nach Berlin über.

Wie bewegt ist er, als er zum ersten Male in Potsdam steht, der Residenz Friedrichs des Großen, als er geschulte Truppen marschieren sieht und als der König von Preußen ihn empfängt und huldvoll entläßt.

Doch bald muß er auch hier erkennen: Mit Neuerungen komme ich kaum durch! Wohl hat er sich in Preußen schnell manch guten Freund im Heer erworben. Aber Friedrich Wilhelm III. ist nicht der Mann, mit überalterten Überlieferungen zu brechen und notwendige Beschlüsse zu fassen. So gibt es also auch hier schwere Sorgen und Kämpfe, von denen er nur in seinem Berliner Heim bei Frau und Kindern zuweilen Erholung findet.

Gegen Schicksalsschläge aber ist auch Scharnhorst nicht gefeit. Seine tapfere, liebe Frau läßt ihn und die Kinder allein, stirbt an einem Nervenfieber. Doch beugen läßt er sich nicht. Noch ist seine Aufgabe ja nicht erfüllt! Wieder droht Deutschland ein über Nacht großgewordener, mächtiger Feind: Napoleon. — Dieser tritt seinen Siegeszug durch ganz Deutschland an. Wann wird Preußen eingreifen?

Jena, Auerstädt und Eylau

Endlich ist es so weit. Scharnhorst wird Generalquartiermeister unter dem Herzog von Braunschweig. Wieder sind ihm die Hände gebunden. Er selbst nimmt teil an der Schlacht von Auerstädt. Zu Beginn der Schlacht schickt ihn der Herzog von seiner Seite fort auf den linken Flügel. Trotz anfänglichen Sieges sieht der Ausgang der Schlacht sehr bedrohlich aus. Dem preußischen Heere fehlt die Beweglichkeit. Die gemischte Division Scharnhorsts hätte hier Wunder wirken können. Den Herzog trifft eine Kugel.

Währenddessen hat Scharnhorst auf seinem linken Flügel schwer zu kämpfen. Aber sein Wille, seine Begeisterung reißen die Leute mit. Und der linke Flügel ist es, der bis zuletzt kämpft und den Rückzug einigermaßen deckt.

Der Korse hat die Schlacht von Auerstädt gewonnen.

Nach der Niederlage von Jena löst sich die Ordnung des Heeres, das einst Friedrich der Große geschaffen hat. Nur unter Aufbietung der letzten Kräfte kann Scharnhorst, zusammen mit Blücher und York, den Rückzug durchführen. In diesen Tagen allgemeiner Niedergeschlagenheit und tiefster Hoffnungslosigkeit verliert Scharnhorst zwar nicht den Glauben an seine Sendung, aber fast die Lust, preußische Uniform zu tragen, Soldat zu sein.

In Ostpreußen geht der Krieg weiter. Scharnhorst erficht bei Eylau einen Sieg über Napoleon. Doch läßt sich das Schicksal Preußens durch diesen Sieg nicht aufhalten.

Waffenschmied des deutschen Volkes

Der Friede von Tilsit ist unterschrieben. Unheimliche Ruhe tritt ein. Nur einer weiß, daß es an der Zeit ist zu handeln, daß seine Stunde gekommen ist, wenn er Preußen retten will. In immer neuen Denkschriften fordert er den König auf, den Frieden von Tilsit nur als eine vorübergehende Ruhepause aufzufassen, die Zeit zu nützen, die Wehrmacht zu stärken. Und endlich verklingen die Worte Scharnhorsts nicht ungehört oder verspottet.

Er wird zum Waffenschmied des deutschen Volkes. Das Söldnerheer wird abgeschafft. Das sogenannte Krümpersystem tritt an seine Stelle. Junge Leute werden einige Zeit militärisch ausgebildet. Dann treten andere an ihre Stelle. Und so erfaßt Scharnhorst nach und nach fast das ganze Volk, während das Heer selbst nicht mehr als 42000 Mann besitzen darf. Scharnhorst sorgt für zweckmäßigere Bekleidung der Soldaten. Zopf und Perücke fallen. Die Ausbildung ist vielseitiger. Nur hemmt überall der Geldmangel. — So liegt auf den Schultern Scharnhorsts eine gewaltige Verantwortung; aber meisterhaft weiß er sie zu tragen.

Doch allzulange bleibt seine Aufbauarbeit den französischen Spähern nicht verborgen. Er ist stark verdächtig, und Napoleon fordert vom Könige seine Dienstenthebung.

Scharnhorst muß seinen Posten verlassen. Er tut es voller Ruhe, denn seine wichtigsten Ziele sind erreicht. Es ist nun jedem befähigten Manne möglich, die Offizierslaufbahn einzuschlagen; das Vorrecht des Adels auf diesen Beruf ist beseitigt.

Die königliche Familie ist nach Ostpreußen geflohen. Der Hof befindet sich 1808 in Königsberg, als der Zar den König Friedrich Wilhelm aufsucht. Diesem gewandten, vollendet liebenswürdigen Mann gegenüber ist und bleibt Scharnhorst immer mißtrauisch. Der König aber hat gerade in diesen Tagen wenig Gunst für Scharnhorst gezeigt, so daß man allseitig überrascht ist, daß Scharnhorst an der Reise des Königspaares nach Rußland teilnehmen darf, um den Besuch zu erwidern.

Hier, in der russischen Hauptstadt, lernt er den Reichtum und die größtmögliche Pracht kennen. Aber das Hohle dieser Lebensauffassung durchschaut er. Und er kehrt nur wenig befriedigt nach Preußen zurück. Auf der Rückreise erkältet er sich schwer, so daß er in Königsberg bettlägerig wird. Hier aber hat er die Freude, den persönlichen Besuch des Königs und die Grüße der Königin zu empfangen. Auch die ganze Bevölkerung nimmt an der Wiedergesundung Scharnhorsts lebhaften Anteil. Weiß sie doch, wem die Erstarkung der preußischen Armee zu verdanken ist. — —

Am politischen Himmel zeigen sich neue Wolken. Frankreich zieht gegen Rußland und zwingt Preußen, mit einem Heere gegen die Russen zu kämpfen. Viele Offiziere treten aus dem Heere aus. Nur York, der „Eiserne", stößt mit einem Hilfsheer von 20 000 Mann zu den Verbündeten.

Noch kurze Zeit vorher ist Scharnhorst dazu ausersehen worden, in geheimer Sendung zum Zaren zu fahren. Nur dem vertrauenswürdigsten Manne konnte dieser Auftrag gegeben werden. — Der Erfolg jedoch bleibt aus. Auch in Österreich, bei Metternich, kann Scharnhorst nichts erreichen. Es scheint, als wenn dem Korsen der teuflische Plan gelingen soll: mit Hilfe des preußischen Heeres den Koloß Rußland zu besiegen, Preußen aber so zu schwächen, daß es gleichfalls ganz in seine Gewalt gerät.

Und wieder Krieg!

Scharnhorsts Vorhersage trifft ein. Der Stern des Korsen ist im Sinken. Die Kunde vom brennenden Moskau, vom Rückzug und von der gewaltigen Niederlage Napoleons, von den fliehenden Resten des napoleonischen Heeres, die mit Schnee und Eis in Rußlands grimmigem Winter kämpfen und unterliegen, dringt zu Scharnhorst. York, der „Eiserne", hat den Mut gefunden, sich von den

Verbündeten loszusagen und in Tauroggen mit Rußland einen Neutralitätsvertrag zu schließen.

Freude, ungeheure Freude erfüllt Scharnhorst. Nun ist die Möglichkeit vorhanden, loszuschlagen. Nun endlich kann er den Beweis der Richtigkeit seiner Vorschläge antreten.

Die Landwehr wird aufgestellt, eine der besten Schöpfungen Scharnhorsts. Alle Männer bis zum 40. Lebensjahre werden, so gut es geht, eingekleidet und üben nun mit großer Begeisterung.

Außerdem bildet Scharnhorst das Freiwillige Jägerkorps.

Stets von neuem eilt er zum König, ihn zum Losschlagen zu bringen, das Wort der Entscheidung zu erzwingen. Doch erst das Volk, das immer wieder seinen König zu sehen wünscht, das zu Tausenden vor dem Schloß aufzieht, läßt den Entschluß im Herrscher reifen.

In diesen Tagen erntet Scharnhorst die Früchte seiner langen Arbeit, seines schweren Kampfes.

An seine Tochter schreibt er damals folgendes: „Mag der Feind auch noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns erfechten, die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im Laufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als auch der Sieg nicht entgehen kann." Wunderbar ist dieser Glaube in der schwersten Zeit an die deutsche Kraft, der Glaube, der ihn niemals verläßt, auch in der ärgsten Stunde der Not nicht. — —

Nicht als Führer des preußischen Heeres, das er groß gemacht hat, sondern als Generalstabschef Blüchers geht er mit dem Heer über die Elbe, schlägt er bei Großgörschen die Franzosen. Wird es schwierig, schwingt er sich vom Pferd, stürzt — allen voran — mit erhobenem Degen auf den Feind und spornt so zu immer neuen Taten an. Aber nötig ist es nicht oft, denn die natürliche Begeisterung der Truppen ist groß. Nie stand ein solches Heer Napoleon gegenüber.

All das ist Scharnhorsts Werk!

Doch soll er den siegreichen Ausgang der Schlacht nicht erleben: Eine feindliche Kugel reißt ihn vom Pferde. —

Schwer leidet er unter der Wunde. Trotzdem reist er im Auftrag seines Königs nach Österreich und dann nach Prag, bis ihn die Kraft verläßt. Der Neuschöpfer des preußischen Heeres, der Held von Menin, Auerstädt, Eylau und Großgörschen, stirbt.

Der alte Blücher ist sehr besorgt, als er von der Verwundung Scharnhorsts hört. Noch weiß er von dessen Tode nichts, als er den Brief schreibt: „Mit unserm braven Scharnhorst geht es nicht gut. Lieber eine Schlacht verlieren, nur nicht Scharnhorst!"

Auch Gneisenau widmet dem Verstorbenen ehrende Worte des Gedenkens.

Im Jahre 1826 wird die Leiche Scharnhorsts nach Berlin überführt und auf dem Garnisonfriedhof beigesetzt. Schinkel errichtet ihm ein Denkmal, das von einem sterbenden Löwen gekrönt ist. Die Grabinschrift lautet: „Die Waffengefährten von 1813".

URSULA COLELL

Yorck, der Eiserne

In den Kreisen der Offiziere und Kameraden ist man sich einig darüber, daß der junge Leutnant Hans David Ludwig v. Yorck ein ausgezeichneter Soldat ist, der es noch zu etwas bringen kann. Nur die Kameraden, die nicht an ihn heran können, nennen ihn einen Streber. Sie wünschen ihm, daß er eines Tages stürzt, so tief stürzt, wie es ein Soldat nur kann.

Yorck wird schändlich behandelt, weil er einem Vorgesetzten, der im Kriege eine Altardecke plünderte, Diebstahl vorwirft und ihn zu grüßen sich weigert.

Das Kriegsgericht ist hart. Doch auch der große König in Potsdam, dem das Urteil vorgelegt wird, mildert nichts an dieser Strenge. Strenge ist das einzige, was diesen jungen Hitzköpfen nottut.

Tief getroffen ist der Vater Yorcks, als er von dem Schicksal des Sohnes hört. Er, ein alter Soldat Friedrichs des Großen, der sich bei der Schlacht von Torgau den Pour le mérite holte, empfindet es doppelt bitter, daß die hoffnungsvolle Laufbahn seines befähigten Sohnes ein solches Ende nehmen muß.

In der Festung Friedrichsburg in Königsberg, auf der der junge Yorck gefangen sitzt, besucht ihn der Vater. Er findet den Sohn ungebeugt, fest seine Ansicht vertretend, von Reue keine Spur. Innerlich ist der Alte hocherfreut über die Stands- und Ehrhaftigkeit seines Sohnes, der den Mut des echten Soldaten besitzt. Doch die Gnade, die der Vater von dem einsamen König in Potsdam erhofft, bleibt aus. Bleibt auch dann noch aus, als sich der Vater unter das Volk mischt und an der Bittschriftenlinde auf den König wartet, um sein Gesuch vorzubringen. Der König ehrt das Verdienst des Vaters. Für den jungen Yorck aber wünscht er nur Strenge, die den Heißsporn in Zaun halten soll, so wie sein Vater, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., auch ihn mit unnachsichtiger Strenge erzog.

Nach Ablauf der Festungshaft gibt es daher für unsern ehemaligen Leutnant im preußischen Heere nur eins: Hinaus in die weite Welt! Dorthin, wo Soldaten gebraucht werden! Denn Soldat sein heißt: leben, kämpfen, stürmen, siegen — oder sterben.

Wanderjahre

In Holland sehen wir ihn wieder, den deutschen Hitzkopf und Eisenschädel York. Er kämpft auf der holländischen Flotte gegen die englische.

Heißa, das ist Krieg, das ist Weite, das ist Erleben! Was wißt denn ihr in Preußen von der schönen Welt, vom Soldatenleben außerhalb der Enge Potsdams?

Die Engländer werden bei der Doggerbank geschlagen. Der Kapitän des Schiffes ist nicht nur sehr zufrieden mit dem Deutschen; er ist begeistert von ihm. Begeistert sind auch die Holländer, als York ihnen die Siegesbotschaft überbringt. Eine Kompanie Garde und die dazu gehörenden Dukaten sind sein Lohn.

Doch das prächtige, reiche Leben am holländischen Hofe verdirbt ihn, macht ihn unlustig und treibt ihn dem Spiel in die Arme, bis er über den Kopf in Schulden sitzt. Die Schulden werden durch den Verkauf der Kompanie Garde getilgt. York aber zieht weiter, nach Frankreich. Denn das rüstet Schiffe.

Befremdet ihn das Leben am Hofe Hollands, so ist die Zeit in Frankreich eine Lehrzeit für ihn, den Preußen. Mit Staunen und Entzücken sieht er die prächtigen Gebäude und Anlagen. Mit Schrecken jedoch erkennt er die Seichtheit der Pariser Gesellschaft. Und geringschätzig blickt er auf die geschniegelten Soldaten und dankt Gott, daß sein Vaterland Deutschland ist, daß Preußen einen König hat, der einzig dasteht, unter dem zu dienen er doch noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben hat.

Weiter läuft sein ungestümes Leben.

Seeschlachten. Anerkennung durch den Beherrscher der französischen Gewässer, den General Suffren, von dem er lernt, was er nur aufzunehmen vermag, und der den jungen York nur ungern wieder scheiden sieht.

Dann Portugal, Spanien, Kapkolonie, Ceylon!

Dazwischen Durst und Meuterei. Ein wildes Soldatenleben, voll von Anstrengungen und Entbehrungen, Nöten und Krankheiten und doch wieder so herrlich für ein Soldatenherz, wie es in der Brust Yorks schlägt.

Nach Holland zurückgekehrt, hört er, daß in Preußen neue Regimenter aufgestellt werden.

Heim! ist sein Wunsch. Doch hat er gelernt, sich zu zügeln.

Zunächst wird er Gesandtschaftsrat der holländischen Botschaft in Berlin, bis er weitere Schritte unternehmen kann.

In die Heimat kehrt der Sohn zurück, nicht mehr der trotzige junge Leutnant, sondern ein kriegserfahrener Soldat, der bewiesen hat, daß tüchtige Kraft in ihm steckt, und vor allen Dingen seine Erfahrungen auswerten kann, um Preußen zu dienen.

Wiedereintritt in das preußische Heer

In Berlin angekommen, hat es der junge Diplomat nicht leicht, seine Leidenschaft zu zügeln, wenn er nicht die holländischen Belange schädigen will. Doch bleibt sein Fühlen und Denken deutsch.

Er bedauert den einsamen Adler dort oben in Potsdam, dem die Krähen den baldigen Tod wünschen und der doch eisern bis zum letzten Atemzuge sich im Dienst für Preußen verzehrt. — —

Der große König ist nicht mehr! York grollt ihm nicht, daß er ihm nach seiner Rückkehr als Gesandtschaftsrat in Berlin zweimal versagt hat, wieder in das preußische Heer einzutreten.

Nun erhofft York von der neuen Regierung einen besseren Bescheid.

Doch auch das neuerliche Gesuch wird abgelehnt. Und hätte York nicht in einem alten Kämpfer Friedrichs des Großen, General von Möllendorf, einen eifrigen Fürsprecher gefunden, wer weiß, wann sein sehnlichster Wunsch Erfüllung gefunden hätte! Doch endlich ist es so weit.

Als York die Berufung zum königlich-preußischen Hauptmann erhält, ist er noch einmal so stark, gelobt er, der deutschen Soldatenjugend ein gutes Vorbild und ein noch besserer Erzieher zu werden.

Dienst bei den Preußen

Namslau in Schlesien wird die neue Heimat des Hauptmanns v. York. Der Statthalter in Breslau, Erbprinz v. Hohenlohe, legt ihm die Verpflichtung auf, an Gesellschaften eifrig teilzunehmen, da er als anziehende Persönlichkeit von seinen Reisen und Erlebnissen berichten könne.

Doch dieses Leben führt York wieder in die Hände des Spielteufels. Er spielt hoch und gewagt, so daß ihn eines Tages sein Vorgesetzter mahnen muß, zur Deckung der Schulden eine reiche, adlige Dame der Gesellschaft zu heiraten. York verzichtet. Er heiratet die Krämerstochter Johanna Seidel. Dem Schwiegervater gelobt er in die Hand, nicht wieder zu spielen.

Den Schwur hat er bis zu seinem Tode ehrenhaft gehalten.

Die Ehe gestaltet sich besonders innig. Die junge Frau ist belesen. Und gemütliche Abende mit Kameraden folgen. Man liest Schiller und spricht sich über ihn und seine Werke aus.

Inzwischen wird York zum Major befördert. Gerade als seine Frau der Geburt des ersten Kindes entgegensieht, muß er in den Krieg ziehen, diesmal gegen die Polen.

York führt das Namslauer Bataillon in Vertretung des erkrankten Majors Eyßenhardt.

Der Preußenkönig ist Zuschauer. Er hält mit seinem Stab auf dem linken Flügel. Aber er muß es erleben, daß gerade dieser Flügel von den Feinden zuerst angegriffen und schwer bedrängt wird. Nur durch das siegreiche Draufgängertum des Namslauer Bataillons unter der begeisternden Führung Yorks werden die Polen zurückgeschlagen. Von den zwei vom Könige gestifteten Pour le mérite-Orden erhält den einen Major Eyßenhardt — der nun wieder gesund geworden —, der andere wird York angeboten, der ihn seiner Truppe zur Verfügung stellt.

Am Ende dieses Feldzuges wird York ein eigenes Bataillon verliehen. Er muß nun einen Wohnungswechsel nach Widawa an der Warthe vornehmen, einem häßlichen, toten Nest, in dem er gegen die Polen und ihre Bestechlichkeit zu kämpfen hat.

Inzwischen ist Napoleon immer weiter siegreich vorgedrungen.

York wird bald zum Chef des neugebildeten Bataillons in Johannesburg ernannt. Hier verlebt seine junge Frau wohl die schwersten Stunden ihres Lebens. Ihr neugeborenes Mädchen stirbt, ein Sohn ebenfalls. Die Baulichkeiten sind mangelhaft, und im Winter ist es vor Kälte kaum auszuhalten.

York bittet um die Genehmigung und um Zuschuß für den Bau eines festen Hauses für den Kommandeur des Bataillons, eine Bitte, die ihm am Weihnachtstage vom preußischen König bewilligt wird.

York selbst wird durch die Einsamkeit der ostpreußischen Wälder immer härter und karger in seinen Worten, bis ihn endlich eine Berufung zum Regimentskommandeur nach Mittenwalde ruft. Das dortige Jägerbataillon ist gänzlich verwahrlost. York soll hier wieder vor eine Aufgabe gestellt werden, die kaum ein anderer so schnell und so gut vollbringen konnte wie er. Den zuchtlosen, ungeordneten Soldatenhaufen bringt er in kürzester Zeit so weit, daß er bei der nächsten Truppenschau das Lob des Königs zu hören bekommt. Neider versuchen zwar, ihm die Gunst des Königs wieder zu entziehen; ihre Bemühungen sind jedoch vergeblich.

Eine besondere Auszeichnung wird York zuteil durch seine Berufung in den Waffenausschuß, der in Berlin tagt, von dem er jedoch vorzeitig, traurig und angeekelt, wieder zurückkehrt — sieht man doch in Berlin die Lage in einem recht unklaren Licht, hält man Napoleon noch immer für einen Emporkömmling, den man verlacht — der nicht daran denken kann, Preußens geschultes Heer anzugreifen. — Eine klare, richtige Auffassung der Dinge ist diesen Leuten nicht beizubringen.

Bereits acht Tage später sollen sich die Befürchtungen Yorks bewahrheiten. Der Kriegsbefehl wird ausgegeben: Der Korse ist in Deutschland, er dringt nach Preußen vor!

Unaufhaltsam rollt nun das Rad des Geschehens.

Leider ist es York nicht vergönnt, sich diesem Lauf entgegenzustellen. Schneller als gedacht dringt eines Tages die Kunde von der Schlacht von Jena zu seinen Truppen, die erst so heiß für den Krieg entflammt waren und nun untätig der allgemeinen Niedergeschlagenheit anheimfallen.

Nur wenige bewahren sich vor dieser Mutlosigkeit, darunter York selbst.
Das Rad ist ins Rollen gekommen. Preußen scheint verloren.
Die Königsfamilie flieht. Die berufenen Führer versagen.

Aber die Soldaten Yorks, seine Jäger, versagen nicht. Sie decken die Flucht des preußischen Heeres, kämpfen tapfer und ausdauernd, sind Helden im Ertragen von Entbehrungen und lieben York; für ihn gehen sie durchs Feuer.

Mit solchen Kerlen kann man noch einmal einen Krieg gewinnen! — —

York, der „Eiserne"

Napoleon in Berlin! Napoleon in Sanssouci! Napoleon überall in deutschen Landen!

Der preußische König und die Königin im fernsten Teile ihres Landes, in Ostpreußen!

Und was macht York, der „eiserne" York, der den Kopf nicht verloren hat, den die Soldaten lieben, wie er seine Soldaten liebt?

In Lübeck wird er zusammen mit Blücher überwältigt und gefangengenommen. Schwer verwundet findet er endlich Pflege in einem guten Bürgerhaus, bis er auf Ehrenwort in die Heimat entlassen wird.

Auf dem mühseligen Wege dorthin erntet der noch immer wunde Mann schon Früchte seines Tuns und seiner Beliebtheit.

Nicht gern gewährt man den verwilderten Soldaten Unterkunft. Doch ertönt der Name „York", so bildet dieser selbstverständlich eine Ausnahme. Denn von Yorks Heldentaten und denen seiner tapferen Jäger ist die Kunde weit ins Land gedrungen.

Endlich zu Hause bei Weib und Kind, findet York auch hier keine Ruhe.

Die Untätigkeit macht ihn verbittert. Bis eines Tages die Kunde zu ihm dringt, der König und die Königin werden wahrscheinlich die Grenze ihres Landes nach Riga zu überschreiten, weil Napoleon ihnen auf den Fersen sitzt.

Da flammt das Soldatenfeuer in York auf.

Kann denn ein König sein Volk verlassen und fliehen und dem Volke damit den letzten Halt rauben?

Das muß auf jeden Fall verhindert werden!

Er reist nach Memel, spricht mit dem König und der Königin, ordnet den Rest der preußischen Truppen, kurzum, er greift eisern durch, um zu retten, was zu retten ist.

Was York in diesen Tagen leistet, ist unermeßlich, ist der härteste Kampf.

Und der König verleiht ihm eigenhändig den Pour le mérite.

York soll die Erziehung des Kronprinzen übernehmen. Man denke: Die Erziehung des Thronfolgers will man in die Hände eines Mannes legen, den der Alte Fritz nicht mehr für würdig hielt, in seinem Heere kämpfen zu lassen!

Tief erfüllt diese Erkenntnis York. Doch lehnt er das ehrenvolle Angebot ab. Denn zum Erzieher für einen Prinzen fühlt er sich nicht berufen. Unermüdlich aber schafft er für Offiziere und Mannschaft und unterhandelt mit den Franzosen um kleine Erleichterungen.

Zu Beginn des Jahres 1808 kommt der gesamte Hof dem Königspaare nach. — —

Es setzt die Neuordnung des preußischen Heeres ein. Der Offiziersstand soll nicht mehr Vorrecht des Adels sein. Jeder tüchtige Mann aus dem Volke, der das Zeug dazu hat, soll Offizier werden können.

Doch York ist ein Gegner dieses Gedankens. Er sieht nur die Auswüchse, die der Plan zeitigt, nicht aber das Gute. Seine Stellung am Hofe verschlechtert sich dadurch sehr.

Überall hat er jetzt Feinde, die nicht zu übersehen sind.

Trotzdem arbeitet er weiter, marschiert mit seinen Soldaten, übt und exerziert. Die große Freude wird ihm zuteil, daß er mit seiner Familie nach Marienburg ziehen und sich dort eine ständige Wohnung nehmen kann.

Er wird dadurch heiterer und zufriedener. Weiß er doch seine treusorgende Frau an seiner Seite und die munteren Kinder, und erlebt er doch, daß seine Soldaten wirklich gute Soldaten im wahrsten Sinne des Wortes werden. —

Da, mit einem Schlage ist auch dieses Glück vorbei!

Österreich hat mit Napoleon Frieden geschlossen. Friedrich Wilhelm III. zieht wieder nach Berlin in seine Residenz.

Nun wird das Hofleben wieder beginnen, können neue Orden verschenkt werden, können neue Günstlinge sich heraufarbeiten.

Unsern York, der alles Getue haßt, hält es nicht lange in Berlin. Zum Glück ist er Generalinspekteur geworden und kann nun eine Besichtigungsreise durch Preußen antreten. — —

Der Held von Tauroggen

Das Jahr 1812 ist gekommen. Napoleon erklärt Rußland den Krieg. Es ist wie eine Fügung Gottes, daß York in diesem Krieg auf einen Posten gestellt wird, der der bedeutendste, verantwortungsvollste ist.

Dieser Feldzug Napoleons macht Yorks Namen unvergeßlich in der Geschichte. — —

Frankreich fordert ein Hilfsheer von den Preußen für den Krieg mit Rußland. Was es damit bezweckt, ist klar: Preußen wird durch die Hergabe eines Hilfsheeres widerstandslos gemacht.

Für die Mehrzahl der preußischen Offiziere gibt es nur eine Möglichkeit: Abschied. Gegen einen Verbündeten zu kämpfen, geht gegen ihre Ehre als preußischer Soldat.

So gehen die besten und tüchtigsten Offiziere des preußischen Heeres fort zu den Russen.

Nur wenige stellen den Gehorsam dem König gegenüber höher als ihre Ehre. Zu diesen wenigen gehört York. Mochte er den Kameraden innerlich auch recht geben; — aber in vierzig Jahren Dienstzeit hat er Gehorsam gelernt.

In diesen Tagen harter Seelenqual ist York nur eiserne Pflichterfüllung, ist er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Und er ist — was wohl am meisten ins Gewicht fällt — treu seinem König und dessen Befehlen.

53 Jahre alt, wird York zum Generalleutnant ernannt und ist so die jüngste Exzellenz Preußens.

Bei alldem drücken ihn schwerste Führersorgen. Seine Soldaten — die die bestausgebildeten Leute sind — sollen aufgeteilt, sollen in alle Winde verstreut werden. Und dabei braucht er sie noch so bitter nötig! Nur dann kann er seine Soldaten zusammenbehalten und retten, wenn er mit ihnen das Hilfsheer für Napoleon stellt gegen Rußland. York, der Eiserne, bringt dieses Opfer.

Wir können uns kaum vorstellen, was York auf diesem Feldzug alles durchmacht.

Franzosen und Russen versuchen ihn zu gewinnen. Besonders die französischen Generäle machen ihm die lockendsten Angebote. York aber ist Diplomat. Er sagt nicht: „Ja!" und sagt nicht: „Nein!"

Sie werden nicht schlau aus ihm. Die eiserne Sphinx nennt man ihn.

Gröbere Mittel werden angewandt. Man versucht, ihn auszuhungern.

Ihm und seinen Soldaten fehlt das Nötigste.

Schon befürchtet er Schlimmes, als die Nachricht vom Zusammenbruch des Korsen nach dem Brande Moskaus laut wird: eine Mahnung Gottes und ein Fingerzeig.

Jetzt sind die Franzosen wieder liebenswürdig und geschmeidig.

Die Russen andererseits bitten um Entscheidung. Sie schicken Boten um Boten. Sie sagen, York müsse jetzt das Vaterland retten, jetzt sei der Augenblick dazu gekommen.

Doch traue wer den Russen!

Bis ein alter Kamerad ihm in die Hand schwört, daß der Zar von Rußland nur einen Feind kenne — und das sei Frankreich.

In der Mühle von Tauroggen setzt York nun mit dem russischen General Diebitsch den Vertrag auf, der das preußische Heer frei macht von Frankreich.

York ist sich seiner Handlungsweise voll bewußt. Er weiß, er hat den Gehorsam seinem Könige gegenüber gebrochen, hat sein Vertrauen getäuscht. In einem bewegten Briefe bietet er ihm seinen Kopf zur Sühne an. Aber es geht nicht anders. Nur durch Yorks Handeln ist Preußen zu retten. Nur durch einen Gewaltstreich wird der König veranlaßt, Entscheidendes zu unternehmen.

Jäh springt in Berlin die Erregung hoch, als man von dem selbständigen Handeln Yorks hört.

Doch darf York beruhigt sein. Der König hat eingesehen: Das alles geschah nur zum Besten Preußens.

Öffentlich zwar muß er ihn verdammen, um den Korsen zu täuschen. Doch innerlich gibt er ihm recht, dem bald das ganze Volk zujubelt. Ihm, dem Helden von Tauroggen.

York und der Befreiungskrieg

Die lastende Herrschaft der Franzosen kann die Preußen nicht niederdrücken. Im geheimen geht die Rüstung für den Freiheitskampf vor sich.

Am 28. Februar 1813 kommt ein Bündnis mit Rußland zustande.

Napoleon wird aufgefordert, sich bis über die Elbe zurückzuziehen.

Er tut es nicht. Und König Friedrich Wilhelm III. erklärt ihm den Krieg.

Mit ungeheurer Begeisterung zieht alt und jung in den Krieg, opfert arm und reich die letzten Groschen. Aus all der Zerrissenheit ist ein einiges Volk auferstanden.

Unter Führung des siebzigjährigen Reitergenerals Blücher zieht das Heer über die Elbe.

York kann auch in diesem Krieg entscheidend eingreifen. Die offene Anerkennung des alten Husarengenerals Blücher wird ihm zuteil für den Elbübergang bei Wartenburg. Diese schneidige, entschlossene Tat steht der Tat von Tauroggen würdig zur Seite. Und der Dank des ganzen Volkes ist ihm gewiß, als er in der Schlacht von Möckern den Sieg herbeiführt.

Seine Schlagkraft und vor allen Dingen die Ruhe, mit der er eingreift und die Schlacht verfolgt, ermuntern und begeistern die Truppen zu neuen Taten.

Vorher erringen die Preußen an der Katzbach, bei Großbeeren vor Berlin und bei Dennewitz siegreiche Schlachten. —

Am 16., 18. und 19. Oktober erfüllt sich das endgültige Geschick Napoleons. Die Verbündeten gewinnen die Völkerschlacht von Leipzig. Riesengroß sind der Jubel und die Freude über diesen gewaltigen, schwer erkämpften Sieg der Preußen und Verbündeten über Napoleon.

Deutschland ist frei!

Marschall „Vorwärts" jedoch, wie man den alten Blücher seit der Völkerschlacht nennt, drängt immer weiter den Franzosen nach. Bei Laon erringt York wieder einen wunderbaren Sieg über Napoleon.

Der Weg nach Paris ist frei.

Am 31. März 1814 fällt die französische Hauptstadt. Die Welt atmet erleichtert auf. Der Dank gebührt vor allem dem Preußenheer. Er gebührt den preußischen Generälen und Soldaten.

Dankbar und ergriffen ist auch der preußische König. Er verleiht York das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, erhebt ihn in den Grafenstand unter Beilegung des Namens Graf York v. Wartenburg und belohnt ihn mit Gütern.

Zu seinem Sohne, der bei der Verleihung dieser Ehren anwesend ist, spricht Yorck: „Meine Kinder mögen immer, wenn man sie als Grafen v. Wartenburg anspricht, dessen eingedenk sein, daß die Pflicht gegen das Vaterland und der Dank des Vaterlandes unser Yorcksches Grafentum geschaffen haben! Blut und Tod so vieler Kameraden, mein Sohn, haben dir den Titel eines Grafen gebracht!" — —

Noch einmal versucht Napoleon, auf den Plan zu kommen. Als ‚Leutnant' des „Königs von Rom", seines kleinen Sohnes, verlangt er von den Verbündeten das linke Rheinufer.

Zum zweiten Male müssen sich die Verbündeten gegen Napoleon erheben. Yorck erhält das 5. Korps. Aber er ist nicht zufrieden damit. Er reicht sein Abschiedsgesuch ein. Er ist brummig geworden. Man nennt ihn den alten „Isegrim". Doch sein König ist gnädig, ehrt seine Verdienste und bewilligt ihm einen Erholungsurlaub, nicht aber den Abschied.

Den Urlaub verbringt Yorck zusammen mit seiner Frau. Beide sind in ihrer Familie seit langer Zeit recht glücklich, fühlen sich froh und jung. Bis die Nachricht vom Tode ihres Jungen, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist, sie niederschmettert. Anfang Oktober wird der tote Sohn der kühlen Erde übergeben. Doch Yorck steht nicht an seinem Grabe. Der unerbittliche Dienst ruft ihn hinweg. Er muß den russischen Zaren, der sich auf der Durchreise befindet, begleiten. Wie schwer mag ihm diesmal der Dienst geworden sein! — —

Dann endlich ist Friede für Yorck. Sein Abschied ist ihm bewilligt worden.

Zurückgezogen verlebt er die letzten Jahre seines Lebens in Klein-Öls, auf einem seiner Güter. Bis ihm eines Tages der junge Prinz Wilhelm von Preußen den Feldmarschallstab im Auftrage seines Vaters überbringt, zusammen mit den Glückwünschen der ganzen preußischen Armee und des deutschen Volkes, die ihren Retter und den eigentlichen Urheber des Befreiungskrieges nicht vergessen haben.

Am 4. Oktober 1830 schließt er, 71 Jahre alt, die Augen.



Lützow



MÜLLER-RÜDERSDORF

Die Lützower, „die schwarzen Briganten"

So kommen die Lützower zusammen

„Heran, heran zu Sieg oder Tod!
Jugend, das Vaterland ist in Not!
Nie kommt ihm der Tag der Rettung wieder,
Kämpfst du nicht diesmal die Feinde nieder!
Jugend, mach' gut, was die Alten versah'n!
Der Ehre Tor ist dir aufgetan!"

Schon vor dem „Aufruf an mein Volk" erläßt der König von Preußen am 3. Februar 1813 von Breslau aus einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen. Wie eine gewaltige Fanfare schmettert der Aufruf vor allem in die deutsche Jugend hinein. In riesigen Scharen strömen die Jugendlichen — aber auch die reifen Männer — zu den Fahnen des beginnenden Freiheitskrieges.

Major von Lützow — der schon an dem wagemutigen, kühnen Zuge des Majors von Schill teilgenommen — beginnt, ein eigenes Freikorps aufzustellen. Mit Scharnhorsts Billigung wendet er sich sofort nach dem 3. Februar mit einer entsprechenden Eingabe an König Friedrich Wilhelm III. Nicht nur Scharnhorst, sondern auch Minister Hardenberg und General von Hake befürworten sein Gesuch, das bereits am 18. Februar genehmigt wird. Chef des Korps wird Major von Lützow, Kommandeur Hauptmann von Petersdorff, der sich mit seinen Söhnen dem Vaterlande zur Verfügung stellt. Zu den ersten Lützower Jägern zählen Friedrich Ludwig Jahn und Friedrich Friesen, die strahlendste Heldengestalt der Freischar. Auch der junge Dichter Theodor Körner schließt sich an und eilt aus Wien herbei.

Im „Goldenen Zepter" zu Breslau befindet sich die Werbestelle. Eine besonders eifrige Werbetätigkeit für das Lützowsche Korps — das außerhalb des Heeresverbandes steht — entfaltet der schon fast fünfunddreißigjährige Turnvater Jahn. Außer ihm hausen im „Goldenen Zepter" neben Major von Lützow und seiner tapferen Gemahlin, die die Freiwilligen in das Korps aufnimmt, wenn der Major abwesend ist — Friesen, Hauptmann von Petersdorff und Hauptmann von Helmenstreit. Selbst Freiherr vom Stein hat hier Quartier genommen. Der Lützower Mitkämpfer Eiselen erzählt später: „Was war das für eine wunder-

liche Geschäftigkeit in den Räumen des ‚Goldenen Zepter'! Der eine schrieb. Ein anderer las. Ein dritter war mit der Prüfung von Waffen beschäftigt. Ein vierter hatte mit einem Handwerker einen Handel abzuschließen. Ein fünfter bemühte sich, einem noch sehr schwankenden jungen Mann das Eintreten in das Korps annehmlich zu machen."

Und welch ein Aufjauchzen jedesmal, wenn neue Freiwillige von auswärts eintreffen! Mitten durch den eisstarrenden, schneedurchstürmten Winter gelangen zuerst acht Turnerjünglinge — die von Berlin aus das feindbesetzte Land durchwandern — nach Breslau und werden Lützower. Und fast stündlich treffen weitere Freiwillige aus allen Teilen des Reiches ein. Sämtliche Gasthöfe der schlesischen Hauptstadt sind schnell überfüllt. Doch die Breslauer Bürger beweisen aufs beste ihre gerühmte Gastfreundschaft und gewähren den Vaterlandsverteidigern in ihren Wohnungen Unterkunft. Friedrich Förster, der selbst Lützower wird, schreibt: „Wie unsere Hallenser in ihrer bunten, studentischen Tracht — mit Pistolen, Schlägern, Büchsen, Dolchen bewaffnet — wie die Berliner Turner, so kamen auch von anderen deutschen Universitäten — aus Jena, aus Göttingen, aus Greifswald, aus Königsberg — Jünglinge angezogen. Sie wollten den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen." Und der Dichter Karl Immermann berichtet: „Nirgends stand der junge, grüne Hain so dicht wie in der Lützowschen Freischar. Hier war der Student Nebenmann des Professors. Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren in die Jägerkompanien und Schwadronen — deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand — verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen. — Die Lützowsche Freischar war die Poesie des Heeres. Und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet."

Zu den hochgestellten reiferen Männern, die Lützower werden, gehören der Staatsrat Graf Dohna, der spätere Geheimrat Beuth, der Regierungsrat Schroer, der spätere sächsische Staatsminister Freiherr von Nostiz und Jänkendorf und der Landrat von Petersdorff. —

Napoleon, der Unterjocher Deutschlands — dem die Lützower so kühn und todesverachtend trutzen und dem sie heilige Rache schwören — nennt sie später wütend die „brigands noirs" (die schwarzen Briganten). Die Lützower Uniform, auf deren Farbe Napoleon mit diesem Beinamen — der ein Ehrenname wird — hindeutet und die Immermann in Vorstehendem erklärt, beschreibt Jahn in einem Briefe an seine Braut. Sie ist danach von Kopf bis Fuß ganz schwarz, mit einem bescheidenen roten Vorstoß und Aufschlag. Der Rock ist altdeutsch und zweckmäßig, ist vorn übergeschlagen und reicht bis ans Knie. Er hat zwei Reihen gelber Knöpfe. „Litewka" nennen ihn die Schneider. Die Kopfbedeckung ist ein schwarzer Tschako mit schwarzer Spange und schwarzem, seitwärts herabfallendem Haarbusch. Der Offizier eines Lützowschen Korps trägt Kragen und Aufschläge aus schwarzem

Samt und statt der Epauletten (Schulterstücke) silberne Litzen (Schnuren) (der Volontäroffizier goldene Litzen) um den äußeren Rand der Achselklappe. —

Auf die Zeitgenossen machen die Lützower in ihrer ernsten Kriegertracht den tiefsten Eindruck. Namentlich die Jugend schaut mit Bewunderung und Verehrung auf sie: die Todfeinde des verhaßten Unterdrückers Napoleon und seiner Trabanten.

Erste Kriegsschicksale der Lützower und ihres Helden und Sängers Theodor Körner

Anfang März 1813 faßt Theodor Körner den heldenhaften Entschluß, in den heiligen Befreiungskrieg zu ziehen, und richtet von Wien aus nach Dresden an seinen Vater folgenden Brief: „Lieber Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die — wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe — Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf. Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande. Laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um — sei es auch mit meinem Blute — mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen. Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist's, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtigste Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Werken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. — Aber Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut; wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen. Und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung. Ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen! Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; das Glück wird mich jetzo nicht

verlassen! — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel. Daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft. Vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden — und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß. Vermutlich gibt man mir Urlaub. — Toni (die Braut) hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben! Wer mich liebt, soll mich nicht verkennen! Du wirst mich Deiner würdig finden!"

Bald nach Absendung dieser Zeilen reist Theodor Körner von Wien fort. Schon acht Tage später kommt er über die preußische Grenze. Am 19. März erreicht er Breslau. Sofort begibt er sich in die Meldestelle des Majors von Lützow und meldet sich zum Eintritt in dessen Freikorps, das bereits über 1000 Mitglieder zählt. Schnell ist er eingekleidet und wird als Flügelmann seiner Kompanie in dem nicht weit von Breslau entfernten Städtchen Zobten — das Standort der Lützowschen Infanterie ist — soldatisch ausgebildet. Die Ausbildung währt nur wenige Tage. Denn im ersten Befreiungssturm ist keine Zeit zu verlieren. Schon am Abend des 27. März findet in der schlichten Kirche des nahen Dorfes Rogau die Einsegnung des gesamten Lützowschen Korps statt. Körner dichtet zu der Feierlichkeit sein bekanntes Lied mit dem Kehrreim: „Dem Herrn allein die Ehre!" —

Am nächsten Tage marschiert die todesmutige Schar hinaus in den Kampf. Das Ziel ist zuerst Sachsen, Theodor Körners engeres Heimatland. Über Striegau und Jauer gelangt sie am 31. März vorerst nach Goldberg in Schlesien. Hier entsteht Körners gewaltigstes Kriegslied:

Aufruf.

Frischauf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen!
Frischauf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen;
die Saat ist reif. Ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
es ist ein Kreuzzug; 's ist ein heil'ger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen.
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache"!
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
die Schande deiner Töchter schreit um Rache;
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar! Laß den Meißel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot!
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen!
Der Tempel gründe sich auf Heldentod!

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber —
daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit!

So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dasteh'n, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
o, ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft; die Hölle muß uns weichen.
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz; hoch wachsen deine Eichen!
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?

Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! — —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Dies Lied übt bald allenthalben im deutschen Vaterlande seine anfeuernde Kraft aus. — Zwei Tage später ist die Schar in Sachsen. Major von Lützow ernennt Körner zum Furier (Quartiermacher) und läßt ihn einen Aufruf an sein Vaterland verfassen, der überall in Sachsen verbreitet wird und dem Lützowschen Freikorps 500 weitere Freiwillige zuführt. — Über Löbau und Bautzen erreicht Körner am 6. April als Marschkommissar seine Wiegenstadt Dresden. Hier sieht er Eltern und Schwester wieder. Sie ahnen nicht, daß es das letztemal in diesem Leben ist. Am 12. April bereits marschiert das nun 2000 Mann starke Freikorps nach Leipzig weiter. Hier verfaßt unser junger Dichter während des einwöchigen Aufenthalts sein berühmtes Lied „Lützows wilde Jagd" und besorgt den Druck seiner ersten Kriegslieder. Auch wird er hier am 24. April zum Leutnant befördert. —

Dann wendet sich die Lützowsche Freischar der Elbe zu. Im Mai befindet sich Major von Lützow mit seinen Reitern in Stendal. Im Rücken der Hauptmacht Napoleons bereitet er von hier aus einen Parteigängerkrieg vor. Körner — der mit einer kleinen Truppenabteilung vom 18. bis 23. Mai zur Beobachtung und Bewachung des Elbufers zu Sandow in Quartier lag — hört kaum bei seinem Eintreffen in Stendal von dem Plan des Führers, als er sich sogleich zum Dienst bei der Reiterei meldet. Lützow nimmt ihn in seine Reiterschar auf und ernennt ihn sogar zu seinem Adjutanten. — —

Ende Mai geht's von Stendal fort. Am 6. Juni ist Plauen erreicht. Man steht also ein gut Stück Weges hinter der Elbe. — Erst am 14. Juni erhält Lützow die amtliche Bestätigung, daß am 4. Juni bereits zwischen den Verbündeten und Napoleon ein Waffenstillstandsvertrag abgeschlossen ist, nach dem alle noch auf dem linken Elbeufer streifenden Truppen der Verbündeten spätestens am 12. Juni auf die rechte Flußseite zurückgekehrt sein müssen.

Ehrlichkeit und Ritterlichkeit beim Feinde voraussetzend, tritt er mit seinen Kämpfern sofort den Rückzug an. Zwei Tage später jedoch wird er bei dem Dorfe Kitzen — das zwanzig Kilometer südwestlich von Leipzig liegt — verräterisch und hinterlistig überfallen. Körner, der zum General Fournier geschickt wird und ihn fragt, ob dies der versprochene Waffenstillstand sei, bekommt den höhnischen Bescheid: „Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für euch!" — Und gleich darauf, noch ehe er den Säbel ziehen kann, erhält er drei schwere Hiebe über den Kopf. Auf den Hals seines Pferdes niedersinkend, rafft er sich aber schnell wieder empor. Da wird ein vierter Schlag gegen ihn geführt. Nur ein rascher Sprung seines Tieres rückwärts rettet ihn davor. Kurz entschlossen drückt er jetzt seinem Braunen die Sporen in die Flanken und bringt sich und die Kriegskasse der

Schar — die er mit sich führt — in einem nahen Gehölz in Sicherheit. Ein paar Kameraden verbinden ihm notdürftig die Wunden. Dann jagt er weiter bis in den reichlich zehn Kilometer von Kitzen entfernten Wald des Ortes Großzschocher. — Todmatt sinkt er hier vom Pferde herunter und fällt in einen tiefen Schlaf. Als er am kommenden Morgen daraus erwacht, ist er von überreichem Blutverlust so matt, daß er glaubt, sein Ende sei gekommen. Mit zitternder Hand trägt er das Sonett „Abschied vom Leben" in sein Tagebuch ein:

„Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben!

Viel goldene Bilder sah ich um mich schweben;
das schöne Traumlied wird zur Totenklage.
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen.
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen." —

Doch der Allmächtige will ihn noch nicht sterben lassen. Arbeiter, die in der Nähe beschäftigt sind, hören das Schnauben seines Pferdes. Sie gehen dem Schall nach und finden den schon halb Ohnmächtigen und bringen ihn unter Leitung des auf dem Gute Großzschocher beschäftigten Gärtners in dessen Haus. Hier erholt er sich in fünf Tagen unter der aufopfernden Pflege der Gärtnersfrau so weit, daß er, verkleidet, von zwei Freunden nach Leipzig geholt werden kann. In einer Dachkammer versteckt, wird er von einem der Freunde, Dr. Wendler, ärztlich behandelt. Und nach weiteren sechs Tagen kann er, fast wiederhergestellt, die vom Feinde besetzte Stadt verlassen und sich zu einer Nachkur nach Karlsbad in Böhmen begeben.

Weitere Schicksale der Lützower bis zu Körners Soldatentod

Major von Lützow selbst gelingt es, sich bei dem teuflisch-feigen Überfall nahe Kitzen durch schnelle Flucht zu retten. Und noch während des Waffenstillstandes sammelt er seine versprengten, arg gelichteten Scharen wieder. In Havelberg

schließt er sich mit ihnen der Haupttruppe an. Bis zur Gesamtstärke von 2900 Mann Infanterie und bis auf 600 Mann Kavallerie bringt er es hier und im nächsten Standort Nauen. Am 13. August stößt in Ratzeburg auch Theodor Körner wieder zu seiner geliebten „Schwarzen Schar". In den Tagen vorher ist er in Berlin und dichtet hier sein Lied:

Männer und Buben.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.
Wer legt noch die Hände feig' in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos-erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht;
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht! —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
kannst du freilich auf üppigen Pfühlen,
wollüstig träumend, die Glieder kühlen!
Bist doch ein ehrlos-erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht;
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht! —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Glut des Tags versengend drückt,
und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
kannst du Champagner springen lassen,
kannst du bei brechenden Tafeln prassen!
Bist doch ein ehrlos-erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht;
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht! —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann! —

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
willkommen dann, sel'ger Soldatentod! —
Du verkriechst dich in seidene Decken,
winselnd vor der Vernichtung Schrecken,
stirbst als ein ehrlos-erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädel beweint dich nicht;
ein deutsches Lied besingt dich nicht,
und deutsche Becher klingen dir nicht! —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann! — — —

Unterdes nimmt man aber den Lützowern die Selbständigkeit und stellt sie unter den Oberbefehl des Generalleutnants Graf von Wallmoden. Mit seiner 28000 Mann starken Armee hat er den Auftrag, das französische Heer des Marschalls Davoust an der Niederelbe festzuhalten. —

Am 17. August ist der Waffenstillstand zu Ende, und die Kämpfe beginnen sofort wieder. Der zum Vortrupp des Wallenmodenschen Heeres gehörenden Tettenbornschen Schar — der auch das 1. und das 2. Bataillon der Lützower eingegliedert sind — gelingt es, am 17. und 18. August bei Lauenburg alle Angriffe der Feinde zurückzuschlagen. Am Abend des 18. August gibt Tettenborn aber den Befehl zum Rückzuge, da er erkennt, daß er sich auf die Dauer gegen die beträchtliche feindliche Übermacht nicht halten kann. Sogleich dringt Davoust vor und erreicht am 24. August die Gegend zwischen den Seen um Schwerin. In Wöbbelin schlägt er sein Lager auf, während Tettenborn mit seinen Kosaken und der Lützowschen Reiterei bei Marow Stellung nimmt. Da erhält plötzlich Wallmoden vom Obersten Heerführer Bernadotte den Befehl, nach Brandenburg zurückzukehren. — Auf sich allein angewiesen, versucht nun Tettenborn durch Plänkeleien den Feind zu beunruhigen und ihn damit über seine eigene Schwäche hinwegzutäuschen. Vor allem bemüht er sich, ihm die Zufuhren abzuschneiden. Am 25. August noch schickt er Lützow mit 100 Husaren und 100 Kosaken auf einen Streifzug im Rücken des Franzosen. — Am Abend erreicht der Major mit seinen Reitern — Theodor Körner als seinen Adjutanten bei sich — den drei Wegstunden von Schwerin entfernten Flecken Gottesgabe. In dem Herrenhause hier wird er mit seinen Offizieren gastfreundlichst aufgenommen. Und bald ist man in bester Stimmung. Körner setzt sich während der Unterhaltung ans Klavier und spielt und singt den Kameraden sein „Schwertlied" — das er am Morgen des vorhergehenden Tages in Kirch-Jesar niederschrieb. Der Waffengefährte Wachtmeister Zenker berichtet darüber: „Es war schon später Abend, als wir auf einem großen, ganz frei und isoliert gelegenen Gutshofe einritten und fütterten. Aus dem Hause wurden uns Lebensmittel gebracht. Unsere Vedetten (Vorposten) hatten zwei Reisende angehalten, die sich Lützow vorstellten, welcher mir Befehl erteilte, sie in den Saal zu bringen — wo die Adjutanten sich befanden — und

sie dort bewachen zu lassen. Ich trat also in den großen Saal ein und fand hier außer vielen anderen Kameraden auch Körner, welcher — wie er es immer zu tun pflegte — uns ein neues schönes Lied vortrug. Es war das ‚Schwertlied':

‚Du Schwert an meiner Linken,
was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an!
Hab' meine Freude dran! — Hurra!

Mich trägt ein wack'rer Reiter;
drum blink' ich auch so heiter!
Bin freien Mannes Wehr!
Das freut dem Schwerte sehr! — Hurra!'

Die sehr muntere und aufgeregte Gesellschaft sang das Lied sogleich nach irgendeiner Melodie oder stimmte wenigstens in das Hurra lebhaft ein. — Körner verwahrte dies Lied in seiner Brieftasche, in welcher es am nächsten Tage gefunden wurde." — —

Unbesorgt begibt sich das Korps spät zur Ruhe. Doch bereits zwei Stunden nach Mitternacht bekommt Lützow die Meldung, daß ein von zwei Kompanien Infanterie geleiteter feindlicher Wagenzug mit Waffen und Lebensmitteln auf der Gadebusch-Schweriner Poststraße sich nähere. Sofort läßt er seine Reiter aufsitzen und rückt zum Überfall vor.

Bei einem hart an den Fahrweg stoßenden Tannengehölz kommt es zum Kampf. — Leider treffen die Kosaken — die den feindlichen Infanteristen von vorn den Weg verlegen und sie vor allem hindern sollen, sich in die Tannen zu werfen — zu spät ein. Daher können sich diese in das Wäldchen retten und die nachsetzenden Lützower Reiter aus sicherer Deckung heraus gut beschießen. Zu denen, die in der Hitze des Gefechts das nicht bedenken und dem Feinde allzu stürmisch folgen, zählt auch Theodor Körner. Schon ist er bis dicht an den Nordrand des Gehölzes geprescht, als das Signal zum Sammeln ertönt und die im Einzelkampfe versprengten Reiter zurückruft. Körner überhört es vermutlich und jagt weiter. — Da trifft ihn aus dem Busch eine feindliche Kugel. Sie streift den Hals seines Pferdes, dringt ihm in den Unterleib und macht seinem noch nicht zweiundzwanzigjährigen Helden- und Sängerleben in kurzer Frist ein Ende. — Doch hören wir, was der spätere Amtsrat und derzeitige Lützower Oberjäger Helfritz über Körners letzten Kampf und seinen Soldatentod mitteilt: „Wenige Worte waren es, welche Körner und ich während des Kampfes wechselten. Ein Teil der von uns den Franzosen abgenommenen Wagen entkam und eilte auf der Straße im Walde davon. Körner rief mir zu, nachdem von Lützow schon Befehl gegeben worden war, den Feind nicht weiter zu verfolgen: ‚Bruder Helfritz, Du kennst Deine Jäger besser als ich! Wir wollen nochmals draufgehen!' — Er sprengte fort. — Dem geliebten Freunde folgte ich mit den Worten: ‚Ja, Bruder!' Meinem Zuge rief ich zu: ‚Jäger, vorwärts!' — Die braven Lützower

folgten mit dem Rufe: ‚Hurra, Oberjäger, hurra!‘ Unsern Körner aber traf die feindliche Kugel etwa dreißig Schritte von mir und meinen Jägern entfernt. Zu mir den Blick gewandt, rief er: ‚Da hab' ich eins! Schadet mir nichts!‘ — Und mit diesen Worten endete sein ruhmvolles Leben. Er sank vom Pferde. Ich sprenge herzu, sitze ab, helfe mit Zenker, Freydank und anderen den Fuß, welcher noch im Bügel hängt, herausbringen. Und in meinen Armen ruht als Leiche der allen seinen Freunden und Waffengefährten, ja, dem gemeinsamen, großen deutschen Vaterlande ewig unvergeßliche Theodor Körner.“ — —

Als das wilde Gefecht bald darauf zu Ende ist, tritt Major Lützow — da er das Anrücken feindlicher Hilfstruppen befürchten und die erbeuteten Fuhren sowie die Gefangenen und seine Toten in Sicherheit bringen muß — den Rückzug an. In Wöbbelin, dem Standort seiner Infanterie, trifft er spät abends ein. Hier wird der tote Freiheitskämpfer Theodor Körner auf einem mit Eichenlaub bekränzten Tische aufgebahrt, dann in einem schnell gezimmerten, einfachen Sarg gelegt und am nächsten Tage auf freiem Felde unter der größeren von zwei einsamen Eichen bestattet. — —

Das deutsche Volk ist erschüttert bei der Kunde vom allzu frühen Hinscheiden seines Körner. — Sein Tod für das Vaterland macht ihn unsterblich. Und ewig grün sind die Kränze seines Nachruhms.

Den herrlichsten Kranz der Ehre weiht ihm der große Erzähler Karl Immermann, der bei einem Feste der Freiwilligen zu Köln am Rhein im Jahre 1838 sagt: „Ein schönes, beneidenswertes Leben! Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab, ist er ein anderer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt. Er dichtet sein ‚Schwertlied‘, einen der schönsten deutschen Laute deutscher Sprache. Da werben schon die Trompeten. — Er wirft den Stift weg und ergreift die ‚Eisenbraut‘, welche er eben besungen. — In der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an — rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat. — Er fehlt im Siegesheimzuge. — Aber er ruht in freier Erde und lebt — wie er es verdient — im deutschen Volke fort von Geschlecht zu Geschlecht.“

Die Heldin Eleonore Prohaska

Das weibliche Heldentum der Befreiungskriege findet in Eleonore Prohaska ihre herrlichste Krönung. Und wie der Jüngling Theodor Körner, so strahlt diese Jungfrau als Vorbild deutscher Jugend in Not- und Kampfeszeit am Schicksalsweg unseres Vaterlandes. Eine Zwanzigjährige, reiht sich die Heldin Eleonore Prohaska dem Vortrupp der Befreiungskämpfer von 1813 ein. Als Tochter eines Potsdamer Unteroffiziers, den Kriegsdienst zum Invaliden gemacht, erbt sie — eine Ausnahme ihres Geschlechts — preußischen Soldatengeist. Er stellt

sie den besten männlichen Helden in Streben und Tat gleich. Auch sie fühlt sich berufen und verpflichtet, zur Rettung des geknechteten, verelendeten deutschen Volkes mit der Waffe in der Hand beizutragen, überzeugt davon, daß es auf jeden einzelnen Menschen ankommt, nun das Vaterland dem völligen Untergange nahe ist. Und da sie nicht anders das Opfer körperlichen, kämpfenden Einsetzens für ihres Volkes Befreiung bringen kann, zieht sie Männerkleidung, zieht sie die Uniform des Soldaten an.

Ins Lützowsche Korps tritt sie ein. Und mit erstaunlicher Hingabe ihrer reichen Fähigkeiten und mit inbrünstiger Betätigung ihrer Kräfte steht sie als „Schwarzer Jäger" ihren „Mann". Wie heilig-glühend sie von ihrer Mitbefreierpflicht erfüllt ist, offenbart sie deutlich durch folgenden Brief an den fünfzehnjährigen Bruder:

„Aus unserm ersten Biwak, 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber versprechen mußt, nicht böse zu sein! Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht! Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest. Ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh' nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhalte. Dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Taler, Hirschfänger und Tschako, zusammen für 3½ Taler. Nun ging ich unter die Schwarzen Jäger. Meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vater vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich! Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich! Denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert. Wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder! Denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale! — Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde. Ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karoline tausendmal! Sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt! Mit ewiger Liebe

Deine Eleonore, genannt August Renz,
Freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps im Detachement,
erstes Bataillon." — —

Heldengroß und edel wahrlich ist Eleonore Prohaskas Streben und Tun an allen ihren Kriegstagen. Und ergreifend-heldenhaft schreibt sie sich mit dem Opfer ihres jungen Lebens in das Ruhmesbuch deutscher Geschichte ein. Hören wir, was Friedrich Förster — einer ihrer Mitkämpfer, dem sich Eleonore Prohaska in ihrer letzten Stunde im Gefecht an der Göhrde offenbart — von der kameradschaftlichen Bedeutung und Einschätzung der jungen Heldin und ihrem Soldatentode erzählt:

„Bei der Verfolgung der Tirailleure, welche sich, als wir sie aus dem Walde vertrieben, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Der Maler Kersting eilte herbei, um mich zu verbinden, und ich setzte mich auf die Trommel eines tot an der Erde liegenden französischen kleinen Rataplan nieder. Bald versammelte sich noch eine Anzahl Freunde. Als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich — um zu probieren, ob meine Armröhre ganz geblieben — die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum besten ging, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. ‚Du verstehst dich doch auf alles!' rief ein anderer ihm zu. ‚Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießest, wie keiner es besser versteht! Und nun bist du auch noch Tambour!' ‚Ein Potsdamer Soldatenkind', sagte Renz, ‚muß sich auf alles verstehen' — und trommelte lustig weiter und sang: ‚Zusamm', Zusamm' ihr Lumpenhund, ihr sollt zu eurem Hauptmann komm'!', so daß die kleine Schar — welche Renz folgte, als ob wir Soldaten spielten — bald auf 50 bis 70 Mann anwuchs. — So waren wir lustiger Dinge über die ebene Heide bis zum Fuß der vor uns liegenden Hügelkette marschiert, als wir da droben Kanonen auffahren, abprotzen und alsbald ein heftiges Feuer auf die sich zurückziehende Kavallerie eröffnen sahen. ‚Nun hört aller Spaß auf!' rief unser Trommelschläger und schlug den Sturmmarsch. Von einem Kommando und einer Erwägung dessen, was zu tun sei, war nicht mehr die Rede. Mit wütendem Hurrageschrei drangen wir in ungeordneten Haufen, mit Büchsen, wenige nur mit Bajonettgewehr, den Hügel hinan. — —

Hier erfuhr ich nun zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dichtgeschlossenen Haufen. Das stürzte, sprengte, stob und flog auseinander! Jammergeschrei und Hurras übertönten und übertäubten eins das andere. Aber mein tapferer Renz schritt noch immer voraus und schlug Sturm auf seiner Trommel. Die auseinandergesprengte Schar schloß sich im verdoppelten Sturmschritt wieder zusammen. Es galt nur noch einen beherzten Anlauf — und wir waren der feindlichen Batterie so nahe, daß die Kugeln über uns hinwegfliegen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen. Unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir. Krampfhaft hielt er den Zipfel meines Überrockes fest und rief mit jammervoller Stimme: ‚Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!' — Ohne darauf zu achten, riß ich mich los. Nur wenige Schritte noch — und wir standen in der Schanze. Dies letzte und entscheidende Wagnis gelang. Die Haubitze hatte wieder

ihre Ladung erhalten. Allein, bevor der Feuerwerker mit der brennenden Lunte aufsetzte, war er von dem Jäger Bachmann niedergestoßen, und sein Schicksal teilten die anderen das Geschütz bedienenden Feinde. Nun aber gab es einen Jubel zum Rasendwerden: ‚Eine französische Haubitze mit Sturm genommen!' —

Zwei französische Bataillone waren in Kolonne angerückt. Das vorderste gab Feuer auf uns. Mehrere der Unsern, die eben noch im Hochgefühl des Sieges mit uns gejubelt, lagen tot am Boden.

Mir war bei dem Jubeltanz um das Geschütz der Hilferuf unseres armen Trommelschlägers wieder ins Gedächtnis gekommen. Und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten gehalten: ‚Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!' — Ich stürzte zurück nach der Stelle. Um Renz fand ich einen unserer Ärzte beschäftigt. Eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert. Man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet. Der schneeweiße Busen verriet in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligtes Lächeln schwebte. Das Heldenmädchen war jene Eleonore Prohaska, 21 Jahre alt, aus Potsdam gebürtig." — Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung ertrug, verschied sie am 5. Oktober 1813 in Dannenberg. Ein Bericht vom 7. meldet: „Heute Morgen 9 Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht verwundeten Eleonore Prohaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützowschen Freikorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. — Gleich einer Jeanne d'Arc hatte sie mutvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoversche und russische deutsche Jägerkorps, der Oberst Graf Kielmannsegg nebst sämtlichen Offizieren. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß ins Grab."

So geht es mit dem Freikorps zu Ende

Das Gefecht an der Göhrde am 16. September 1813 gibt zwar den Lützowern Gelegenheit, aufs neue ihren Löwenmut und ihre ganze Hingabe für das kriegsdurchtobte Vaterland zu bekunden. Doch allzu blutig sind die Opfer, die sie in dem siegreichen Kampf bringen. — Viele von den Besten der deutschen Jugend sterben den Soldatentod beim Jagdschloß an der Göhrde, rechts der großen Straße nach Lüneburg. Außer der Heldin Eleonore Prohaska nennen wir vor allem den sechzehnjährigen Pichon aus Berlin, einen Liebling Jahns und den trefflichsten Springer in dessen Turnerschar. Auch haucht der junge von Börnhorst aus Dessau im Gefecht an der Göhrde seine Heldenseele aus. Todverachtend schreitet er auf das französische Bataillon zu und fordert es auf, das Gewehr zu strecken. Mit dem Rufe: „Körner, ich folge dir!" stürzt er gleich danach leblos nieder. Sieben Kugeln haben ihn durchbohrt. — —

Kurz vor der großen entscheidenden Schlacht bei Leipzig greifen Truppen der deutschen Nordarmee den in Bremen stehenden Feind an. Auch die Lützower zeichnen sich dabei besonders aus. Und als sich am 14. Oktober 1813 die feindliche Besatzung der Hansestadt ergibt, werden Lützows schwarze Gesellen von den befreiten Bremern am meisten bejubelt. Die Begeisterung bei der Jugend Bremens ist so stark, daß zahlreiche Studenten und junge Kaufleute der Stadt sich aufs Pferd schwingen und sich den berittenen Lützower Jägern anschließen. Der alten feierlichen Sitte gemäß schwören sie vor dem Altar der Domkirche den Fahneneid. Rittmeister Fischer und Major von Petersdorff, Lützows Getreue, kreuzen die Säbelklingen. Und die neuen Freiwilligen müssen zur Bekräftigung des Schwurs ihre Klingen darüberlegen.

Doch ist es bald nach der Einnahme Bremens mit den Eigenständigkeiten der Lützower ganz zu Ende. In einem Kabinettsbefehl nimmt ihnen Friedrich Wilhelm III. am 22. November 1813 die letzte Selbständigkeit. Und damit geht ihnen auch jede Anziehungs- und Werbekraft verloren. Oft wechseln seitdem ihre Führer. Am 1. Dezember wird das ehemalige Lützowsche Freikorps gar dem Armeekorps des russischen Generals Woronzoff eingegliedert. Mit schlimmerem Undank konnte man der Heldentruppe des Majors Lützow nicht lohnen. —

Aber Ehre und Ruhm der Lützower — der von Napoleon mit besonderem Haß verfolgten „Schwarzen Briganten" — stehen fest, unerschütterlich begründet. Den Geschlechtern, die nach den Befreiungskriegen 1813/15 in Deutschland aufwachsen, bleibt das Lützowsche Freikorps das strahlendste Vorbild kriegerischen, vaterlandschützenden Heldentums aus der Zeit der Freiheitskriege. Und auch unser junges Geschlecht — das Geschlecht des von germanischem Heldengeist neu beseelten Hitlerdeutschland — schaut mit Bewunderung, Verehrung und dem heiligen Gelübde, ihrer beim Kampfe würdig zu sein, auf die herrlichen Lützower und ihre Taten zurück. Das Lied von Theodor Körner, „Lützows wilde Jagd", bleibt durch alle Zeiten der deutschen Jugend lebendig:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich herunter in düstern Reih'n,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

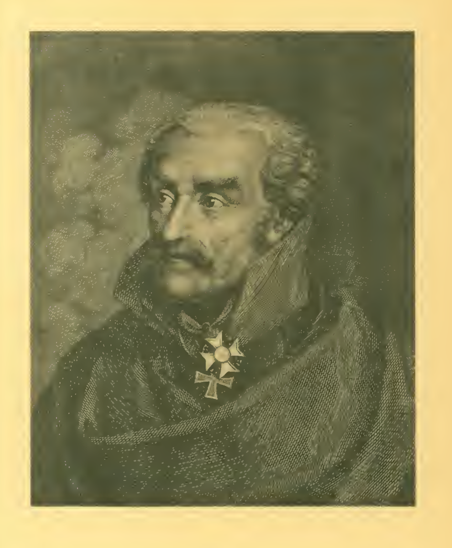
Was zieht dort rasch durch den finsteren Wald
und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt.
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt.
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wo die Reben glühen, dort braust der Rhein,
der Wütrich geborgen sich meinte.
Da naht es schnell mit Gewitterschein
und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Was braust dort im Tale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
doch die wackeren Herzen erzittern nicht; —
das Vaterland ist ja gerettet.
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt, —
wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!



Blücher

Gestochen nach einem Gemälde von F. W. Schmidt



B. GÄRTNER

Blücher und Gneisenau, die Überwinder Napoleons

Blücher

Zum Krieger geboren

Aus dem Dienste des Landgrafen von Hessen ist der Rittmeister von Blücher schon einige Zeit in seine mecklenburgische Heimat zurückgekehrt. Dort lebt er mit seiner gleichfalls dem mecklenburgischen Adel entstammenden Frau und einer achtköpfigen Kinderschar auf dem bescheidenen Erbgute Großen-Rensow. Durch kriegerische Unruhen zwischen dem Landesfürsten und der Ritterschaft wird die Gutsherrin veranlaßt, sich vorübergehend nach Rostock zu begeben, wo ihr als siebenter Sohn am 16. Dezember 1742 Gebhard Leberecht geboren wird.

Er wächst auf und erstarkt in der Freiheit des Landlebens, anscheinend ohne jeden Unterricht. Aber reiten kann der Knabe vortrefflich. Und als Vierzehnjähriger kämpft er im Nachen mit den Wellen des Meeres an der Küste Rügens, wo er und ein Bruder sich bei der verheirateten Schwester aufhalten.

Da kommen im Jahre 1757 schwedische Husaren, die gegen Friedrich II. zu Felde ziehen, durch die Gegend. Die beiden Jungen packt die Romantik des Soldatenlebens. Sie lassen sich von den Schweden anwerben. Schwester und Schwager können's nicht hindern.

Ein übermütiger Husar ist Gebhard Leberecht von Blücher. Da nimmt den Kecken aber ein Reiter des preußischen Regiments Belling aufs Korn: „Wart' nur, Bübel! Werd di schon schlachte!" Blüchers Pferd wird von einer Kugel getroffen. Er stürzt. Gefangen, wird er zum Obersten geführt. Der erkennt mit sicherem Urteil, was Tüchtiges in dem jungen Reitersmann steckt, gewinnt ihn für den Dienst des Preußenkönigs und behält ihn als seinen Adjutanten. Tapfer kämpft Blücher an Bellings Seite in der unglücklichen Kunersdorfer Schlacht, wie auch in der siegreichen Schlacht bei Freiberg, wo er verwundet wird.

Wegen seines Ungestüms wird der Leutnant Blücher öfter in Streit mit seinen Kameraden verwickelt. Gleich ist er dann mit dem Säbel zur Hand. Ja, selbst mit dem inzwischen zum General aufgestiegenen Belling — seinem Lehrer im Kriegsdienst — wagt er anzubandeln! Dieser versetzt ihn zu einer anderen Schwadron.

Vom Alten Fritzen zum Teufel gejagt

Nach zehnjähriger Leutnantszeit wird Blücher Stabsrittmeister. Als solcher steht er unter dem General Lossow in Polen. Da die Einwohner gegen die Soldaten manche heimtückischen Anschläge verüben, späht Blücher nach den Aufwieglern und glaubt, in einem katholischen Geistlichen einen Hauptschuldigen gefunden zu haben, ohne allerdings bestimmte Beweise beibringen zu können. Er läßt den Mann an einem offenen Grabe niederknien und — mit hoch angeschlagenem Gewehr — nach ihm schießen. Vor Schreck stürzt der Geistliche in die Grube.

Bei Lossow ist Blücher deswegen — und auch aus anderen Gründen — nicht in Gunst. Er wird bei Beförderungen übergangen. Beleidigt schreibt er auf der Stelle an den König: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen! Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied!" Friedrichs Antwort lautet: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren!"

Als Landwirt

Blücher heiratet nun die schöne Tochter des sächsischen Obersten von Mehling, der ihm eins seiner polnischen Güter in Unterpacht gibt. Nach ein paar Jahren hat er soviel geschafft, daß er das Gut Groß-Raddow bei Stargard in Pommern kaufen kann. Er bewährt sich immer mehr als tüchtiger Landwirt. Friedrich der Große trägt ihm nicht nach, was der Rittmeister gesündigt, und gibt ihm aus dem zu Landesverbesserungen in Pommern ausgeworfenen Gelde ein Darlehen von fast 10000 Talern. Aber mehrmalige Bitten um Wiederaufnahme in das Heer prallen beim König ab.

Blücher steigt zu der Ehre eines Ritterschaftsrates auf. Doch die Abgeschiedenheit des pommerschen Landlebens befriedigt ihn auf die Dauer nicht. Zuletzt ist die Ungeduld in ihm, wieder Soldat zu werden, so stark, daß er darüber sogar sein Gut vernachlässigt.

Nach Friedrichs Tode erfüllt sich sein sehnlicher Wunsch. Friedrich Wilhelm II. kommt durch die Gegend von Stargard. Unter dem Ehrengeleit vor seinem Wagen erregt ein stattlicher Reiter in schmucker Uniform seine besondere Aufmerksamkeit. Es ist Blücher, der ihm nachher bei der Rast ein Gesuch um Wiederverwendung im Heer überreicht. Im Frühjahr 1787 kann sich Blücher wieder bei seinem alten Husarenregiment einfinden und erlebt die Freude, daß er unter Anrechnung der vergangenen Zeit als Major eingestellt wird.

Beginnender Ruhm

In den Rheinfeldzügen gegen das von Wirren und Aufstand durchsetzte Frankreich kämpft Blücher als Oberst kühn und verwegen an der Spitze seines Regiments bei vielen Gelegenheiten. Seine Husaren können in dem Feldzug ins-

gesamt viertausend Gefangene machen, während von ihnen nur sechs Mann gefangengenommen werden. — Blücher beginnt, berühmt zu werden.

Nach dem Baseler Frieden wird er mit seinem Regiment nach Ostfriesland geschickt. Dort schließt er — schon mehrere Jahre Witwer — mit der Tochter des Kammerpräsidenten von Colomb in Aurich seine zweite Ehe.

Friedrich Wilhelm III. ernennt Blücher 1801 zum Generalleutnant. Von dem im nächsten Jahre an Preußen fallenden Landzuwachs muß er die Teile Erfurt, Mühlhausen und Münster für seinen König in Besitz nehmen. Vor dem Tore von Münster will ein Anwalt des Domkapitels gegen den Einzug Einspruch erheben. Blücher gibt ihm zutraulich-bieder die Hand und meint, sie würden schon gute Freunde werden. — Durch solche Art gewinnt er die Bevölkerung, die es auch gern sieht, daß er später Statthalter von Münster wird.

Am Unglückstage von Auerstedt (1806) erwirkt sich Blücher vom König den Befehl, mit der gesamten Reiterei einen letzten verzweifelten Angriff zu machen. Er hofft, dadurch eine Wendung herbeiführen zu können. Aber der Befehl wird bald wieder zurückgenommen. In den Tagen darauf ist Blücher einer der wenigen, die ungebrochenen Mutes bleiben. Er schlägt sich mit den ihm anvertrauten Truppen, immer wieder vom verfolgenden Feinde bedrängt, tapfer durch bis Lübeck, wo er den letzten Widerstand leistet. Dann muß er sich bei Ratkau gefangen geben, besteht aber darauf, daß die Übergabeschrift die Gründe angibt: Mangel an Pulver, Brot und Futter.

„Mir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen!"

Auf sein Ehrenwort geht Blücher kriegsgefangen nach Hamburg, wird aber bald gegen einen französischen General ausgewechselt. Er wird militärischer Befehlshaber in Pommern.

Die Not Preußens nach dem Tilsiter Frieden (1807) läßt den Fünfundsechzigjährigen nicht zur Ruhe kommen. „Napoleon muß herunter", erklärt er freimütig, „und ich werde schon helfen! Ehe das geschehen ist, will ich nicht sterben!"

Mancher lächelt über solche unausführbar erscheinenden Absichten. Die Zeiten ändern sich aber. Napoleons Heer kehrt kläglich von Rußlands Schneefeldern zurück. „Mir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen", so schreibt Blücher an Scharnhorst. „Wenn es jetzt nicht Sr. Maj. unsers Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Vornehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhange vom deutschen Boden wegzuvertilgen, so scheint mir, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzt ist wiederum die Zeit, zu tun, was ich schon Anno neun angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen und, wenn die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation wieder hergestellt werden."

„Drauf!" ruft die Freiheit, „drauf!"

Auf Scharnhorsts Bemühen wird Blücher trotz seiner 71 Jahre Befehlshaber über die Truppen, die in Schlesien stehen und Preußens Hauptmacht darstellen. „So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein. Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein." Bei Großgörschen (1813) führt Blücher den Sturm auf das Dorf Kaya selbst an. Er wird verwundet, verläßt aber das Schlachtfeld nicht und unternimmt noch am Abend einen Reiterangriff, der mit Verlusten zurückgeschlagen wird.

Nach dem Waffenstillstande hat Blücher das kleinste der von den Verbündeten aufgestellten Heere, die Schlesische Armee. Sie aber schwingt sich dank Blüchers und Gneisenaus zielstrebiger Führung zu dem Gegner Napoleons auf, mit dem der in erster Linie rechnen muß. Das Heer setzt sich aus zwei russischen Teilen unter Sacken und Langeron und dem preußischen Korps unter York zusammen. In der Schlacht bei Wahlstatt, an der Katzbach, besteht es die Feuertaufe glänzend. Als Blücher den Augenblick zum Angriff auf die unvorsichtigerweise über die Katzbach vorgedrungenen Franzosen gekommen sieht, gibt er den Befehl: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber! Nun vorwärts!" — Der Feldherr ist unter seinen Soldaten und erhöht durch seine Gegenwart ihren Mut. Sie rufen ihm zu: „Hör', Vater Blücher, heut' geht's gut!" Dann wieder ist er an der Spitze von Husaren und Ulanen und reitet mit ihnen zum Sturm vor. Er fühlt sich als oberster Führer wie auch als Mitkämpfer.

Das Vertrauen des Heeres zu ihm steigert sich nach dem errungenen Siege, auch auf der Seite der Russen. Schlesien ist durch Blüchers Sieg gerettet. Der König sendet ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes. Auch die Herrscher von Österreich und Rußland zeichnen ihn aus.

Der Befreier Deutschlands

Blücher zieht zuversichtlich vorwärts nach Westen. Die weit ausblickenden Pläne seines Generalstabschefs Gneisenau finden seine ganze Zustimmung. Ja, die kühnsten Entwürfe sind ihm die liebsten! An ihre Ausführung setzt er die ganze Kraft seiner Persönlichkeit. Die Truppe beseelt er mit seinem ungestümen Willen zum Siege und reißt sie im Schwunge mit fort. Da er Vertrauen und Achtung genießt, kann er viel fordern.

Blücher hat bei Wartenburg schon die Elbe überschritten, während Napoleon ihn noch in Bautzen wähnt. Dieser ist nun gezwungen, von Dresden auf Leipzig zurückzugehen. Nach dem Übergang über die Mulde läßt Blücher, wie vorher an der Elbe, die Brücken hinter sich zerstören. Ein Zurück kommt für ihn nicht in Frage. Und wenn er dem Vorstoß Napoleons gegen die Saale hin klug ausweicht, daß der Feind ins Leere stößt, so spart er damit die Kraft für die bevorstehende, gemeinsame Entscheidungsschlacht.

Sie kommt bei Leipzig zustande. Dorthin zieht Blücher von Halle. Napoleon führt am 16. Oktober südlich von Leipzig den Hauptschlag. Aber zum entscheidenden Erfolg braucht er noch die nördlich von Leipzig befindlichen Truppen unter Marmont und Ney. Doch Blücher ist es, der ihren Zuzug verhindert. Unter ihm erringt nach blutigem Kampf York den Sieg bei Möckern über Marmont. Durch Blüchers schnelles Handeln kommt Ney für die Unterstützung Marmonts zu spät. Die Vorgänge im Norden ermöglichen es, daß sich die Hauptarmee im Süden behaupten kann.

Am 17. Oktober kämpft sich Blücher näher an die Tore Leipzigs heran. Jetzt erheben sich Schwierigkeiten für ihn durch Bernadotte, den Führer der Nordarmee. Blücher ist froh, daß er ihn bis jetzt, halb nachgebend, halb zwingend, zum gemeinsamen Vorgehen bei Leipzig hat heranziehen können. Nun mutet man ihm wieder einen Stellungswechsel zu. Voll Grimm sagt er dem schwedischen Adjutanten: „Wenn der Prinz seine Schweden nicht dransetzen will, so sagen Sie ihm, die will ich auch gar nicht haben! Aber die Preußen und Russen soll er freilassen!" Schließlich begibt er sich aber zu Bernadotte nach Breitenfeld. Bei der Aussprache macht Blücher aus seinem Unwillen kein Hehl, gibt aber dann ein Beispiel von Selbstverleugnung, indem er dem Kronprinzen von Schweden Unterstützung durch den größten Teil seines Heeres zusagt, nur um den Erfolg des Ganzen nicht zu gefährden.

Blücher trifft am andern Morgen wieder auf den Höhen von Eutritzsch ein, als der Kanonendonner im Süden den Beginn des weltgeschichtlichen Völkerringens vom 18. Oktober 1813 ankündigt. Entgegen Bernadottes Befehl läßt Blücher auf seine Verantwortung das abgetretene Korps nicht den Umweg über Taucha machen, sondern gleich bei Mockau über die Parthe gehen.

Der Ring um Napoleon wird enger. Bei der Schlacht stellt Blücher an sich selbst, wie an die Truppe, die allergrößte Anforderung. Überall ist er den tapferen Streitern vor Augen.

Beim Sturm auf das Hallesche Tor am 19. Oktober spornt Blücher die Russen an mit seinem „Vorwärts! Vorwärts!" Sie geben ihm darum den in Volk und Heer später so gebräuchlichen Namen „Marschall Vorwärts". Kaiser Alexander begrüßt Blücher auf dem Marktplatz in Leipzig als den Befreier Deutschlands. Von seinem König wird er einige Tage später zum Feldmarschall ernannt.

Zum Rhein! Übern Rhein!

Nach Leipzig folgt Blüchers Heer dem Feinde am eifrigsten. Der Marschall Vorwärts will schon jetzt über den Rhein. Wie vorher, so zwingt er wiederum die Unentschlossenen und Zaudernden im Hauptquartier durch seine Tat gleichfalls zum Handeln. Er überschreitet in der Neujahrsnacht (1814) bei Caub den Rhein und deutet damit an, was das beginnende Jahr fordert.

Einen Monat später kommt es in Frankreich bei La Rothière zur ersten Schlacht. Es ist auch die erste, in der die einander gegenüberstehenden Heere von

Napoleon und Blücher persönlich geführt werden. Der Kaiser der Franzosen erleidet im eigenen Lande eine schwere Niederlage. Als Blüchers Adjutant, Graf Nostitz, den verbündeten Herrschern die Siegesnachricht überbringt, äußert Alexander: „Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt!"

Auf Paris!

Aber bei Montmirail gibt es einen unglücklichen Tag, den der greise Heerführer anscheinend nicht zu überleben wünscht, denn er setzt sich in verdächtiger Weise den Geschossen aus. Nostitz muß ihn zur Besinnung bringen, „ob er sich hier, wo noch nichts verloren ist, totschießen lassen wolle." Als der Marschall dann Gneisenau trifft, sagt er zu ihm: „Na, Gneisenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat es damit auch noch lange Zeit! Es wird nun schon wieder gehen! Und wir werden noch alles gutmachen!"

Der Februar weicht dem März. Blücher erringt bei Laon einen Sieg über Marmont. Am Tage darauf ist er durch eine Augenentzündung und heftiges Fieber ans Zimmer gefesselt. Das ist vielleicht einer der Gründe, die verhindern, daß Napoleons Heer nicht auch wie das seines Generals geschlagen wird. Auf dem Wege nach Chalons wird Blücher von seinem Augenleiden so gequält, daß er daran denkt, den Befehl niederzulegen. „Was soll ich blinder Mann", sagt er, „hier im Felde! Ich bin ja zu nichts nütze!" Gneisenau, der auf Blüchers Anwesenheit beim Heere aber allergrößten Wert legt, redet ihm sein Vorhaben aus.

Die Verhandlungen zur Übergabe von Paris dauern dem Marschall zu lange. Er läßt 84 schwere Geschütze auf den Montmartre schaffen und gegen die Stadt richten. — In der Nacht ergibt sich die Stadt. Wegen seines Augenleidens bleibt Blücher am 31. März, während des Einzuges in Paris, auf dem Montmartre zurück.

Seine Gesundheit kehrt in den folgenden Ruhetagen in Paris wieder. Im Juni wird er vom König in den Fürstenstand erhoben als „Fürst Blücher von Wahlstatt".

Der Volksheld

Fürst Blücher begleitet die verbündeten Herrscher nach England. Dort wird ihm vor allen andern ein begeisterter Empfang zuteil. Jeder will den Bezwinger Napoleons sehen. — Blücher schreibt darüber seiner Gemahlin aus London: „libes malchen. gestern bin ich in England gelandet, aber ich begreiffs nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach London gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillanten besetzt wahr, um den Halß

und sagte glauben sie mich, daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm."

Als Blücher in London hört, daß man ihm ehrenhalber die Doktorwürde verleihen will, meint er: „Nu, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen! Denn wir zwei gehören nun einmal zusammen!"

Bei der feierlichen Einholung der Sieger in Berlin bringt Blücher den Trinkspruch aus: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!" Durch das Brandenburger Tor, das den zurückeroberten Siegeswagen trägt, reitet Blücher in nächster Nähe des Königs in Berlin ein. Immer wieder schallt Vater Blücher bei dem allgemeinen Freudengeschrei besonderer Jubel entgegen, dem auch der König seinerseits zustimmt.

Der Endsieg

Die wohlverdiente Ruhe nach den Beschwerden des Krieges gönnt sich der alte Blücher nicht weiter, als aufs neue gegen Napoleon gekämpft werden muß. Wer anders ist würdiger als er, das preußische Heer zum Endsieg gegen den Korsen zu führen!

Am 16. Juni 1815 wehrt er sich bei Ligny tapfer gegen Napoleon. „Kinder, vorwärts! Wir müssen was getan haben, ehe die Engländer kommen!" so feuert er die Stürmenden an. — Wellington kommt aber nicht, da er zu gleicher Zeit selbst angegriffen wird. Durch einen Scheinangriff Napoleons auf St. Amand getäuscht, schickt Blücher Truppen dorthin, die ihm dann bei Ligny fehlen. Er rafft an Kämpfern nur zusammen, was er noch hat, um Widerstand zu leisten. Zuletzt setzt er sich selbst an die Spitze eines neuen Angriffs. Mit bedeutenden Verlusten müssen sie aber zurückweichen. Blüchers Schimmel wird getroffen. Der Feldherr liegt betäubt am Wege. Sein Adjutant hält bei ihm Wacht, während der Sturm vorübersaust. Die Preußen kommen aber wieder zurück, und Blücher kann vor der Gefangennahme durch die erneut vordringenden Franzosen gerettet werden. Nachts trifft ihn Gneisenau in einer Bauernhütte. „Wir haben Schläge gekriegt", empfängt er ihn; „wir müssen es wieder ausbessern!"

Am 17. Oktober muß er an den Folgen des Sturzes zu Bett liegen. Am nächsten Morgen geht's aber aus dem Bett sofort aufs Pferd. Sein Arzt rät zu einer vorherigen Einreibung. „Ach was! Noch erst schmieren?" weist ihn Blücher ab; „einerlei, ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe!" — Er bietet nun alles auf, das Heer, das nach Gneisenaus Entschluß Wellington zu Hilfe geführt werden soll, in der notwendigen Eile und Anstrengung nicht erlahmen zu lassen. „Das sind unsre Alliierten von der Katzbach", meint er von den Regengüssen, die nicht aufhören und den Marsch erschweren; „da sparen wir dem König wieder Pulver." Dann wieder: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen! Ich hab' es ja

meinem Bruder Wellington versprochen! Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?"

Die Schlacht bei Belle-Alliance wird zum vernichtenden letzten Schlag gegen Napoleon. Wellington erkennt am Schlusse seines nach England gehenden Berichtes an: „Ich würde nicht nach meiner Überzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebnis dieses furchtbaren Tages beimesse, durch den Beistand, welchen sie mit großer Bereitwilligkeit und so zur rechten Zeit mir geleistet haben."

Ausklang

Wenn auch öfter durch Krankheit gequält, kann Blücher sich seines Sieges über Napoleon noch vier Jahre freuen. Gern plaudert er im Freundeskreise über die durchlebten Kriegszeiten. Eine Tischgesellschaft setzt er durch die Frage in Erstaunen, ob er einmal seinen Kopf küssen solle? Er steht auf und küßt unter herzlicher Umarmung Gneisenau. — Ein anderes Mal hält jemand eine Lobrede auf ihn. Blücher schneidet ihm das Wort ab: „Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt! Meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und unseres Gottes Barmherzigkeit haben's gemacht!"

1819 kehrt er von einer Kur in Karlsbad auf sein schlesisches Gut Kriblowitz zurück. Dort stirbt er bald darauf am 12. September.

In Rostock steht Blüchers Denkmal von Schadows Hand, das seine mecklenburgischen Landsleute gestiftet haben. Dafür hat Goethe die Inschrift gegeben:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß, —
So riß er uns
Von Feinden los!

Gneisenau

Kein Elternhaus

Es ist im Siebenjährigen Kriege. Auf der Flucht vor dem Heere Friedrichs des Großen strebt eine Abteilung der Reichsarmee auf Torgau zu. Mit dem Trosse folgt die Frau des Artillerieleutnants Neithardt ihrem Manne. Sie liegt auf einem Wagen, im Arm ihr Knäblein August Wilhelm Anton, das erst vor ein paar Tagen, am 27. Oktober 1760, im Quartier zu Schilda geboren ward. Auf der eiligen Flucht bricht der Wagen. Man schafft sie auf einen andern, mit Kranken zusammen. Bei der Weiterfahrt befällt die Mutter eine Ohnmacht. Das Kind entgleitet ihr und fällt auf den Weg. Es wird später von einem Soldaten gefunden, der es erst nach einiger Zeit des Suchens der geängstigten Mutter wiederbringen kann. Sie stirbt aber über dem, was sie an Schrecken erlebt hat.

Der Vater ist Soldat. Er kann sich um sein Kind nicht genügend kümmern. Es kommt zu fremden Leuten in dürftige Pflege. Bessere Tage sieht der Knabe erst, als er ins großelterliche Haus, zum Oberstleutnant Müller in Würzburg, geholt wird.

Er erhält dort eine katholische Erziehung. Aber dankbar ist er dem protestantischen Pfarrer, von dem er Bücher leiht und der ihn auffordert: „Komm' täglich zu mir! Ich will dir Unterricht geben! In dir steckt mehr!" Der Großvater stirbt im 11. Jahre des Knaben.

Als der Vater sich wieder verheiratet, kommt sein Sohn zu ihm nach Erfurt. Hier besucht er die Kaufmannsschule und das Gymnasium und bezieht mit 17 Jahren die Universität. Mit seinem Freunde Siegling durchwandert er, ein paar Groschen in der Tasche, die schöne Umgebung Erfurts.

Zu der Zeit führt er noch den Namen Neithardt, wie der Vater sich nennt. Erst später nimmt er den ihm zukommenden adligen Doppelnamen „Neithardt von Gneisenau" an. Die Neithardte saßen im Mittelalter in Ulm. Und „Gneisenau" rührt her von dem österreichischen Besitz einer Seitenlinie.

Soldat und Landwirt

Vom Vater und von der Mutter hat er Soldatenblut in seinen Adern. So nimmt er Waffendienst, zuerst in Österreich, dann bei dem Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Als Ansbacher Jäger geht er mit nach Amerika.

Nach der Rückkehr ist er bei der Infanterie in Bayreuth. „Die glücklichsten Stunden seines Lebens" verlebt er hier im Hause des Ministers von Trützschler. Dessen Gemahlin, die sich wie eine Mutter seiner annimmt, nennt er später „die Schöpferin meiner nur selten getrübten Seelenheiterkeit".

Ein guter Mathematikunterricht aus der Würzburger Zeit und spätere eifrige militärwissenschaftliche Studien ermutigen den Strebsamen, Friedrich den Großen

um Ausbildung und Verwendung als Generalstabsoffizier zu bitten. Nach persönlicher Vorstellung beim König in Sanssouci wird er ins preußische Heer aufgenommen, aber zu seiner größten Enttäuschung in den Kompaniedienst nach Löwenberg in Schlesien geschickt. Während zehn öder Leutnantsjahre begräbt er dort seinen Ehrgeiz.

Als Hauptmann kommt er nach Jauer und heiratet ein Fräulein von Kottwitz. Wirtschaftlich geht es ihm nun besser. Seine Frau kauft das Gut Mittel-Kauffung bei Jauer. Und Gneisenau widmet sich neben seinem Dienst eifrig der Landwirtschaft.

Preußens Fall

Es beginnen die Jahre des Niedergangs für Preußen. „Als Patriot seufze ich", sagt Gneisenau; „man hat in Zeiten des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. — O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in meiner kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht raten!"

Bei Saalfeld kämpft er als Kompanieführer, erhält einen Streifschuß ins Bein, so daß er seiner Kompanie hinkend folgen muß. Unter General Rüchel macht er den tollkühnen Angriff bei Jena mit, muß aber das allgemeine Schicksal des geschlagenen preußischen Heeres teilen. „Das war ein Greuel! Tausendmal lieber sterben, als dies wieder erleben!" so erinnert er sich des Rückzugs unter Hohenlohe. „Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind mächtig gelaufen, hinter uns her, von der Saale bis an den Pregel. Das ist wirklich ein bißchen weit! Aber wahrlich nicht durch meine Schuld! Sonst wäre es anders gekommen! Doch muß man die Hoffnung niemals sinken lassen, solange man noch gesund ist und tüchtig fechten kann! Und das will ich noch treulich tun!" — Für die Fortsetzung des Krieges arbeitet er einen Plan aus.

Kommandant von Kolberg

Auf Vorschlag des Generals Rüchel wird Gneisenau Major. Und als die Bürgerschaft der Festung Kolberg den König dringend angeht, ihr einen andern Kommandanten zu schicken, erhält Gneisenau diesen Posten.

Dem alten Führer der Kolberger, dem sturmerprobten Nettelbeck, gefällt der neue Mann auf den ersten Blick. Beide sind sich einig: „Die Stadt darf und soll den Franzosen nicht übergeben werden!"

Und nun beginnt für Kolberg ein neues Leben. Beim ersten Gang durch die Festungsanlagen macht Nettelbeck darauf aufmerksam, wie die Stadt durch Überschwemmungen geschützt werden kann. Gneisenau übergibt ihm die Leitung des Überschwemmungs- und auch des Feuerlöschwesens. Er versteht es, sich durch Zufuhren aus England Geschütze und Gewehre zu beschaffen. Der Wolfsberg wird als Stützpunkt außerhalb der Wälle stark befestigt. Und alle anderen An-

lagen werden erneut und verstärkt. In kurzer Zeit ist in hingebender, gemeinsamer Arbeit die Festung in besseren Verteidigungszustand gebracht. Das Vertrauen der Besatzung hat der Kommandant bald. Seiner sicheren Führung folgen sie gern. Seine Tapferkeit und Unerschrockenheit auf den Wällen flößen Achtung ein. Die Besatzung unternimmt Ausfälle und hält tapfer durch, immer unterstützt von den Bürgern, voran von Nettelbeck. Der Verteidigungswille erlahmt auch nicht bei der zweitägigen Beschießung der Stadt. Gneisenaus Geist beseelt alle. Nettelbeck sagt in seiner Lebensgeschichte von den Verteidigern: „Ihr Schicksal hatten sie in Gneisenaus Hand gelegt. Mit ihm standen, mit ihm fielen sie. Vertrauensvoll ließen sie ihn walten."

Die Not der Stadt ist am zweiten Tage der Beschießung aufs höchste gestiegen, als um drei Uhr nachmittags die Geschütze plötzlich schweigen. Die Kunde vom Waffenstillstand ist gekommen.

Als Wegbereiter der Freiheit

Nach dem Frieden von Tilsit ist Gneisenaus einziger Gedanke und Wille, die Erhebung vorzubereiten. Er wird in den Umbildungsausschuß berufen, der unter Scharnhorst an der Wiederherstellung und Erneuerung der Armee arbeitet. Darüber hinaus aber erstrebt Gneisenau mit den andern Vaterlandsfreunden die Erneuerung des ganzen Volkes, das mit dem Opfergeist erfüllt werden muß, der alles an die Beseitigung der Fremdherrschaft setzt. Gneisenau wird nicht entmutigt, je länger und schwerer auch die Bedrückung wird. An Stein, der von Napoleon geächtet ist, schreibt er: „Die Schwachmütigen sind dadurch niedergedonnert. Die Bösartigen freuen sich darüber. Allein, alle edlen Herzen fühlen sich dadurch näher an Sie angeschlossen."

Die Vorbereitungen zur Befreiung gehen geheim weiter, weil Preußen an Frankreich gefesselt ist. Von außen muß der Anstoß kommen. Gneisenau, der inzwischen Oberst geworden ist, bittet den König um seinen Abschied. Er erhält ihn und geht nach England, um Unterstützung für den kommenden Freiheitskampf zu erwirken. — Er hat aber keinen unmittelbaren Erfolg und kommt auf dem Umwege über Schweden und Rußland zurück, „um seinem Herrn seinen letzten Kampf kämpfen zu helfen".

Vorübergehend weilt er auf seinem schlesischen Gute, das er ansieht „als einen Gasthof, wo ich absteige, solange es Gott, seinen Gläubigern und Napoleon gefällt".

Im Jahre 1811 hat er in der Mark eine geheime Zusammenkunft mit dem Staatskanzler Hardenberg, der ihn nach Berlin in den Staatsrat beruft. Als Scharnhorst nach Petersburg abgereist ist, erhält Gneisenau die Aufgabe, einen Plan zur Verteidigung des Landes auszuarbeiten. In vierzehn Tagen legt er ihn dem Kanzler vor. „Drei Worte", so sagt er, „sind nur nötig — genehmigt, Friedrich Wilhelm —, um dem Entwurf Leben zu verleihen."

Der König schließt mit Napoleon den Vertrag, nachdem Preußen mit ihm gegen Rußland kämpfen muß. Gneisenau scheidet darauf aus dem Staatsdienst. Wieder sucht er jenseits der Grenzen für das Vaterland zu wirken. Er kommt in das Hauptlager des russischen Heeres, wo ihn der Kaiser freundlich empfängt. In Schweden unterhält er sich mit Bernadotte über eine etwaige Landung von Truppen. Überall will er helfen, eine allgemeine Erhebung gegen Napoleon vorzubereiten.

In den Freiheitskampf

An dem Brande von Moskau (1812) entzündet sich der Hoffnungsfunke der Vaterlandsfreunde aufs neue.

Nach Yorks Tauroggener Tat kommt Gneisenau auf einem englischen Kriegsschiffe nach Kolberg. Begeisterung herrscht in der ganzen Stadt, als plötzlich laut wird, der Kommandant sei eingetroffen.

Ein Befehl des Königs ruft Gneisenau dann nach Breslau. Er wird als Generalmajor wieder in Dienst gestellt, an dem Tage, da der König das Eiserne Kreuz stiftet. Als Generalquartiermeister kommt er mit Scharnhorst zu Blücher, der mit seinem Heer in Schlesien steht. — Der Freiheitskrieg beginnt.

Bei Großgörschen (1813) führt Gneisenau die ganze preußische Reiterei. Auch sein ältester Sohn kämpft zur Freude des Vaters unter Scharnhorsts Augen mit. Weil Scharnhorst verwundet wird, tritt Gneisenau an seine Stelle als Chef des Generalstabes.

Während des Waffenstillstandes bemüht er sich in Schlesien eifrig um die Aufstellung der Landwehr. Blücher schreibt ihm: „Landwehren Sie man immer druff! Ich höre viel Gutes davon. Aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich! Es ist in aller Hinsicht notwendig, daß wir zusammen sind." — Sie bleiben in dem wieder beginnenden Feldzuge zusammen. Und in einzigartiger Eintracht führen die beiden Männer nun ihr Heer und gewinnen darüber hinaus durch die Kühnheit ihrer Entschlüsse und Taten auch Einfluß auf die Führung der vorsichtiger geleiteten andern Heere.

An der Katzbach treffen sie auf das von Napoleon gegen sie gesandte Heer Macdonalds. Zu Beginn der Schlacht geht es bei dem Korps York nicht im Sinne des Oberbefehls. Blücher schickt Gneisenau selbst dahin. Als York Einwendungen macht, führt Gneisenau die Truppen vor und reißt York dadurch mit. — Die Franzosen werden in die wütende Neiße getrieben.

Dann ist es Gneisenau, der unablässig drängt, durch energische Verfolgung den Sieg auszunutzen. Den Landsturm läßt er in allen Dörfern aufbieten, an der Vernichtung des fliehenden Feindes mitzuhelfen. — Das Verhältnis zu seinem Feldherrn und den Unterführern drückt er so aus: „Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam. Langeron und York zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen. Glück, sei mir ferner hold!" — Die Siegeshoffnung trägt er in sich. „Meine Herren, Sie sollen noch Trauben am Rhein essen!" äußert er zu seinen Offizieren.

Die Leipziger Schlacht

Die Völkerschlacht bei Leipzig bereitet sich vor. Beim Übergang über die Mulde entgeht Gneisenau in Düben um ein Haar der Gefangennahme durch französische Reiter. Daß es zu einem gemeinsamen Schlag aller drei Heere gegen Napoleon kommt, ist Gneisenaus Ziel. Aber es hält schwer, die Führer aus verschiedenen Völkern dahin zusammenzubringen. Manche wollen Krieg führen, ohne Schlachten zu wagen. Hocherfreut aber ist Gneisenau, als er endlich zum Ziel gekommen ist. Einer aus seiner Umgebung schreibt darüber: „Sehr deutlich steht vor mir Gneisenaus strahlendes Gesicht, wie am 16. Oktober 1813 rings um Leipzig herum der Donner der Kanonen ertönte." Am 18. Oktober schreibt Gneisenau an seine Frau: „Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt. Diese Schlacht wird über das Schicksal von Europa entscheiden." Am folgenden Tage: „Die große Schlacht ist gewonnen; der Sieg ist entscheidend. Von allen Seiten begegnen sich die Truppen der verschiedenen Armeen. Der General Blücher und wir waren die ersten, die einzogen. Alle Anstalten sind getroffen, um den Feind aufs lebhafteste zu verfolgen. Den Rest seiner Armee wollen wir vernichten. So weit habe ich es endlich gebracht."

Aus einem Briefe Gneisenaus an die Prinzessin Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen: „Der Staat ist gerettet. Der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit."

Nach Frankreich hinein

In Frankfurt halten die Herrscher Kriegsrat. Mit Ungeduld erfüllt es Gneisenau, daß man zögert, über den Rhein zu gehen: Napoleon werde dadurch Zeit gewinnen, wieder Kräfte sammeln und Widerstand leisten. — Paris heißt das Ziel für Gneisenau.

In Frankfurt erhält er seine Ernennung zum Generalleutnant. Der König spendet ihm seinen besonderen Dank „für Lieferungen, die er in England ausgewirkt und für Maßregeln, die er getroffen hatte zur schleunigen Instandsetzung der eroberten Gewehre".

Die Ereignisse kommen wieder in Fluß, als Blücher über den Rhein geht. Aus Caub schreibt Gneisenau: „Hier sitze ich an einem Fenster, unter welchem die Truppen der Schlesischen Armee über den Rhein setzen. 16 Bataillone sind bereits übergeschifft. Die Brücke ist zu drei Vierteilen fertig. Wenn sie vollendet sein wird, werden Geschütze und Kavallerie übergehen. Der Feind hat wenig Widerstand getan und sich nach wenigen Schüssen fortbegeben."

Es geht nun überraschend schnell weiter über die Mosel und Maas nach Frankreich hinein.

Dann aber erfüllt es Gneisenau mit Besorgnis, daß die Sonderwünsche der beteiligten Völker eine entschiedene und kraftvolle Fortführung des Krieges erschweren. Er klagt gegenüber Stein: „Ich zittre vor Furcht, daß man sich von Friedensanerbietungen des Kaisers Napoleon täuschen lasse und uns in unserm Siegeslauf aufhalten wird. Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf."

Gneisenau will jetzt alle vorhandenen Kräfte auf Paris zusammengefaßt wissen. „Auf eine einzige Schlacht kommt es an, um uns zu vollständigen Siegern zu machen." In dem Sinne sucht er auf Schwarzenberg, den Führer des Hauptheeres, einzuwirken. Man lehnt seine Vorschläge als zu verwegen ab. Die Männer im Hauptlager wollen — abgesehen von Alexander — überhaupt nicht bis Paris. Und sie halten die völlige Niederwerfung Napoleons nicht für möglich und nicht für nötig.

So vollziehen sich mangels eines einheitlichen Willens Bewegungen der Heere hin und her, Kämpfe mit wechselndem Erfolge. Die Möglichkeit, selbständiger vorzugehen, erhalten Blücher und Gneisenau dadurch, daß sie nach dem Vorschlag des letzten das Hauptheer verlassen, sich nach Norden wenden und Teile der Nordarmee an sich heranziehen.

Paris

Es kommt der Schlußakt vor Paris. Im letzten Augenblick des Kampfes noch gerät Gneisenau in Lebensgefahr. Der französische Offizier, der den Waffenstillstand ankündigt, spricht mit ihm. Da schlägt eine Granate in einen nahen Munitionswagen ein. Gneisenau geht langsam zur Seite. Über ihre Köpfe fliegen die Trümmer; aber Gneisenau setzt mit größter Ruhe das Gespräch fort.

Am Abend steht er auf dem Montmartre und sieht auf die eroberte Stadt herunter. Den Tag darauf ziehen die Sieger in Paris ein. Gneisenau richtet vom Pferde aus ein paar Zeilen an seine Frau: „Paris ist unser. Wir haben den Feind gestern in seiner Stellung hier angegriffen und gänzlich geschlagen. Heute sind wir hier eingerückt. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron."

Wie Blücher, ist Gneisenau durchaus nicht damit einverstanden, daß das besiegte Frankreich so nachsichtig behandelt wird. „Ich wollte die Siegessäule auf dem Platz Vendome nebst den Brücken von Austerlitz und Jena sprengen. Es ward verboten. Ich gedachte, daß die siegreichen Armeen ein Jahr in Frankreich verweilen und dort sich wieder herstellen. — Wir sind mit leeren Händen wieder abgezogen."

Nach dem Frieden geht Gneisenau, der in den Grafenstand erhoben ist, zur Erholung in das Bad Aachen, später zu seiner Familie nach Hirschberg.

1815

Als Napoleon in Frankreich gelandet ist und der Krieg von neuem aufgenommen wird, ist Gneisenau wieder Blüchers Generalstabschef. Bei Ligny wird Blücher am Schlusse der für ihn verlorenen Schlacht vermißt. Infolgedessen fällt Gneisenau die volle Verantwortung für den Rückzug zu. Er löst nicht nur diese Aufgabe glänzend und bringt das Heer für den folgenden Tag schon wieder in kampfbereiten Zustand, sondern zeigt in dieser Lage auch, daß in ihm ein Feldherrngeist steckt, der dem Napoleons nicht nachsteht. Gneisenau faßt hier den außerordentlichen Entschluß, das geschlagene Heer nicht ostwärts zurückzuziehen — wie es naheliegt und Napoleon auch vermutet —, sondern er führt es nach Norden, um dort Wellington zu Hilfe zu kommen. Dadurch entscheidet er die Schlacht und den endlichen Sieg über Napoleon. Denn Napoleon hat nun nicht Zeit genug gegenüber seinem zweiten Gegner Wellington. Blücher und Gneisenau aber können noch rechtzeitig genug eintreffen, um den Sieg Napoleons über die Engländer zu verhindern. Eine unerhörte Leistung der Führer und der Truppe: Das vor zwei Tagen geschlagene Heer Blüchers siegt am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance über Napoleon, der sich seines Erfolges schon ganz sicher glaubte.

Während der Schlacht bemerkt Gneisenau, wie die Preußen aus Plancenoit zurückgeschlagen werden. Da sammelt er selbst die Mannschaften wieder, facht ihren Mut neu an und bringt sie vor. Eine Kanonenkugel tötet sein Pferd. Ein zweites Pferd wird verwundet. Sein Säbel wird durch eine Gewehrkugel zerschlagen. Er selbst aber bleibt unverletzt.

Und nun setzt er sich an die Spitze der Verfolgung. Was nach dem Siege an der Katzbach und nach der Leipziger Schlacht nach Gneisenaus Ansicht nicht genügend geschehen war, nämlich den Sieg auszunutzen, das vollbringt er jetzt selbst durch seine kraftvolle Führung. Hier ist er, der in seiner Stellung vornehmlich zu raten hat, ganz Mann der Tat. Er reitet an ein Kavallerieregiment heran und fragt nach dem Namen. Es antwortet Graf Gröben, derselbe, der ihn vor mehr als drei Jahren angesprochen hat als den Mann, der den in allen Herzen schlummernden Funken anfachen müsse, damit Hermann in seinen Enkeln lebe. — Gneisenau spornt das Regiment an, den letzten Hauch von Mann und Roß an die Verfolgung zu setzen. Dann reitet er zu den Infanteriebataillonen, fordert sie auf, ihm zu folgen. Ebenso gibt er der Artillerie Befehl, sich an der Verfolgung zu beteiligen. Vergeblich ist der Widerstand der Franzosen. Es geht über sie hinweg. Sie lassen Geschütze und Gepäck stehen, nur um sich selbst zu retten. Auch Napoleons Wagen fällt in die Hände der Sieger. Gneisenau kann nachher einen Brief nach Hause mit Napoleons Petschaft versiegeln.

Einmal müssen Wagen und Geschütze auseinandergeschafft werden, um den Weg freizumachen. Gneisenau benutzt die entstehende Pause, wie einst auf dem Schlachtfelde von Leuthen den Choral „Nun danket alle Gott!" anstimmen zu lassen. Dann ein Hoch auf den König — und die Verfolgung wird fortgesetzt.

Zwei Meilen haben sie hinter sich. Nur noch ein Rest von fünfzig Mann ist bei Gneisenau. Da erst — mitten unter Franzosen -- macht er halt.

Vor Paris schreibt Gneisenau an Hardenberg: „Die Armee hat große Dinge getan. In drei Tagen zwei Schlachten geliefert, in der ersten unglücklich gefochten, in der zweiten den Feind so geschlagen, wie es in keiner Schlacht je geschehen ist. Dem Feind rastlos gefolgt. Gestern schon drei seiner Festungen eingeschlossen. Und nun auf dem Marsche nach Paris, wovon wir noch sieben Märsche entfernt sind."

Für den Einzug in Paris gibt Gneisenau den Befehl aus, die Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln und das Heer nicht durch Übermut zu entehren. Nach des Königs Ankunft wird Gneisenau zum General der Infanterie ernannt.

Was die Diplomaten nun nach der Arbeit des Kriegers tun, ist für Gneisenau „ein bitterer Nachgeschmack eines köstlichen Trankes". „Mein lieber Arndt, legen Sie Trauer an", so beginnt ein Brief.

Nach dem Kampf

Im Winter kehrt Gneisenau aus Paris zurück. Er erhält das rheinische Generalkommando mit dem Sitz Koblenz. Sein Freund Clausewitz ist hier sein Mitarbeiter.

Aber schon im Sommer 1816 scheidet Gneisenau aus dem Dienst. Er sehnt sich nach Ruhe und will seine Gesundheit wiederherstellen. — Nach einem Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz nimmt er Wohnung auf dem Gute Erdmannsdorf bei Hirschberg, das er gegen Mittel-Kauffung eingetauscht hat. Ein zweites Gut, Sommerschenburg bei Magdeburg, wird ihm für seine Verdienste vom Könige geschenkt. — —

Frische und Gesundheit kehren wieder. 1817 wird Gneisenau in den neu errichteten Staatsrat berufen. Infolgedessen hält er sich oft in Berlin auf, wo er auch im Jahre darauf das Amt als Gouverneur der Stadt annimmt.

Bei der zehnten Wiederkehr des Siegestages von Belle-Alliance findet bei Berlin ein Manöver statt, das die Schlacht nachbilden soll, in der Gneisenau Napoleon niedergerungen hat. Bei den am Schlusse verkündeten Beförderungen wird Gneisenau zum Feldmarschall ernannt.

Mit dem Fürsten Blücher, der ihn seinen „lieben Freund" nennt, bleibt das alte gute Einvernehmen bestehen. Von ihm besitzt er folgende Zeilen: „Hat der Monarch Ihnen vill Schmeichelhaftes gesagt, so hat er es an den rechten Mann gebracht! Sie sind es, dem das Vaterland, der König und ich vill zu verdanken haben! — Ja, ja, mein lieber Gneisenau, eine Übereinstimmung wie die unsrige, hatte eine segenreiche Folge..."

Die Kriegsgefahr des Jahres 1831 bringt Gneisenau nach Posen, wo er den Befehl über das Heer hat. In der Zeit kommt die Cholera von Polen über die Grenze. Auch Gneisenau erkrankt und stirbt plötzlich am 31. August 1831.



Freiherr vom Stein

Gestochen nach einem Gemälde von P. J. Lützenkirchen



DR. KURT HINZE

Freiherr vom Stein, Deutschlands Mitbefreier

Das Geschlecht Stein

Steil über der Lahn ragt ein Felsen. Und auf dem Felsen steht, von der Wundertiefe deutscher Bergwälder umkränzt, mit Türmen und Zinnen und Mauergebröckel, ein Schloß. „Der Stein" heißt das Schloß. Und die Männer, die auf ihm hausten, waren die „Herren vom Stein". Schon vor 800 Jahren, als noch deutsche Kaiser nach dem Süden zogen und vor dem Papst knieten, saßen sie hier. Aber nur, wenn der Kaiser sie nicht brauchte. Sonst waren sie mit ihm in seinen Schlachten und bei seinen märchenhaften Zügen ins gelobte Land. Ihre hochgewachsenen blonden Frauen zogen wilde Buben groß. Und ehe diese groß waren, hatten auch sie das Schwert in der Faust und wußten damit umzugehen. Aus den Buben wurden Männer, und die Männer hatten wieder Buben, und alle trugen das Schwert. Alle waren freie Herren auf dem freien Stein, nur Gott und dem Kaiser und weiter keinem verpflichtet. Die Weltkugel drehte sich. Die Jahrhunderte zogen am Stein und seinen Türmen vorüber. Kaiser kamen und gingen. Reiche wurden gegründet und zerfielen. Kriege tobten und verwüsteten das Land. Seuchen suchten die Menschheit heim. Aber der Stein stand unverändert wie sein Felsen und wie der Lauf der grünen Lahn. Und wie der Stein unverändert durch die Jahrhunderte ragte, so auch das Geschlecht, das er trug. Die Ritter vom Stein lebten und vererbten Schloß, Schwert und harten Nacken den Söhnen. So ging es durch die Geschlechter und Zeitalter fort. Selbstherrlich saßen sie da oben. Keiner durfte ihnen gebieten: kein Fürst — denn sie waren ja selbst Fürsten — kein Beamter — denn sie waren ja ihre eigenen Beamten — und kein Pfiff.

Die Ritterzeit ging vorüber. Mit dem Kriegerberuf war es vorbei. Und die Ritter vom Stein mußten ihr makelloses, von vielen Narben bedecktes Schwert in die Scheide stecken. Aber sie hatten ja reichen Besitz. Da dehnten sich um Nassau, um Schweighausen und Frücht die Felder und Rebenhügel. Da lagen überall in den rheinischen Gauen verstreut die kleinen Güter. Und die Ritter vom Stein vertauschten das Schwert mit dem Pflug, ohne jedoch die eiserne, heldische

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 15. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

Haltung zu verlieren. Der Rittersaal auf dem Stein wurde verlassen und dafür ein breit hingelagertes Landhaus bezogen. Von seinen Fenstern aus aber hatte man stets den Blick auf die Türme und Zinnen des Steins, von dem die Vorväter herüberredeten, in die Gegenwart hineinwirkten und immer gegenwärtig waren.

Einem dieser Männer vom Stein wurde am 26. Oktober 1757 der neunte Sohn, Heinrich Friedrich Karl, geboren. Er war vom Schicksal dazu ausersehen, einst den Ruhm von Roßbach, den der große Friedrich zehn Tage nach des Kindes Geburt erntete, zu hüten und zu erhalten.

Das Haus Stein

Der Junge wuchs mit zehn Geschwistern zusammen auf. Der Vater war oft fern. Denn er bekleidete bei einem der vornehmsten Reichsfürsten, beim Kurfürsten von Mainz, ein hohes Amt als Geheimer Rat. Doch wirkte er durch sein bloßes Dasein viel auf die Erziehung der Knaben ein. Er war ein Mann von hohem, ritterlichem Wuchs, von ernstem Sinn und bewußter Männlichkeit, Urbild eines Edelmannes, wenn er zu Pferde saß und mit seinen geliebten Hunden die Lahn entlang hinter dem Wild hetzte. Leidenschaftlich liebte er die Jagd, war ein musterhafter Schütze und nannte die besten Gewehre sein. Was er dem Sohne war, sagt der Grabspruch, den dieser ihm gab:

„Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel."

Eine Wesenshaltung wird damit gekennzeichnet, die Wort für Wort auch auf den Sohn Anspruch erhebt, und die dieser dem ritterlichen Blut seines Vaters verdankt.

Ebensoviel aber, wenn nicht noch mehr, verdankt er seiner Mutter. Sie war eine Edelfrau aus dem Geschlecht der Langwerth von Simmern, das über dem Rhein seine Burg hatte. Aber sie thronte nicht hoch und fern, sondern bekannte sich mit großem Stolz zu ihrer Hausfrauen- und Mutterehre: „Ich bin nichts als eine Hausmutter." Sie saß mit den Kleinen im Garten und pflanzte in ihre Seele die Liebe zur Natur und die Achtung vor den Menschen. Sie ging mit ihnen zu den Bauern und lehrte sie auch den Arbeitsmann hochachten. Wohl war sie Edelfrau und ihres Standes bewußt. Doch galten ihr Ahnen und Geburt wenig, wenn nicht ein entsprechendes Verdienst dahinter stand. Und der arbeitende Bauer war ihr mehr als der müßiggehende Standesgenosse. So konnte sie noch

nach Jahren, als ihr liebster Junge bereits Student war, glückhaft sagen: „Er ist nicht angesteckt von der Epidemie der Reichsritterschaft, die sich über die anderen erhaben dünkt, weil sie einige chimärische Privilegien, Prärogative besitzt, die mehr kosten, als sie wert sind! Nein, das ist nicht sein Tic!" Sie wies hinüber nach der Burg der Väter, deren rote Türme drüben jenseits der Lahn aus dem Grün lugten, und machte ihnen die Geschichte ihres Landes, ihres Volkes und ihres Geschlechtes lebendig. Verantwortungsgefühl sollte sich in die jungen Seelen senken, Verantwortung vor der Geschichte, Verantwortung vor den ernsten Gesichtern der würdigen Ahnen und vor ihrem Reichsrittergeschlecht.

Aber nicht nur Verantwortungsgefühl vor der Vergangenheit wußte diese deutsche Frau in ihren Kindern zu wecken, sondern auch Verantwortungsgefühl vor Gott. Ihr Hausfrauentum ruhte in einer tiefen und echten protestantischen Frömmigkeit, in einem schlichten und ehrlichen Bibelglauben. „Was Gott tut, das ist wohlgetan", schrieb sie in schweren Stunden und suchte diese Hingabe an Gott auch ihren Söhnen und Töchtern zu vermitteln, ebenso wie die Verpflichtung, mit all ihren Gaben nur seine Haushälter zu sein. Bescheidenheit vor Gott, trotz allen ritterlichen Stolzes, träufelte sie so in die jungen Seelen und lehrte die leicht Aufbrausenden, in deren Adern das Blut der heldischen Väter floß, Selbstbeherrschung und Fügsamkeit. Eindringlich klangen ihre Worte, die sie, als der trotzige Sohn im Studentenleben ihren Händen schon halb entglitten war, an ihn richtete: „Ich beschwöre Dich, nicht jene jämmerliche Idee zu nähren, als ob Fügsamkeit Dich herabwürdigte und als ob Du nicht erwachsen wärst, wenn Du Dich nicht über alles hinwegsetzest, was man Dir sagen kann! Bei Gott, wenn solche Gedanken Dir kommen, verjage sie rasch! Sonst können sie Dich ins Verderben führen!"

Und der junge Freiherr vom Stein verjagte sie. Er folgte seiner Mutter. Und vieles, was wir heute an ihm schätzen, verdankte er in den Ansätzen ihren liebevoll leitenden Händen. Noch als Fünfunddreißigjähriger sagte er von ihr: „Jede Abweichung von ihrem segensvollen Beispiel war für mich ein Schritt zum Verderben und eine Quelle bitterer Reue." Größere Worte kann man wohl kaum von seiner Mutter sagen.

Aber nicht nur die Mutter, auch die häusliche Umgebung half die junge Seele formen. Felder und der Geruch des Ackers breiteten sich um seine Jugend. Noch als Mann hat er das Leben auf dem Lande als die beste Schule bezeichnet. Hier lernte er in altväterlichem Zusammensein den Wert des Bauern schätzen, hier wurde der Keim zu seiner späteren Hochschätzung des freien Mannes auf freier Scholle gelegt.

Aber auch die ersten Keime eines höheren, umfassenden Gedankenfluges wurden im Gutshaus und seiner Umgebung geweckt. Hier verkehrte der junge Goethe. Hierher kamen die großen Erzieher Lavater und Basedow. Und Sophie Laroche, die größte Dichterin ihrer Zeit, las hier ihre Verse. Und nicht zuletzt hielt der preußische Minister Schleinitz oft Einkehr in dem gastlichen, wohlgepflegten Hause.

Der Student Stein

So gingen Steins Knabenjahre dahin. Ackerwind durchwehte sie. Mutterhände leiteten und überstreichelten sie. Des Vaters Gestalt gab ihnen Ziel. Und die hohen Gäste des Landhauses verliehen ihnen Weite. Mit kaum 16 Jahren war er fähig, die Universität zu besuchen. Während alle seine Brüder Soldaten wurden, sollte er Rechtswissenschaft studieren. Nach den schon früh bei ihm hervortretenden geistigen Gaben war er unter zehn Geschwistern dazu ausersehen, später die väterlichen Güter zu übernehmen. Denn da sie durch ihre weit verstreute Lage sehr schwierig zu verwalten waren, mußte der spätere Besitzer hervorragende Begabung und Kenntnisse haben. — In Begleitung seines Erziehers kam er nach Göttingen, der besten Universität des damaligen Reiches. Ein Menschenalter später hat dieselben Bänke ein anderer Rechtsstudent „gedrückt", dessen Name heute oft mit dem Steins zusammen genannt wird: Otto von Bismarck.

Aber der Student Stein lebte stiller und zurückgezogener als der Student Bismarck. Von der lauten Geselligkeit und dem tollen Treiben, dem sich insbesondere die adligen Studenten hingaben, hielt er nicht viel. Er saß über seinen Büchern oder rang mit seinen Freunden um die brennenden Fragen, die gerade damals aufgeworfen wurden. Das Zeitalter der unumschränkten Fürstenherrschaft ging zu Ende. Das wurde auch in den geistigen Strömungen, die die Universität durchpulsten, bemerkbar. Stein ließ sich von ihnen erfassen, aber nicht bedingungslos von ihnen treiben. Zu fest hatte die Mutter mit ihren Geschichts- und Ahnenlehren die sonst so leicht entzündbare Jungenseele geformt. Hier an der Universität gab er sich ihren Anregungen weiter und mit großer Inbrunst hin, so sehr, daß die deutsche Geschichte ihm in Fleisch und Blut überging und daß er das ganze Welt- und Zeitgeschehen von höherer Warte und von hier an nur noch unter einem einzigen Gesichtswinkel sah — unter dem der Geschichte. Er lernte die Entstehungs- und Vergehensgeschichte der Völker und Reiche kennen. Er sah in dem wirren Wechsel eherne Gesetzmäßigkeiten walten. Wohl wurde Freiherr vom Stein später zum Revolutionär, der alte, überlebte Gesetzestafeln zerbrach und ein neues Zeitalter heraufzuführen sich bemühte. Das tiefe Wurzeln in der Geschichte und im Heimatgrund aber befähigte ihn dazu, niemals den Boden unter den Füßen zu verlieren, nie zum Phantasten zu werden. Darum ist er uns Heutigen so nahe. Denn auch wir wurzeln in der deutschen Heimatscholle und lauschen auf den Gang, den die Jahrtausende nahmen.

Neben den Fragen der Geschichte studierte er mit gleichem Eifer Rechts- und Verfassungsfragen, während ihn die praktische Arbeit nach seiner Universitätszeit durch ganz Deutschland führte. Zuerst war er mehrere Monate am Reichskammergericht in Wetzlar tätig, dann in Mainz, Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München. In Regensburg erhielt er Einblick in die Arbeiten des deutschen Reichstages, der damals dauernd dort tagte. Über Salzburg und Passau ging er nach Wien. Dort saß der Reichshofrat. Neun Monate war Stein hier. Und seine wachen Augen sahen, wie in den anderen Städten, alles. Er erkannte,

wie trüb es damals um die deutsche Verwaltung und Gerichtsbarkeit bestellt war. Er sah den Staub und die Morschheit aller Einrichtungen. Seine an der Geschichte geschulten Augen erkannten die Krankheitskeime, die überall nisteten. Und sein Geist fing schon damals an, Pläne und Entwürfe zu ersinnen.

Während seines Studiums und seiner Reisen erfüllte ein helles Klingen das Land. Es kam vom Norden und rührte von den Trommeln preußischer Grenadiere her. Der Ruhm Friedrichs des Großen wehte über die deutschen Gaue. Aller Augen waren auf den kleinen Staat im Norden gerichtet, dessen Führer es vermocht hatte, aus Sumpf und Sand eine Großmacht zu schaffen. Zum erstenmal seit einem Jahrtausend fühlte man durch Friedrichs des Großen Taten wieder mit Stolz, daß alles, was deutsch sprach, ein Reich, ein Volk war. Der junge Reichsfreiherr vom Stein, dessen Ahnen durch ihren Stand immer nur mit dem Reich als Ganzem verbunden waren, war hingerissen. Ihn begeisterten aber nicht nur die glänzenden Schlachten, die Friedrich schlug. Er war Rechtswissenschaftler und sah die Verwaltung. „Ich bin der erste Diener meines Staates!“ Dieses Wort Friedrichs war es ja, das er unausgesprochen in sich trug, und das er vergeblich in den Reichsständen zu finden versuchte. Der kleine Preußenkönig hatte die alten Zöpfe in der Verwaltung abgeschnitten, den muffigen Aktenstaub hinausgefegt und die Amtsstuben mit reiner Luft erfüllt.

Das Ergebnis seiner Reisen durch die deutschen Gaue war sein Entschluß, in preußische Dienste zu treten. Was das bedeutet, kann man nur im Hinblick darauf ermessen, daß er durch der Ahnen Blut und als Reichsfreiherr doch aufs engste mit dem Kaiser hätte verbunden sein müssen. Sein Übertritt zu Preußen, das soeben Österreich entscheidend geschlagen hatte, war eine Absage an ihn. Das war seine erste selbständige Tat. Die Zukunft Deutschlands erblickte er seherischen Auges in dem Land im Norden und Osten: in Preußen.

Jetzt beginnt sein Aufstieg. Stein hatte sich in den Boden gepflanzt, in dem er wachsen konnte. Er wurde Referendar beim Bergwerks- und Hüttendepartement in Berlin, dann — schon als 27jähriger — durch seine Umsicht und Tüchtigkeit Direktor der westfälischen Bergämter und der Mindenschen Bergwerkskommission. Er saß in Wetter an der Ruhr und arbeitete mit Ernst und Gründlichkeit. Hier kam er wieder, wie daheim in Nassau, mit Land und Leuten in enge Berührung, lernte wieder die Urwüchsigkeit des bodenverbundenen Menschen kennen — und wußte, diese Kräfte zu werten. Er setzte es durch, daß die Bergleute ihre eigenen Angelegenheiten selbst verwalteten, um sie dadurch an den allgemeinen Fragen teilnehmen zu lassen und ihre Fähigkeiten für das Ganze nutzbar zu machen. Fast zehn Jahre lang lebte er hier und tat viel für den Teil am Gesamtstaat, den er zu verwalten hatte.

Er wurde Direktor der Kammern von Cleve und Mark und hatte nun neben seinen Bergwerkssorgen auch solche wirtschaftlicher Art. Die Wasserwege an Rhein und Ruhr ließ er ausbauen und Straßen instandsetzen. Auch hierbei zeigte sich wieder die neue, ungewohnte Weise seines Vorgehens. Nicht von Mitarbeitern ließ er sich beraten, nicht von Aktenmenschen sich Vorschläge machen. Er ging zum Volke selber und fragte es. Er fragte Kaufleute und Fuhrmänner. Das war damals unerhört. — Aber er kam damit zu überraschenden Ergebnissen.

Hier in Cleve und Mark lernte er auch die letzten Spuren einer landständischen Verfassung kennen, die sonst in Deutschland nicht mehr vorhanden war. Hier im äußersten Zipfel des preußischen Staates hatte sich trotz allem Absolutismus noch ein Rest altgermanischer Verfassung erhalten. Die Bevölkerung wirkte durch ihre selbstgewählten Vertreter noch lebhaft mit an der Verwaltung der Provinz. Und Stein erkannte, welche Kräfte daraus zu gewinnen waren. Hier wurden noch Amts- und Erbentage abgehalten, waren noch Kirchspielversammlungen, regelten noch die Bauern ihre Gemeindeangelegenheiten und Kirchenfragen selbständig. Der Geschichtsforscher Stein verfolgte all dies mit großer Aufmerksamkeit. Und immer fester wurde seine Ansicht, daß nur so, nur in diesem germanischen Sinn, auch ein großes Reich im ganzen und in seinen Teilen gut verwaltet werden könne. Er hat bei seinen späteren Reformen viel an dieses starke Land an der Grenze zurückgedacht.

In steiler Kurve ging Steins Lebenslauf aufwärts. Er wurde Regierungspräsident, wurde Oberpräsident. Immer aber blieb er landgebunden und in engster Fühlung mit der Bevölkerung. Es galt, in seinem Gebiet für die preußischen Truppen, die in den Krieg gegen das Frankreich der großen Revolution zogen, Verpflegung zu beschaffen. Frühere Präsidenten hatten in solchen Fällen diese Aufgabe Großlieferanten übertragen, die unter Aussaugung der Bevölkerung maßlos verdienten. Stein lehnte ein solches Verfahren ab. Er rief die ständischen Vertreter des Landes zusammen und ließ von ihnen persönlich die Lieferungen durchführen. Diese Art bewährte sich glänzend.

Daneben bemühte sich Stein mit Erfolg, die hereinbrechenden französischen Revolutionstruppen aus dem Land zu drängen, sorgte durch Straßen- und Kanalbauten für die friedliche Wohlfahrt der Provinz und erstrebte mit großem Eifer die enge Zusammenfassung der drei getrennt liegenden Gebiete, um wenigstens in diesem Teil eine gewisse Einheit herzustellen.

Stein war Reichsfreiherr, dachte in Reichsgedanken, war nach Friedrich dem Großen einer der ersten, der das Wort „Nation" nicht im Munde führte, sondern auch im Herzen trug. Nichts haßte er mehr als die Kleinstaaterei und die Eigenbrötelei, worin jeder Fürst nur das Seine, nicht das Ganze, nicht Reich und Volk suchte. Die Verwirklichung seiner Staatsgedanken glaubte er allein von Preußen erwarten zu können. Er war ganz Preuße geworden: in Haltung, Gedanken und Taten. Darum tauschte er auch seine linksrheinischen Besitzungen gegen die Herrschaft Birnbaum im Posener Lande aus.

So folgte er ohne Zögern dem Ruf nach Berlin, als er Ende Oktober 1804 zum Staatsminister ernannt wurde. Allerdings wurde ihm der Abschied von seinem Westfalenland nicht leicht.

Der Ruf nach Berlin war eine Anerkennung seiner Verwaltungsverdienste, seiner „ins Große gehenden Begabung". Wertvoller noch war ihm die Ehrung, die ihm von unten, vom Volke her, zuteil wurde. Rührend klangen die Abschiedszeilen, die ihm die Bewohner des Kreises Wetter schrieben, in denen sie hervorheben, daß er „Offenheit, Liebe, Zutrauen" zwischen Volk und Verwaltung gesät habe. Von ebensolcher Anhänglichkeit zeugte der Antrag der Stände von Mark an den König, den Freiherrn vom Stein zu ihrem Landtagskommissar zu ernennen. Denn — so begründeten sie ihren Antrag — sie hätten Vertrauen zu ihm und unendliche Beweise, daß er „sich um das Wohl des Vaterlandes mit dem tätigsten Eifer" verdient gemacht habe.

Die Kammer von Münster hängte Steins Bildnis in ihr Sitzungszimmer.

Der Minister Stein

Stein war nun Staatsminister im Generaldirektorium in Berlin und hatte als solcher die Angelegenheit der Steuern und Zölle, des Handels und der Industrie zu verwalten. Mit Eifer gab er sich seiner Aufgabe hin. Aber hier in Berlin war es anders als in Westfalen. Wo auch immer er dort seine starke Kraft angesetzt hatte, war er durchgedrungen. Denn dort hatte er die gesamte Verwaltung in Händen gehabt, war selbständig gewesen und hatte von Grund auf die Maßnahmen treffen können, die nach seiner Ansicht zum Erfolge führen mußten. Hier

in Berlin aber unterstand ihm nur ein Teilgebiet. Und seine Arbeit wurde beeinträchtigt, weil die benachbarten Verwaltungsgebiete versagten. Sollte etwas Ersprießliches geleistet werden, so mußte nach seiner Ansicht die gesamte Staatsführung auf ein anderes Gleis geschoben werden. Der König thronte fern und unnahbar, war von seinen Geheimen Räten umgeben, die ihn wie mit einem eisernen Ring von seinen Ministern wie von seinem Volk abschlossen. Stein erkannte: Dieser Ring der Geheimräte mußte, sollte Preußen nicht versinken, zerschlagen werden. Denn vor den Toren stand der Feind, dem eine so volksfremde und schwerfällige Verwaltung, in der eigensüchtige und unfähige Männer den Ton angaben, nicht gewachsen war. Der König, von Günstlingen umgeben, erkannte nicht die Gefahr, in der der Staat schwebte. Er wehrte sich gegen Steins staatserneuernde Vorschläge, bis es zu spät war.

Das Unglück von Jena und Auerstedt brach herein. Dem militärischen Zusammenbruch folgte ein ebenso furchtbarer Zusammenbruch der Verwaltung. Dann endlich war der König zu den von Stein erstrebten Reformen bereit. Aber nicht lückenlos wollte er sie durchführen. „Ganz oder garnicht!" sagte Stein, weil er wußte, daß Halbes zwecklos ist. Das heftige Blut seiner Rittervӓter begehrte auf. König und Minister gerieten hart aneinander. Und mit dem Vorwurf, er sei ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener", wurde er entlassen.

Der Freiherr vom Stein zog sich, tief verbittert, auf das Schloß seiner Väter zurück. Seine so stolz begonnene Laufbahn schien zu Ende. Auf die Wochen und Monate größter Erregung und angestrengtester Arbeit folgte Untätigkeit. Stein brach unter dem Wechsel zusammen. Krank lag er darnieder. Aber in Fieber und Wachen entstand vor seinen Augen ein völlig Neues.

Dieses Neue rüttelte Stein auf, weckte Kräfte in ihm, die bisher noch geschlummert hatten, und machte aus ihm einen anderen Menschen.

War er vorher ein tüchtiger, pflichttreuer, hervorragender Beamter gewesen, so wurde er jetzt zum vorwärtsstürmenden, seine Grenzen sprengenden Reformer und Revolutionär. Im Januar 1807 war er in die Einsamkeit gegangen. Nach einem halben Jahre schon breitete er vor der Öffentlichkeit in der berühmten „Nassauer Denkschrift" die Grundsätze aus, in denen er seine bisherigen Erfahrungen und Betrachtungen zusammenfaßte und zugleich überholte. Nicht mehr genügte ihm die bloße Reform der Staatsleitung. Er stieß ins Leben des gesamten Staates vor und entwickelte einen völlig neuen Gedanken, den Gedanken des freien, auf deutschem Boden und aus deutscher Geschichte gewachsenen Reiches.

Der Reformator Stein

Der alte Stein wäre trotzig und taub geblieben, wenn der König auch noch so dringend gerufen hätte. Und der König rief. Der neue Stein, der aufgerüttelte, wiedergeborene Stein aber folgte. Ein Feuer war in ihm entzündet; der Fels hatte Funken geschlagen. Es galt, den neuen Staatsgedanken in Preußen zu verwirklichen.

Der Tilsiter Vertrag, der Preußen Unmenschliches aufbürdete, war unterzeichnet. Und Napoleon drängte auf Erfüllung. Der Korse selber hatte Stein zum Leiter der preußischen Gesamtverwaltung vorgeschlagen. Denn er beabsichtigte, die im Friedensvertrag festgesetzten Beträge aus dem zerrütteten preußischen Staat auch wirklich herauszuholen. In seinem Gefühl für die Größe eines Mannes hatte er Stein als den Einzig-Fähigen erkannt.

„In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen..." Mit diesen Worten sagte Stein dem bittenden König, der ihn vor wenigen Wochen noch davongejagt hatte, sein Kommen zu. Noch lag er krank in Nassau. Aber nun stand er auf und war gesund. Er wurde der allmächtige Mann in Preußen. Nur die Militärangelegenheiten lagen in anderer Hand. Alles übrige bestimmte er. Er hatte jetzt die Gewalt, seine Gedanken zu verwirklichen. Sofort ging er ans Werk.

Noch im Herbst des gleichen Jahres verkündete er das Gesetz, das die Bauern zu freien Männern auf freier Scholle machen sollte. Nicht zufällig ist die Bauernbefreiung seine erste Tat. Er hatte schon längst den Bauernstand als den wichtigsten Stand des Staates, als den Urgrund des Volkes erkannt. Von den unwürdigen Diensten für die Gutsherren und ihrer eigensüchtig ausgenutzten Gerichtsbarkeit sollten die Bauern erlöst werden. Der Grund und Boden, den sie beackerten, sollte ihnen auch gehören und unveräußerlich sein. Sie sollten an die deutsche Scholle und damit an des Volkes Schicksal gefesselt werden. Sie sollten stolze, starke, selbstbewußte Menschen werden, die ihr Leben für ihren Boden und für das ganze Volk einzusetzen bereit waren.

Und wie er den Bauern an Grund und Boden, an Gemeinschaft und Nation binden wollte, so auch den Städter: den Bürger. Sein zweites großes Gesetz war die Städteordnung. Der Bürger wurde durch sie einbezogen in die Verwaltung des Gemeinwesens, erhielt Anteil an der Bestimmung des Geschickes, war verantwortlich für das Gedeihen der Stadt. Der Bürger sollte nicht mehr länger nur für sich selbst leben, sondern für die Gemeinschaft, für die Stadtgemeinde, für den Staat.

Nebenher ging die Reform der Staatsverwaltung, die er vereinfachte, organisch gestaltete und zu größerer Wucht zusammenfaßte. Auch hier sollte die Selbstverwaltung wirksam werden.

Dieser Gedanke war ihm eben der Schlüssel zu den schlummernden Kräften unseres Volkes. Im Zeitalter des Absolutismus, als alles von oben her durch Polizei und Beamte geregelt wurde, waren sie verschüttet. Da Beamte und Polizei

sorgten, durfte und brauchte der einzelne ja nicht zu sorgen. Die geheimnisvollen Kräfte verkümmerten. Stein wollte sie, indem er an die Stelle von Polizei- und Beamtengewalt die verantwortliche Tätigkeit des einzelnen setzte, wieder erwecken, für das Volksganze nutzbar machen. Denn er erkannte: Nur wenn jeder einzelne mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft mithilft, kann der bis zur Vernichtung getroffene Staat gerettet werden und zu neuer Größe erblühen. Einen ungeheuren Umbruch der Volksseele bahnte er an, einen Umbruch, dessen Vollendung er allerdings nicht mehr erleben sollte. Erst in unseren Tagen gelang es, die Kräfte in den Tiefen der Volksseele für die Nation restlos zu entfesseln und sie zur Überwindung einer noch größeren Not als der damaligen anzusetzen.

Der verbannte Stein

Stein war es nicht vergönnt, seine Reformen, die er mit so großem Anlauf begonnen hatte, zu Ende zu führen. In Abwehr erhob sich fast der gesamte preußische Adel und Großgrundbesitz gegen ihn, machte ihm das Leben schwer und hemmte seine Maßnahmen.

Vielleicht wäre der Zähe und Unermüdliche mit diesen Widersachern fertig geworden. Aber ein größerer Widersacher erstand ihm: Napoleon. Steins Tätigkeit durfte nur Nebenarbeit sein. Seine Hauptaufgabe war es — dazu wurde er ja eingesetzt —, den Friedensvertrag von Tilsit und Napoleons Forderungen zu erfüllen. Übermenschliches mußte er leisten, und er tat es. Erst einmal die Franzosen aus dem Land — dann würde es auch, wenn diese ihn nicht mehr so außerordentlich beengten, mit der Erneuerung schneller vorangehen. Er erfüllte und erfüllte. Immer neue Geldquellen wußte er zu erschließen, immer neue Gelder aus dem zerrütteten Land zu holen. Aber es nutzte nichts. Napoleon war unersättlich und saugte wie ein Vampyr an den Lebenskräften des preußischen Volkes.

Da wurde es Stein zur Gewißheit: Napoleon wollte nicht nur Geld und nochmals Geld. Er wollte mehr. Napoleon trachtete dem Lande nach dem Leben. Vernichtet sollte es werden! Was würden da alle Mühen nützen, alle Maßnahmen helfen! Ein unbändiger Haß gegen den „Feind des Menschengeschlechts" — wie Stein damals Napoleon zu nennen begann — wuchs in ihm auf und brannte weiter. Anfangs hatte er Napoleons Größe geachtet. Jetzt sah er den Teufel in ihm, gegen den sein ritterliches Gewissen in unbändiger, verzweifelter Wut ansprang.

Steins Zorn und gerade Gesinnung waren größer als seine kluge Diplomatie. Und so ließ er einen Brief aus den Händen, in dem er offen von seinem Haß gegen Napoleon sprach und dazu aufforderte, die Unzufriedenheit gegen das französische Joch zu schüren. Frankreichs Spione faßten den Brief. Da war sein Los besiegelt. Das Schreiben wurde veröffentlicht. Nicht länger durfte Stein — wollte Preußen es nicht völlig mit Frankreich verderben — Minister und Vertrauter des Königs bleiben. Er erbat seine Entlassung und erhielt sie. Im Dezember 1808 ging auch ein Erlaß Napoleons in alle Welt. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Kaiserlicher Befehl.

1. Der namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen mag, werden mit Beschlag belegt.

3. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder durch unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht."

Stein war in Acht und Bann. Wenn ihn die Franzosen ergriffen, würden ihre Kugeln ihn niederstrecken.

So mußte er fliehen. Er wandte sich nach Österreich, wo gerade gegen Napoleon gerüstet wurde. Der Kaiser und der Kanzler Metternich sahen den Verbannten nicht gern kommen, weniger wegen des auf ihm lastenden Bannes, als wegen seines revolutionären Rufes. Wie der Adel Preußens, so wandten sich auch die herrschenden Schichten Österreichs gegen ihn. In Wien durfte er nicht bleiben. In Brünn wurde ihm, unter geheimer Überwachung, der Aufenthalt gestattet.

In Preußen war währenddessen das Erneuerungswerk völlig zum Stocken gekommen. Steins Pläne wurden vom Ministerium Dohna-Altenstein, das in allem nur Halbes tat und auf keinem Gebiet Rat wußte, beiseite geschoben. Das von allen Reformfreunden mit großer Hoffnung begrüßte Ministerium Hardenberg brachte die begonnene Erneuerung im Sinne Steins nicht vorwärts. Zwar nahm Hardenberg die Gedanken Steins auf, änderte sie aber ab. Und unter seinen Händen verkehrten sie sich bei der Auswirkung vielfach in ihr Gegenteil. Auch wurde der von Stein geplante Bauernschutz nicht durchgeführt. Der Adel brachte vielmehr gerade damals weite Strecken guten ostdeutschen Bauernlandes in seinen Besitz.

Stein sah knirschend und ohnmächtig dem Treiben in Preußen von weitem zu. Er konnte nicht helfen. Nur die eine Hoffnung hatte er noch: daß Deutschland vom Franzosenjoch befreit werden könnte. Dann würde sich Gelegenheit finden, alles wieder ins rechte Lot zu rücken. Die Verbannung gab ihm Muße, seine Gedanken noch weiter zu vertiefen und seine Staatsanschauung zur Weltanschauung auszuweiten. Napoleon war ihm nun nicht mehr nur der Feind, der sein Vaterland unterdrückte. Napoleon war ihm das Böse schlechthin, war ihm Werkzeug Gottes, das die von seinen religiös-sittlichen Gesetzen abgerückte Menschheit auf-

rütteln und zur Besinnung bringen sollte. Napoleon war ihm die Verkörperung des mit der „Aufklärung" beginnenden, von der französischen Revolution fortgesetzten liberalistischen Zeitalters, in dem die Selbstsucht herrschte, die Weichlichkeit, die Scheu vor Opfern und Schmerzen. Dieses Zeitalter bekämpfte Stein mit der ganzen Glut seiner sittlichen Haltung, die eine andere war, als der Adel der Zeit sie hatte. Denn auch der Adel war ja angefressen und verseucht von der Selbstsucht und der Vernunftanbetung des französischen Westens. Mit der Beseitigung Napoleons, so hoffte Stein, würden die Deutschen wieder zu Gott und zum Guten zurückfinden. Dem Sturz Napoleons galten alle seine Gedanken und Bestrebungen. Einstweilen aber war er unterlegen, war er der Gebannte, der nichts ausrichten konnte.

Nichts ausrichten? Nie war Stein reger als in jenen Jahren. Überall hatte er seine Fühler; überall schürte er. Überall war er zur Stelle, wo sich etwas gegen Napoleon regte. An Preußen und Österreich versagte sein Bemühen. Preußens und Österreichs Führer huldigten Napoleon. Mit grenzenloser Verachtung sah er auf die Männer, die diese Länder so entwürdigend führten.

Der Korse war im Begriff, mit der Großen Armee aufzubrechen. Da traf Stein überraschend die Aufforderung Alexanders I. von Rußland, sein persönlicher Berater zu werden. Denn der Zar wußte, wie sehr Stein Bonaparte haßte und welche gewaltigen Kräfte in ihm wirksam waren.

Wohl ging Stein, wenn er dem Rufe folgte, persönlich einer völlig ungewissen Zukunft entgegen. Aber er wußte seinen Weg. „Es gibt in diesem Augenblick", so schrieb er in seiner Zusage an den Zaren, „nur eine Pflicht: sich dem öffentlichen Wohl zu weihen, die Pflicht einer völligen Selbstentäußerung völligen Vergessens aller persönlichen Rücksichten."

Stein kam zum Zaren. Er ahnte, daß es dem Entscheidungskampf entgegenging. Mitten in diesen Kampf stellte er sich hinein. Aus dem Kampf Napoleon-Preußen und Napoleon-Rußland wurde letzten Endes ein Kampf Napoleon-Stein.

Wie der Kampf ausging, wissen wir. Napoleon stürzte und wurde vernichtet. Stein wurde Sieger.

Der Befreier Stein

„Die Könige, Prinzen und Marschälle haben sich zu ihren Armeen zu begeben!" Dieser stolze Befehl des Korsen ging von Dresden aus in seine Länder. Ein Heer von 650000 Mann brach nach dem Osten auf, ein Weltreich von nie gekannten Ausmaßen zu vollenden.

Zu gleicher Zeit brach, von Brünn aus, Stein nach Rußland auf.

Der Zar, zu dem er kam, war wohl ein Feuerkopf und gewillt, den Kampf mit Napoleon aufzunehmen. Aber der Fünfunddreißigjährige hatte keine innere Festigkeit und keine Ausdauer. Zu ihm kam der fünfundfünfzigjährige Stein, ausgestattet mit Wesenszügen, die geeignet waren, die mangelnden Eigenschaften des Fürsten auszugleichen. Der Zar erhielt an Stein eine Stütze und wurde durch ihn zum Werkzeug der Befreiung Europas.

Stein war am Hofe des Zaren vor allem Vertreter der deutschen Belange. Von Petersburg aus schürte er in Deutschland. Er berief Ernst Moritz Arndt — der Napoleon ebenso haßte wie er selber — zu sich. Und der deutsche Dichter begann im Sinne Steins gegen Napoleon Sturm zu laufen. Den Kampf gegen den Korsen machte Arndt zu einem heiligen Kampf, zu einem Kampf, der unter dem Zeichen des Kreuzes stand. Er wurde zu einem hinreißenden Prediger, an dessen sittlicher Kraft und Leidenschaft Gleichgesinnte in Preußen Feuer fingen. Wie Arndt redeten Fichte und Schleiermacher, dichteten Körner und Schenkendorff.

Sein ganzes Gewicht warf Stein in die Wagschale, als der wankelmütige Zar nach der Schlacht von Borodino und dem Brande Moskaus den Krieg aufgeben wollte. Und Stein behielt recht: Napoleons Riesenheer kam in den Schneefeldern Rußlands um. Aber wieder mußte Stein die ganze Last seiner gewichtigen Persönlichkeit einsetzen. Alexander I. wollte umkehren, nachdem er die Reste des französischen Heeres bis zur Grenze verfolgt hatte. Steins Denkschrift vom 17. November 1812 forderte den Zaren auf, „Befreier Europas" und „Wohltäter der jetzigen Menschheit" zu werden. Und wirklich: Alexander folgte nicht dem Vorschlag seiner russischen Ratgeber, sondern der Bitte des preußischen Staatsmannes.

Aus dem Verteidigungskrieg wurde der Angriffskrieg. Das russische Heer ergoß sich als Befreier nach Preußen hinein, von der durch Stein und seine Helfer geschürten Begeisterung getragen und Preußen mit sich fortreißend.

Stein kam zu York, der inzwischen den Vertrag von Tauroggen unterzeichnet hatte. Er kam nach Königsberg und trat vor die preußischen Stände, die nach anfänglichem Sträuben — sie waren königstreu und wollten zuvor den Befehl des Monarchen hören — sich ihm anschlossen. Dann war er in Breslau bei Friedrich Wilhelm III. und vermochte diesen aus seinem Zögern endlich herauszureißen. Der „Aufruf an mein Volk" wurde erlassen. Freiwillige strömten zusammen. Der preußische Befreiungskampf begann.

Noch aber war keine Ruhe bei Stein. Seiner Anregung gemäß wurde ein Verwaltungsrat gebildet, in dem alle Angelegenheiten der am Kampf gegen Napoleon beteiligten Mächte geregelt werden sollten. Es war trotz des hohen Zuges der Zeit ein verzweifeltes Unterfangen, allen sich wieder meldenden deutschen Sonder- und Eigenwünschen gerecht zu werden.

Aber Stein schaffte es. Er erreichte es auch, daß endlich Österreich der Kampffront beitrat, erreichte es trotz aller Ränke deutscher Fürsten und Staatsbeamten. Und als dies gelungen war, hatte er seine große Not, die Verbündeten zusammenzuhalten und Sonderfriedensschlüsse, die nur das Wohl des einzelnen suchten, zu hintertreiben.

Stein war oft dem Verzweifeln nahe. Nur der Gedanke an Deutschland, an das Großdeutschland, das er immer, fern allen eigenen Wünschen, von hoher Warte aus vor sich hatte, hielt ihn aufrecht, machte ihn standhaft und gab ihm immer neue Kräfte.

Endlich war das Ziel erreicht. Napoleon war besiegt und abgesetzt, und die deutschen Heere zogen durch die Straßen der französischen Hauptstadt. „Wir müssen uns demütigen und niederwerfen vor der Vorsehung, die so die Ereignisse geleitet hat", schrieb damals Stein an seine Frau.

Noch einmal und ein letztes Mal mußte Stein zustoßen. Der Niedergeschlagene und Totgeglaubte regte sich von neuem. Napoleon war von Elba ausgebrochen und sammelte mit dem ihm angeborenen Geschick neue Heere zum Kampf gegen Deutschland. Da wußte Stein die Fürsten, die sich in Wien auf dem Kongreß jämmerlich um die Siegesbeute stritten, gewaltsam zusammenzufassen und auf den Korsen zu hetzen. Napoleon wurde geächtet. Die Heere der Verbündeten ergossen sich noch einmal nach Frankreich hinein. „Mut, Vertrauen auf Gott, Ausdauer!" rief Stein ihnen zu. In der Schlacht bei Waterloo, am 18. Juni 1815, wurde Napoleons Schicksal besiegelt. Der riesenhafte Kampf der beiden größten Männer ihres Zeitalters war beendet. Der Deutsche hatte gesiegt.

Der einsame Stein

War das Ziel erreicht? Nein, nur ein Teilziel war gewonnen! Die Vernichtung Napoleons stand bei Stein unter einem höheren Gedanken, wie ihm auch seine Reformen nur Glied eines Größeren bedeuteten. Gekrönt sehen wollte er Sieg und Erneuerung durch eine gesamtdeutsche Staats- und Reichsgewalt, die — kraftvoll und einig nach außen — das Volk im Innern von Gewaltherrschern, von kleinen Herren und Fürsten befreien sollte. Ein freies deutsches Reich erträumte er. Er arbeitete an Verfassungsentwürfen. Aber ungehört verhallte seine Stimme im Wiener Kongreß. Fürsteneigennutz und erbärmlicher Streit der Führenden, die sich dem Heraufkommen der neuen, von Stein angebahnten Zeit entgegenbäumten, brachten Stein und mit ihm das Volk um den endgültigen Sieg. Der Sieg über Napoleon wurde nicht genutzt. Die Wiener Schlußartikel waren für Stein die schwerste Enttäuschung seines Lebens. Den „Dämon Napoleon" hatte er besiegt. Der Dämon „deutsche Zerrissenheit" besiegte ihn. Den größten Feldherrn seines Zeitalters hatte er zu Boden geworfen. Vor den Kleinen und Kleinlichen in deutschen Landen, die im alten Gleise weiter wollten, mußte er die Waffen strecken. Er zog sich in schweigender Größe in die Felderweiten zurück, wo jeder Baum größer war als Könige und Fürsten zusammen. Sein Glaube an Preußen, das wie alle anderen kleinen deutschen Länder den Weg der „Restauration", d. h. des Rückschrittes, der Wiederherstellung alter, überlebter Verhältnisse ging, war tot. Den Grund und Boden, den er in Preußen einst mit vielen Erwartungen erworben hatte — die Gutsherrschaft Birnbaum — verkaufte er. Er wollte lieber bei den freien Bauern Westfalens wohnen. In dem ehemaligen Prämonstratenserkloster Kappenberg bei Münster schuf er sich eine neue Heimat.

Er lebte auf den Äckern und versenkte sich wieder in die Geschichte. Es gelang ihm, mit Gleichgesinnten die Drucklegung des größten Quellenwerkes der mittelalterlichen deutschen Geschichte, der „Monumenta Germaniae Historica", durchzusetzen. Von hier aus horchte sein feines Ohr in die Welt hinaus. Und er nahm trotz aller Enttäuschungen, die er erlebt hatte, an der Zeitentwicklung regsten Anteil. Es handelte sich damals darum, den einzelnen deutschen Ländern freie Verfassungen zu geben. Auch hier setzte es wieder heiße Kämpfe mit jenen, die an ihren „alten Rechten" hingen. Endlich, im Oktober 1826, war es so weit, daß Westfalen einen eigenen „Landtag" erhielt. Stein wurde sein erster Präsident. Er nahm hier später noch einmal Gelegenheit, seine Gedanken über Reich und Staat und freies Volk vor aller Öffentlichkeit auszubreiten. Aber es blieben Gedanken. Die Widerstände der Gegenseite waren zu groß.

Immer einsamer wurde er, ein alter, verbitterter Mann. Seine Frau starb; seine Töchter heirateten. Am 29. Juni 1831 schloß er selber die Augen. Seine

Gebeine ruhen bei den Rittervätern in Frücht. Der letzte Sarg der Familiengruft birgt sie. Auf seinem Totenstein stehen die Worte:

Der Letzte seines über sieben Jahrhunderte
an der Lahn blühenden Geschlechts;
demütig vor Gott,
hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechts Feind,
hochbegabt in Pflicht und Treue,
unerschütterlich in Acht und Bann,
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.



Otto von Bismarck

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach



DR. FRANZ LÜDTKE

Otto von Bismarck, des Zweiten Reiches Gründer und Kanzler

Ein Schicksalsjahr

1815. —

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert bebt Europa. Throne werden gestürzt, unzählige Menschen gemordet. Alte Ordnungen zerfallen, ständische Vorrechte werden niedergekämpft, Unterdrückte erheben sich, Frankreichs König endet auf dem Schafott. Dann tritt, der Französischen Revolution eine neue Richtung weisend, aus Korsika ein junger Offizier auf den Schauplatz der Geschichte, wird General, Feldherr, Konsul, endlich Kaiser.

Vor Napoleon Bonaparte zittert die Welt, beugen sich die Fürsten. Was sich seinem Herrschertum entgegenstellt, wird niedergeworfen. Preußen erfährt es bei Jena und in Tilsit. Spanien, Italien, Österreich erfahren es. Der alte Kampf zwischen Frankreich und England lebt neu auf. Wie wird er ausgehen? — Aber Rußlands eisiger Winter vernichtet des Kaisers riesiges Heer; das brennende Moskau ist wie eine lodernde Fackel des Gerichts. Der Freiheitskrieg Europas gegen seinen Bezwinger beginnt.

Napoleon I. gibt das Spiel nicht auf — zu groß ist sein Einsatz. Doch bei Leipzig umkreist und geschlagen, vermag er das Glück nicht mehr zu fesseln. In Paris rücken die Verbündeten ein, der Kaiser wird abgesetzt und nach Elba verbannt. Aber Elba liegt nahe am Festland; der Gestürzte horcht, wie der Wiener Kongreß das verbündete Europa zerspaltet. Ein neuer Krieg droht. Da kehrt er, das Schicksal noch einmal zu meistern, nach Frankreich zurück. Es ist der März des Jahres 1815. Napoleons „hundert Tage" nehmen ihren Anfang. Ein letztes hartes Ringen hebt an; bei Waterloo fällt die Entscheidung. Die Rolle des Kaisers ist ausgespielt — die Einsamkeit St. Helenas begräbt ihn.

In diesem schicksalhaften Jahr, am 1. April, wird Otto von Bismarck geboren, er, der bestimmt ist, dereinst das Erbe der Vergangenheit anzutreten und in höherem Sinn zu gestalten.

Wohl gibt man in Wien dem zerrütteten Erdteil eine neue Gestalt. Aber alles geht in Hast, unter Leidenschaft und Haß. Der Marschtritt der Heere, der Hall der Geschütze mahnt die Diplomaten zur Eile. Wie sollen da die Lebensfragen der Völker, die Forderungen der Staaten gegeneinander ausgeglichen werden?

Zahllose Fragen bleiben ungelöst. Eine Last wird dem Jahrhundert aufgebürdet, unter der es zuweilen fast zusammenbricht. Das Beben von 1789 zittert noch nach; ein vulkanischer Herd ist dieses Europa, drängender Kräfte voll, die stets bereit sind, Gewordenes und Werdendes zu zertrümmern. Solch Jahrhundert verlangt einen eisernen Mann. Niemand ahnt, daß das Knäblein im alten Schönhausener Schloß, an dessen Mauern die Elbe vorüberrauscht, ausersehen ist, das Herzland des Erdteils, Deutschland, zu erneuertem, starkem Leben zu führen und die Welt vor die fast vergessene Tatsache der deutschen Wirklichkeit zu stellen.

Zwischen dem Schicksalsjahr 1815 und dem Ende des Jahrhunderts liegt als größtes geschichtliches Ereignis das Lebenswerk Bismarcks.

Altmärkischer Boden – altmärkisches Blut

Zu den Strömen, die für das deutsche Werden entscheidend wurden, gehört die Elbe. Breit fließt sie durch altgermanisches Land, das allerdings zur Zeit der Völkerwanderung von den swebischen Siedlern aufgegeben worden war, so daß vom Osten her slawische Stämme Eingang fanden.

Doch vor tausend Jahren, unter König Heinrich I., beginnt Deutschland, die Gaue östlich der Elbe zurückzugewinnen. Die Heldengeschlechter der Welfen und Askanier brechen kämpfend dem Deutschtum die Bahn. Zehntausende, Hunderttausende von Kolonisten wandern ins Ostland. Sie treiben des Reiches Marken wie Bollwerke einer Festung vor, immer weiter ostwärts, bis ins Preußen- und Baltenland, bis nach Ungarn und Siebenbürgen. Das Kernstück dieser gewaltig nach Nordost und Südost ausgreifenden Bewegung ist die Mark an der Elbe, die Altmark.

Ihr Boden ist Grenzlandboden, das Blut ihrer ritterlichen, bürger- und bäuerlichen Siedler Grenzmärkerblut. Hoch ragen die Türme von Salzwedel, Stendal und Tangermünde, hart und wehrhaft die der dörflichen Kirchen. Von uraltgermanischen Erinnerungen ist das Land erfüllt, in dessen Mitte das Städtchen Bismark liegt.

Es hält die „von Bismarck" hier nicht. Ein Gären ist in ihrem Blut, ein Voranwollen; das treibt sie weiter. Wir kennen die Ältesten des Geschlechts nicht; sie werden aus Niedersachsen gekommen sein, aus dem Land Widukinds. Wer ihnen den adligen Namen gab, ist nicht bekannt. Wir wissen, daß in ihnen immer echter Adel gewesen ist, ob sie den Pflug oder das Schwert führten. Manches, was überliefert ist, weist schon auf Züge hin, die wir in Otto von Bismarck wiederfinden, dem späten und größten Nachfahren des Geschlechts.

Um 1270 wird in Stendal Herbord von Bismarck genannt, als „Aldermann" der Tuchmachergilde. Ratsfähig sind sie, die patrizischen Kaufherren; reich, mutig und eigenwillig ist die Bismarcksche Sippe. Immer kämpfen sie für das, was ihnen als Recht, immer gegen das, was ihnen als Unrecht gilt. Im 14. Jahr-

hundert begegnen wir dem Ratsherrn Rule von Bismarck, einem tapferen, in Verhandlungen bewährten Mann. Er ist nicht der letzte Bismarck, der in harten Streit mit der Kirche gerät. Als Gebannter stirbt er, und seinen Sohn, den hochbegabten, kämpferischen Klaus, trifft — trotzdem er ein langes Leben hindurch der Kirche gegenüber Versöhnlichkeit und Freundschaft beweist — das gleiche Los.

In Klaus von Bismarck ersteht nicht nur seiner Vaterstadt, sondern auch dem vielgequälten Brandenburger Land eine Persönlichkeit von staatsmännischem Rang und bewegten Schicksalen. Im Streit mit dem Rat der Stadt wird er aus Stendal vertrieben. Doch auf seinen Gütern genügen ihm Jagd und Landwirtschaft nicht; es drängt ihn zum Staatsdienst, wir finden ihn im Dienst des Wittelsbachers Ludwig, der damals die Mark „regiert". Nicht um des Bayern, doch um des Landes willen setzt sich Klaus für ihn ein. Als Dank verleiht der Markgraf ihm 1345 die Feste Burgstall. So werden die Bismarck ein „schloßgesessenes" Geschlecht gleich den Alvensleben, den Schulenburg, den Jagow und anderen Edelleuten, mit Vorrang und erhöhter Verantwortung.

Wilde Zeiten gehen damals über die Mark. Die Luxemburger strecken die Hand nach ihr aus, um ein Reich vom Mittelmeer bis zur Ostsee zu gründen. Der „falsche Waldemar" taucht auf. Schließlich wird Kaiser Karl IV. des Landes Herr und das prächtige Tangermünde märkische Kaiserstadt. Wir finden Klaus von Bismarck nun jahrelang als Stiftshauptmann des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg, seines Freundes, und dann, nach dessen Tod, wieder als Vorkämpfer brandenburgischer Freiheit. Dienst beim Kaiser verschmäht er; auch seine Söhne lehnen die Herrschaft der Böhmen ab.

Einer seiner Enkel, gleichen Namens wie er und seltsamerweise auch im Bann der Kirche, schließt sich dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg an, im richtigen Gefühl dafür, daß mit ihm in der Geschichte der Mark eine neue Zeit beginnt. Seitdem sind die Hohenzollern und die Bismarck aufs engste vereint, 4¾ Jahrhunderte hindurch — bis zu dem tragischen Jahr 1890, da Wilhelm II. Otto von Bismarck von sich stößt.

Viele Träger des Bismarckschen Namens sind uns bekannt, als Heidereiter und kurfürstliche Amtleute, als Feldobristen und Generäle, als tüchtige Gutsherren oder Landräte, zuweilen auch als wilde Abenteurer. Auf Drängen des Kurprinzen Hans Georg, der für seine Jagden die ganze Letzlinger Heide begehrt, geben die Bismarck Burgstall auf und erhalten — ein wahrlich schlechter Tausch! — die Güter Schönhausen und Fischbeck. Noch Otto von Bismarck grollt der Undankbarkeit des damaligen Herrn, dreihundert Jahre nach der „Permutation" (dem Landtausch).

Die Bismarck sind ärmer geworden, aber nicht arm. Auf allen Schlachtfeldern kämpfen sie, wie das deutsche Schicksal es erheischt: gegen Türken, gegen Franzosen, doch auch für diese oder für die Schweden. Wir finden sie verschwägert mit den vornehmen Familien der Mark (die von Katte darunter), begütert im Südwesten des Reiches wie in Ostpreußen. Sie nehmen Dienste in manchem deutschen Staat, der eine und andere auch im Ausland. Ein Bismarck

kommt nach Rußland, wird dort gestürzt, nach Sibirien verbannt, zurückberufen, wird General, Diplomat, Statthalter. Es ist, als trüge aus diesem vielfarbigen Bild seines Geschlechts Otto von Bismarck alle Wesenszüge irgendwie in sich.

Wie die anderen Bismarck, so ist auch der Schönhausener Stamm mit den Geschicken seiner Heimat eng verflochten. Im Dreißigjährigen Krieg verbrennt das Schloß; der Friede kommt, und es wird neu erbaut. Einer aus dieser Linie ficht unter Gustav Adolf, ein anderer bei Fehrbellin. An der Spitze der Anspach-Bayreuther Dragoner fällt 1742 August Friedrich, der „wilde Bismarck" genannt, im Kampf König Friedrichs um Schlesien. Immer mehr wird aus dem märkischen Landadel der preußische Schwertadel. Jener bei Czaslau gefallene Oberst ist Otto von Bismarcks Urgroßvater; dessen Sohn Karl Alexander kämpft bei Kolin, bei Leuthen und Hochkirch. Schwer verwundet nimmt er den Abschied; die Güter der Familie, die sich ins Pommersche hinein erweitert haben, bewirtschaftet er und hat noch Muße zu schriftstellerischer Tätigkeit. Sein jüngster Sohn, Karl Wilhelm Ferdinand, tritt als Zwölfjähriger ins Heer, scheidet indessen schon frühzeitig aus und findet in der Sorge für seine Güter und in der Liebe zu Wilhelmine Mencken, die er 1806 heiratet, das Glück seines Lebens. Wilhelmine, des Geheimen Kabinettsrats Mencken Tochter, schenkt ihrem Gatten sechs Kinder, von denen drei in zartem Alter sterben. Das vierte Kind ist Otto von Bismarck. In ihm mischt sich das Blut der Rittergeschlechter mit dem einer feinsinnigen, im Gelehrtenberuf und Staatsdienst lange bewährten Bürgerfamilie.

Das Blut der Bismarck aber erweist sich in Otto stärker als das der Mencken, und der märkisch-pommersche Boden mit seiner brandenburgisch-preußischen Tradition wird die wahrhafte Heimat des Mannes, den die Vorsehung zum Schöpfer des „Zweiten Reiches" berufen hat.

Das alte Bismarcksche Wappen zeigt ein goldenes Kleeblatt, aus dessen Winkeln drei silberne Eichenblätter herauswachsen. Eine Sage sieht in dem Wappenbild die Blätter des Wegedorn, und ein Volksspruch sagt:

„Das Wegekraut sollst stehen lan —
Hüt' dich, Junge, sind Nesseln dran!"

Auf keinen des Geschlechts paßt dies Wort besser als auf Otto von Bismarck.

Der junge Bismarck

„Ich war ein Junge wie andere Jungen", sagte Bismarck einmal, als er seiner Kinder- und Jugendjahre gedenkt. Wie er ein Jahr alt ist, siedeln die Eltern nach Kniephof bei Naugard über. Die Weiten des pommerschen Landes, seine stille Schönheit, Kraft und Saft der niederdeutschen Ebene — alles das prägt sich unverlierbar der Seele des Knaben, des Jünglings ein. So bleibt er auch als Mann und bis zum letzten Atemzug der Landschaft des Ostens verbunden.

Hier fühlt auch sein Vater das eigentliche Zuhause; aber die Mutter drängt nach Berlin, und es ist, als sollten die Bismarck nun Städter werden. Otto besucht die Plamannsche Schule, nahe am Belle-Alliance-Platz, wo der Turnvater Jahn vor Jahren Lehrer war und jeder Schüler sein Stückchen Garten zu bearbeiten hat; dann das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und endlich das „Graue Kloster". Als die Eltern ihre Stadtwohnung aufgeben, findet er bei dem von ihm verehrten Professor Bonnell ein Heim. Die Ferien auf Kniephof bilden den Ausgleich für das wenig geliebte Leben in der Großstadt.

Bismarcks Jugendjahre stehen unter den Eindrücken der Befreiungskriege. In dem Jungen erwächst der Stolz auf Preußen. Eingesegnet wird er von Schleiermacher, dem berühmtesten Prediger der Zeit, doch ohne in den Glaubensfragen tiefere Anregungen zu empfangen; sie sollten ihm erst später werden.

In seinen „Gedanken und Erinnerungen" berichtet Fürst Bismarck, er habe Ostern 1832 die Schule als „Pantheist" verlassen, dazu mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei; zugleich aber stellt er fest, daß diese Anschauungen sein angeborenes preußisch-monarchisches Gefühl nie ausgetilgt hätten.

Sein Sinn für staatliche Ordnung erstarkt, als er in Göttingen Rechtswissenschaft studiert. Die damaligen Unruhen in Deutschland — Folgen des Pariser Juliaufstandes — stoßen ihn ab. Als Mitglied des Corps „Hanovera" erlebt er eine fröhliche Zeit. Mehr als zwanzigmal hat er auf Zweikampf gestanden, und einmal fordert er einen Gegner, weil dieser den König von Preußen beleidigt. — Im Grunde befriedigen ihn weder die wilden Jugendstreiche noch sein Studium; auch in Berlin nicht. Doch in der Einsamkeit Schönhausens, das eine gute Bücherei besitzt, dringt er in die Welt der Wissenschaft. Hier legt er den Grund zu seiner umfassenden Bildung.

Als Referendar an der Aachener, dann der Potsdamer Regierung stürzt er sich in ein buntes gesellschaftliches Leben. Fließend spricht er Französisch und Englisch, hat viel Verkehr mit Ausländern. Doch Wirrsal und Leidenschaft packen ihn. Noch weiß er nicht den Weg zu sich selbst. Innere Kämpfe erschüttern ihn; zwecklos erscheint ihm das Dasein. Zuweilen ist es ihm, als habe er nur die Wahl, „ein Lump zu werden oder Preußens erster Mann". Das spricht er auch aus, und wenn er über die Zukunft grübelt, so wird ihm klar, daß er nie die ausgetretenen Wege gehen wird. „Ich will Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine", schreibt er.

Bei den Gardejägern in Potsdam tritt er als Freiwilliger ein, um dann sein Dienstjahr in Greifswald zu beendigen. „Es hat mir sehr gut getan, auf das Wohlleben, in dem ich mich befand, verzichten, den Tornister auf den Rücken, die Muskete auf die Schulter nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen." — Aber die innere Zerrissenheit überwindet er nicht.

Die Mutter stirbt; die Güter der Familie sind wirtschaftlich gefährdet. Da entschließt sich Bismarck, auf die Laufbahn als Staatsbeamter zu verzichten. Landwirt will er werden, nichts anderes. Kniephof, ihm vom Vater übereignet, nimmt ihn auf.

Lebenswende

Wirklich wird Otto von Bismarck ein tüchtiger Landwirt, und es scheint, als solle er in der gesunden Luft der pommerschen Landschaft genesen. Aber noch ist sein Stürmen und Drängen nicht vorüber. Er spürt einen Tatendrang in sich, für den er weder Richtung noch Ziel weiß. Er wird der „wilde Bismarck", der auch im lautesten, lustigsten Treiben an Einsamkeit und nagenden Zweifeln krankt.

Da wird ihm das Glück einer inneren Wendung zuteil. Er gewinnt Johanna von Puttkamer lieb, und in dem Kreise, dem sie angehört, eröffnet sich ihm eine Glaubenstiefe, die er bisher nicht gekannt hat. Er findet seinen Gott und läßt ihn nie wieder los. Sein Leben hat neuen Grund und neue Kraft erhalten. Nun wird auch ein Ziel nicht fehlen.

Als der Vater stirbt, siedelt Bismarck auf das Stammschloß Schönhausen über. Hier nimmt er, zum Deichhauptmann gewählt, den Kampf mit der Elbe auf.

Herrlich sind seine Briefe an die Braut — Zeugnisse tiefer Wandlung und einer menschlich großen Gesinnung. Diese Briefe und die späteren an seine Frau gehören zu den Schätzen des deutschen Schrifttums. — Am 28. Juli 1847, in bewegter und für Bismarcks Zukunft entscheidender Zeit, führt er Johanna von Puttkamer heim.

Bismarck der Preuße

König Friedrich Wilhelm IV. beruft zu Beginn des Jahres 1847 die Abgeordneten der acht preußischen Provinziallandtage nach Berlin zum „Vereinigten Landtag". Umsturz droht, Europa fiebert und mit ihm Deutschland. Die Meinungen und Wünsche der Parteigruppen überschneiden sich. Die eigenartigste Persönlichkeit des Landtags ist unzweifelhaft der erst 32jährige Bismarck, Abgeordneter der sächsischen Ritterschaft. Wenn er spricht, lauscht alles. Preußen ist sein Ziel, ein machtvolles, von einem starken Königtum geführtes Preußen. Mit Überlegenheit und Spott fertigt er, bald gefürchtet und als „Junker" verhaßt, seine Gegner ab. Er gilt als Verfechter überalterter Anschauungen. Doch man verkennt ihn, denn es gibt für ihn keine Sonderwünsche — nur Preußen, darüber hinaus aber Deutschland und die Ehre des Volkes!

Der liberalen Weltbeglückung gegenüber bekennt er sich mit Schärfe zum deutschen Volkstum und christlichen Staat. Bald indessen wird ihm der Betrieb in dieser Volksvertretung mit dem „unendlichen Schwatzen, Wiederholen, Breittreten, Zeittotschlagen" widerwärtig.

Als 1848 die Pariser Revolution auch die Verhältnisse in Deutschland ins Wanken bringt, als Fürsten und Regierungen zittern und die Völker von maßloser, oft land- und rassefremder Hetze aufgepeitscht werden, steht einer fest: Bismarck. Er sucht dem König Kraft einzuflößen, sammelt in seinem Kreise die Königstreuen, sucht das Schicksal zu wenden. Aber der „tolle März" rollt sich ab. So bleibt für Bismarck nur übrig, im ganzen Lande für ein starkes Preußen zu werben. Wie nötig ein solches ist, zeigt der polnische Aufstand in der Provinz Posen, eine Folge des Umsturzversuches in Berlin. — Nur langsam glätten sich die Wogen, kehrt Ordnung wieder. Als Abgeordneter im Landtag von 1849 erklärt Bismarck, daß im Wirrwar des Vorjahres der preußische Geist die Rettung gebracht habe, jenes „verketzerte Stockpreußentum" mit seinen alten Tugenden: Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit.

Im deutschen Parlament zu Frankfurt müht man sich um die Lösung der deutschen Frage. Vergeblich! Durch noch so geistvolle Reden ist die Einheit des Reiches nicht zu schaffen. Wohl dringen die „Kleindeutschen" durch und bieten dem preußischen König die Kaiserkrone. Er jedoch lehnt ab, sie aus den Händen der „Revolution" anzunehmen. Wer aber soll im künftigen Deutschland führen? Österreich verzichtet auf seine bisherige Vormachtstellung, auf seinen dünkelhaften Hochmut gegen Preußen nicht. Noch ist es diesem nicht möglich, die Entscheidung der Waffen anzurufen. Noch weicht es vor Habsburg zurück. So tief die Ehrverletzung ist, die Preußen durch seine Unterwerfung in Olmütz (1850) erfährt — Bismarck begrüßt den Verzicht. Es gibt Zeiten, in denen der Staatsmann verzichten muß; in ihnen gewinnt er die Kraft zu neuem Handeln.

Der König hat Vertrauen zu dem altmärkischen Edelmann. Er beruft ihn 1851 zum Gesandten Preußens beim Bundestag in Frankfurt a. M. Hier dringt Bismarck in die große Politik ein. Klar erkennt er die Gefahrenlage Preußens, das von Frankreich und Rußland umklammert ist. Napoleon III. gibt das französische Ziel der Rheingrenze nicht auf. Aber jetzt stehen nicht schwache Kleinstaaten an diesem Strom — seit 1815 hat Preußen den Schutz der Westmark übernommen! Alles, was die kommenden Jahrzehnte bringen, zeichnet sich jetzt schon dunkel ab. „Eine feige Politik", schreibt Bismarck während des Krimkrieges, „hat noch immer Unglück gebracht." Niemandem will er sich verkaufen, aber da Österreich „unser Freund nicht sein kann und will", lenkt er stärker zu Rußland über, um im Ernstfall die Flanke im Osten frei zu haben.

Die preußische Gesandtschaft in Frankfurt wird zu Bismarcks Zeit eine Stätte der Gastlichkeit und Geselligkeit. Drei Kinder werden ihm geboren, eine Tochter, Marie, und zwei Söhne, Herbert und Wilhelm. Im Schoß der Familie findet er immer wieder Rast und Glück.

Der König erkrankt; die Regentschaft des Prinzen Wilhelm wird notwendig. Nur eine Persönlichkeit von Rang befindet sich an seiner Seite: der Kriegsminister Albrecht von Roon. Klaren Blickes erkennt dieser die Bedeutung Bismarcks und arbeitet darauf hin, einst gemeinsam mit ihm Preußen emporzuführen.

Der Prinzregent ernennt ihn zum Gesandten in Petersburg. Hier trägt ihn das Vertrauen Zar Alexanders II. Vielfache Krankheit, die ihn immer wieder niederwirft, überwindet Bismarck in den russischen Urwäldern, in denen er auf Elche und Bären jagt. Aber noch klarer als zuvor überschaut er die Gefahrenlage, in der sich Preußen befindet. Noch ist das Heer nicht das Werkzeug, das der Staat braucht. Bittere Stimmungen suchen Bismarck heim. Er, der mehr sieht als die anderen, drängt von dem für ihn allzu bequemen Posten fort. Er spürt etwas in sich, das für die Zukunft des Vaterlandes eingesetzt werden muß. — Wird man ihn brauchen?

In Berlin kämpft die Regierung für die Erneuerung des Heeres. Als Prinzregent und später erst recht als König verlangt Wilhelm I. die notwendige Vergrößerung und Umgestaltung der Armee. Die Volksvertreter leisten Widerstand, im Landtag wird geschwatzt und gefeilscht. 9½ Millionen Taler soll man bewilligen? Und Steuern erhöhen, wohl um König und Junkern die Möglichkeit zu geben, das Volk zu unterdrücken? Mit solchen Armseligkeiten bestreitet man der Regierung das Recht, ihre Forderungen durchzusetzen. Vom Schicksal, das über den Völkern waltet, ahnt man nichts. Vor den drohenden Gefahren, ja, vor den nächsten Aufgaben verschließt man die Augen. Das sind die „Gesetzgeber" von damals! Es gibt eine Einsichtslosigkeit, die an Verrat grenzt. Die Geschichte freilich fegt solche Wichtigtuer fort. —

Bismarck wartet, daß man ihn ruft. Aber man ruft ihn nicht. Noch hofft der König, daß Vernunft und vaterländische Gesinnung sich durchsetzen. Wiederholt wird der Landtag aufgelöst; doch jede Neuwahl verstärkt die Gegnerschaft. Währenddessen wird Bismarck als Gesandter nach Paris versetzt.

Was wird aus Preußens Zukunft? Roon schreibt damals, es sei besser zu verbluten als zu verfaulen; Hammer müsse man sein, nicht Amboß. „Ich sehe keine, keine Rettung, wenn uns Gott der Herr nicht hilft. In dem Prozeß der allgemeinen Zersetzung vermag ich nur noch einen widerstandsfähigen Organismus zu erkennen, die Armee." — Endlich kann Roon seinem Kampfgenossen drahten, daß man ihn in Berlin braucht. Das ist am 18. September 1862.

Zuerst gilt es, den König zu gewinnen. Dieser möchte den Streit mit der Volksvertretung beenden. Aber er fühlt, daß nur Bismarck die Lage meistern und Preußen retten kann. So schließen die beiden den Bund; er hält ihr ganzes Leben hindurch. Auf Biegen und Brechen wird es gehen, aber Bismarck erklärt, daß unter Umständen der Tod auf dem Blutgerüst nicht minder ehrenvoll ist als der auf dem Schlachtfeld.

Noch versucht er als Ministerpräsident, die Gegner zu überzeugen. Doch vergeblich zeichnet er die schicksalhaften Linien der Geschichte; umsonst erinnert er daran, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse entschieden werden, sondern „durch Eisen und Blut". — Und über diesen Mann wagt einer seiner Widersacher das Urteil: „Wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert?"

Der Kampf bricht aus. Bismarck regiert im „Verfassungsbruch" und führt die Heereserneuerung gegen den Buchstaben, gegen die Volksvertretung durch. Er weiß, daß das Leben des Volkes wichtiger ist als der Buchstabe. In der Herbstsitzung von 1863 verwirft selbst angesichts des drohenden Krieges mit Dänemark der Landtag die geforderte Kriegsanleihe mit 275 gegen 51 Stimmen. Wäre es nach diesen Leuten gegangen — nie hätte man die deutsche Einheit erreicht! Aber am Steuer des Staates steht Bismarck. „Er ist ein gewaltiger Mensch und duldet keinen Widerspruch."

Die Lösung der deutschen Frage – „Eisen und Blut"

Seit Friedrich dem Großen geht es um die Führung in Deutschland. Wer soll sie haben, der katholische Süden oder der protestantische Norden? Der Siebenjährige Krieg hat außer der Verteidigung der preußischen Lebensrechte noch einen tieferen Sinn! Als 1815 Preußen an den Rhein gestellt wird, gibt Habsburg seine großdeutsche Aufgabe ab. Dennoch will es Deutschland beherrschen und treibt die Mittelmächte gegen den „Rivalen". Dies Spiel ist so gefährlich, weil das Ausland aus jeder deutschen Schwäche Nutzen zieht. Die Freundschaft zu Rußland, die Bismarck anläßlich des polnischen Aufstandes 1863 noch enger knüpft, macht ihm den Weg für sein großes geschichtliches Handeln frei. Kaum einer versteht ihn. Seine Gegner lehnen ihn als „notorisch unfähig" ab, ja, bestreiten ihm das „Verständnis für nationale Politik".

Mit einem Meisterstück, auf das Bismarck stolzer ist als auf irgendein anderes Werk, bringt er die Frage der deutschen Nordmark zur Lösung. Entgegen der gesamten öffentlichen Meinung in Preußen, Deutschland und Europa plant er von vornherein nicht nur die Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, sondern ihre Einverleibung in den preußischen Staat. Keinem deckt er seine Pläne auf; völlig einsam geht er seinen Weg. Es gelingt ihm, Österreich eigentlich gegen dessen Willen in seine Pläne einzuspannen. Gemeinsam bezwingen die beiden Großmächte, deren Geschlossenheit auch ein Eingreifen Europas verhindert, das kleine Dänemark, das nunmehr auf die alten deutschen Gaue verzichtet. Die Armee hat ihre Probe bestanden; doch Bismarck weiß, daß schwerere folgen werden. Düppel ist erst ein Anfang.

Die Herrschaft, die Österreich und Preußen zunächst vereint über die Elbherzogtümer ausüben, wird von niemandem als Dauerlösung aufgefaßt. Um den unklaren, lähmenden und für Preußen unwürdigen Verhältnissen in Deutschland ein Ende zu bereiten, führt Bismarck jetzt den Bruch herbei. Er hat den Mut größter Verantwortung vor der Geschichte; er sieht den Augenblick gekommen, da nicht mehr die Diplomatie entscheidet, sondern „Eisen und Blut". Auch dem König zwingt er seinen Willen auf. Das Bündnis mit Italien, das er im Frühjahr 1866 abschließt, sichert, was wichtig ist, Frankreichs Neutralität. Den

Forderungen, die Napoleon III. auf deutsches Gebiet anzumelden sich erdreistet, weicht Bismarck geschickt aus. Die Größe der Gefahr aber, die von Paris her droht, verkennt er nicht. Doch unerschrocken schreitet er jenen Weg weiter, der durch drei Namen gekennzeichnet ist: Düppel, Königgrätz, Sedan.

Während Italien trotz zahlenmäßiger Übermacht von den österreichischen Truppen geschlagen wird, packen die Preußen unwiderstehlich zu. Schlag folgt auf Schlag; der Sieg von Königgrätz und der Vormarsch auf Wien beenden militärisch den Krieg. Schwer aber wird es Bismarck, aus dem Waffenerfolg auch den politischen Sieg zu entwickeln. Er blickt über das Nächstliegende hinaus, in eine Zeit, in der er Österreich wieder an seiner Seite sieht. So setzt er in zermürbenden Kämpfen gegen König Wilhelm und den Generalstab Österreichs Schonung durch. Um ein verfrühtes, alles wieder aufs Spiel setzendes Eingreifen Frankreichs zu verhüten, begnügt er sich mit der Neuordnung Deutschlands nördlich der Mainlinie. Hier aber verfährt er um so großzügiger; Hannover, Kurhessen, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt gehen in Preußen auf, ebenso Schleswig-Holstein, und Gebietsabtretungen anderer deutscher Länder runden den preußischen Besitz ab. Nun sind die Rheinlande nicht mehr von Alt-Preußen getrennt! West und Ost sind verbunden, und nach hundertjährigem Kampf vollendet sich Preußens Großmachtstellung. Bei ihm liegt fortab Deutschlands Führung.

Es ist ein Verhängnis, daß im Prager Frieden Österreich aus dem sich neu gestaltenden Reich ausscheiden muß. So vollzieht sich in ihren letzten Auswirkungen eine längst drohende Entwicklung — der Zwiespalt in Deutschland ist im Augenblick anders nicht zu beseitigen. Darum aber lenkt Bismarck auf künftige Versöhnung mit Österreich. Eines freilich ist nicht zu hindern: daß der Habsburgerstaat, nun in den europäischen Südostraum abgedrängt, den Einflüssen seiner nichtdeutschen, namentlich seiner slawischen Völker unterliegt und, seines deutschen Wesens mehr und mehr entkleidet, schließlich ein Völkergemenge wird, das keine innere Kraft zusammenhält. —

Die Gründung des Norddeutschen Bundes und der Abschluß von Verträgen mit den süddeutschen Staaten bedeuten nur eine Zwischenlösung. Im Innern kommt Bismarck zum Frieden mit der Volksvertretung, die jetzt, nachdem die Ereignisse von 1866 ihm recht gegeben, von einer starken nationalen Welle getragen wird. Aber andere Gefahren ballen sich zusammen: Klerikalismus und kleinstaatliche Sonderwünsche, gefährlicher aber noch die habsburgische Vergeltungssucht und der Haß Napoleons, der seine Hoffnungen auf den Rhein schwinden sieht. Napoleon, der seine Kaiserwürde nur durch Erringung neuer „gloire“ für Frankreich behaupten kann, sucht Italien und Dänemark auf seine Seite zu ziehen. Ja, es ballt sich zusammen! Würden da im Ernstfall die Schutz- und Trutzbündnisse sich bewähren, die Bismarck mit Süddeutschland geschlossen hat? Ringsum Gefahren! Feinde innen wie außen! Aber Bismarck bleibt, trotzdem er zu allem noch mit den Ränken der Hofkreise und mit schwerer Krankheit kämpfen muß, der Lage gewachsen.

Im Norddeutschen Reichstag gibt er am 23. Mai 1870 einen großen Rechenschaftsbericht über den Weg, den Preußen um der deutschen Einigung willen gehen mußte. Er bekennt sich um der großen Gemeinschaft willen als Gegner von Sonderrechten einzelner Regierungen und Stämme. „Wir haben unverrückt unser nationales Ziel im Auge behalten; wir haben nicht links, nicht rechts gesehen, ob wir jemandem wehe täten in seiner innersten Überzeugung. Aus diesem Geiste haben wir unsere Kraft, unsern Mut, unsere Macht geschöpft, zu handeln, wie wir getan." Bei diesem Geist, so erklärt der Kanzler des Norddeutschen Bundes, werde er bleiben und mit eisernem Schritt zermalmen, was sich der deutschen Herrlichkeit und Macht entgegenstelle. —

Zehn Wochen danach donnern in Frankreich die Geschütze. Durch „Eisen und Blut" wird die deutsche Frage gelöst.

Das „Zweite Reich"

Den Späteren erscheint das Geschehen jener Jahre in seiner Folgerichtigkeit, seinem atemlosen Ablauf wie ein Spiel, in dem sich fast mühelos eines aus dem andern entwickelt, in dem das schließlich erreichte Ziel jede vorherige Planung, ja, jeden einzelnen Schritt ohne weiteres verständlich macht. In Wahrheit aber ist es ein schier übermenschliches Maß an Arbeit und Verantwortung, das Bismarck zu bewältigen hat. Fast ist Deutschlands Einkreisung vollendet! Aber riesengroß ist die Kraft des Staatsmannes und sein Glaube. Letzten Endes ergibt sich das Große und Größte immer nur aus Glauben — aus dem Glauben an das Recht, an die Vorsehung, an die Sendung. —

In Spanien wünscht man den Fürsten Leopold aus der süddeutschen Hohenzollernlinie zum König. Leidenschaftlich geht Frankreich hoch. Zwar haben weder Preußen noch der Norddeutsche Bund staatsrechtlich etwas mit der spanischen Frage zu tun; aber die leicht erregbare Eitelkeit der Franzosen und ihres Kaisers, den die bisherigen Fehlschläge immer reizbarer gemacht haben, können keinen auch noch so entfernten Verwandten des Preußenkönigs auf dem Thron Spaniens ertragen. Bismarck erkennt, daß aus dem Zwischenfall, so belanglos er an sich sein mag, die längst erwartete, notwendige Entscheidung hervorgehen wird! So setzt er alles daran, daß der Hohenzoller das Angebot annimmt. In Frankreich fordert man den Krieg! Da tritt Leopold als Bewerber zurück. Ist jetzt alles wieder nur vertagt? So lange, bis Frankreich gerüstet ist, Deutschland mit Übermacht anzufallen?

Unerträgliches erduldet in diesen Tagen die deutsche Ehre vom Hohn und Haß der Franzosen. Da macht Bismarck alle Demütigungen mit einem einzigen Schlag wett: durch die „Emser Depesche". In ihr wird die Zudringlichkeit des französischen Botschafters Benedetti gegenüber König Wilhelm in einer Art abgefertigt, die Frankreich nie vergeben kann. Als Bismarck am 13. Juli 1870 für die Weltöffentlichkeit seine Botschaft zurechtmacht, atmen Moltke und Roon, die

in tiefster Niedergeschlagenheit bei ihm weilen, auf. „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen", sagt Roon. Und Frankreich erklärt den Krieg.

In dieser Stunde finden sich die deutschen Stämme zusammen. Norden und Süden sind vereint. Der König und Bismarck ziehen ins Feld. Unter den Siegen der deutschen Waffen wagen weder Österreich noch Italien, dem marschierenden Deutschland in den Rücken zu fallen. Weißenburg, Wörth, Vionville, Mars la Tour, Gravelotte, St. Privat — das sind einige wenige Namen unvergeßlicher deutscher Siege. Auf den Übermut in Paris folgt grenzenlose Verwirrung. In Sedan erlebt Frankreich das Gericht. Gefangen das große Heer, ein Gefangener Napoleon — seine geschichtliche Rolle ist ausgespielt. Da Frankreich weiterkämpft, wird seine Hauptstadt belagert und beschossen. Zur Hungersnot in der Stadt gesellt sich kommunistischer Aufruhr. Alle Entsatztruppen werden geschlagen. Da ergibt sich Paris. In Versailles aber nimmt Wilhelm I. die Kaiserkrone an.

Auch dies scheint wie eine Selbstverständlichkeit, und doch hat Bismarck aufs schwerste ringen müssen, namentlich mit Bayern und selbst mit Wilhelm I., ehe das „Zweite Reich" geschaffen und Deutschlands Einheit endlich gesichert wird.

Im Spiegelsaal des Prunkschlosses Ludwigs XIV. vollzieht sich das weltgeschichtliche Ereignis der Reichsgründung. — Unter den zur Feier geladenen Abgesandten der Truppe befindet sich ein junger unbekannter Leutnant: Hindenburg. —

Im Frankfurter Frieden erhält Deutschland Elsaß-Lothringen zurück. Am 16. Juni 1871 zieht Kaiser Wilhelm in Berlin ein, begleitet von seinen Getreuen, die das Werk vollenden halfen, unter ihnen der Reichskanzler: Fürst Bismarck.

Zwei Jahrzehnte Aufbau und Kampf

Ein Leben ist auf seinen Höhepunkt gelangt. Und dennoch ist alles Erreichte immer wieder nur ein Anfang — heute bejubelt, morgen schon geschmäht! Zum Ausruhen kommt der Kanzler nicht. Seine Schöpfung bedarf des Aufbaues, wenn sie dauern soll. Das Reichsschiff braucht den Steuermann, um nicht zu scheitern; denn Klippen und Stürme drohen.

Fürst Bismarck weiß, daß Frankreich keinen andern Gedanken hat als den der „Revanche". Er sagt voraus, daß es zum Krieg treiben und ihn wagen wird, sobald es die Möglichkeit dazu sieht. Mit seiner Ansicht behält Bismarck recht — ein Vierteljahrhundert nach seinem Abgang ist es so weit. Solange er selber das Reich lenkt, wagt Frankreich den Angriff nicht. Zu fest unterbaut der Kanzler die deutsche Sicherheit: durch das Bündnis mit Österreich, dem sich Italien anschließt. Jahrzehntelang ist der Dreibund die Gewähr des Friedens in Europa. — Rußland, das um des Balkans willen seine österreich- und schließlich

deutschlandfeindliche, fast zum Krieg führende Politik treibt, wird immer wieder durch Bismarck gezähmt, zuletzt noch durch das Meisterwerk seines „Rückversicherungs-Vertrages", mit dem freilich die kleineren Nachfolger des großen Kanzlers nichts anzufangen wissen. —

In einem Hause wohnt jetzt die Mehrheit der Deutschen, unter einem Dach. Jahrhunderte haben dieses Ziel erstrebt, aber nun es erreicht ist, wird man seiner kaum froh. Die Zerklüftung der Stämme, Parteien und Bekenntnisse bleibt und schafft unerträgliche Spannungen. Der politische Katholizismus erhebt sich und bekämpft durch das Zentrum den Kanzler und sein Werk. Die römische Kirche soll in Deutschland herrschen wie vor Luthers Zeit! Elsässer, Polen, Welfen und andere Unzufriedene schließen sich den Gegnern des Kanzlers an. Die „schwarze Internationale", unter Windthorsts Führung, von allen Reichsfeinden gestützt, will Bismarck verdrängen. Der „Kulturkampf" beginnt, heftiger noch und leidenschaftlicher als einst der Kampf um die Heeresvorlage. In den „Maigesetzen" von 1873 legt Bismarck gegenüber der Kirche die Rechte des Staates fest. Aufsässige Bischöfe müssen ins Gefängnis, die Jesuiten und ähnliche Orden werden aufgehoben, die Priesterseminare staatlicher Aufsicht unterstellt, Kirchengelder gesperrt. Wie Bismarcks Vorfahren dem Kirchenbann verfallen waren, so trifft dieser auch den Kanzler. Und wie sich 1866 eine jüdische Mörderhand gegen ihn erhoben hatte, so sucht man sich auch jetzt durch Meuchelmord seiner zu entledigen: am 13. Juli 1874 schießt in Kissingen ein sich zum Zentrum bekennender Böttchergeselle auf den Kanzler, ihn glücklicherweise nur leicht verwundend.

Tiefer als Anschläge, Verleumdungen und Hofränke aber trifft den Fürsten der Abfall seiner alten Gesinnungsfreunde. Der protestantische Adel Preußens begreift Bismarcks Kampf nicht und fällt dem einstigen „Junker" in den Rücken. Bismarck will zurücktreten, doch der Kaiser spricht sein „Niemals".

Schwere wirtschaftliche und soziale Erschütterungen erlebt das junge Reich. Die von Frankreich gezahlten 5 Milliarden Frank Kriegsentschädigung bringen wenig Segen; eine Art Goldrausch, ein Fieber der Gewinnsucht packt viele Menschen. Die Geldmacht, die nicht dienen, sondern nur verdienen und herrschen will, enthüllt in der „Gründerzeit" ihr Gesicht. Zahllose Zusammenbrüche und zuletzt eine große Ernüchterung beenden den Milliardentraum. — Die technischen Fortschritte der Zeit mit dem Drang zu rascher Industrialisierung erzeugen innerhalb des Volkes eine viel zu schnelle Umschichtung. Die Maschine herrscht, ein neues „Tempo" kommt auf, Banken und Börsen, meist unter jüdischer Leitung, steigern die Sucht nach arbeitslosem „Profit". Kaum noch gehemmt, hält der Materialismus seinen Einzug. Wachsender Reichtum steht verständnislos den Massen der Entrechteten gegenüber. Liberalistische Wirtschaftsauffassungen erhalten Geltung, der kaum beschränkte Freihandel beginnt Gewerbe und Landwirtschaft zu zerstören. Eine unerhörte Landflucht zu den Großstädten, den Industriegebieten und ins Ausland setzt ein. Unzählige verlieren mit der Scholle den seelischen Halt. Der satten Bürgerlichkeit auf der einen Seite steht auf der anderen die Proletarisierung der Menschen gegenüber. Im geistigen, selbst im kirchlichen Leben, in Kunst und

Dichtung, im Zeitungswesen zeigt sich Veräußerlichung und Entartung. Das Rassebewußtsein schwindet; mit unheimlicher Schnelligkeit wird aus Kultur Kitsch.

Gegen das herzlose, volksfeindliche Kapital stellt sich, im Gefühl für das Recht und im Willen zur Selbsterhaltung, der deutsche Arbeiter. Der Kampf um den Sozialismus hebt an. Da aber ergreift das Judentum — Marx, Lassalle — die Führung, verfälscht die ursprünglich vaterländische Bewegung, verkündet den Klassenkampf und sagt dem Staat Bismarcks Todfeindschaft an.

Auch diesen Kampf muß der Kanzler ausfechten. Die Freisinnigen lassen ihn im Stich — da schlägt er eine neue Richtung ein und schließt mit der Kirche Frieden: die „Maigesetze" werden aufgehoben. Das Zentrum fühlt sich als Sieger; es hat das „Recht" erstritten, seine volksvergiftende Arbeit auch weiterhin zu tun.

Zwei Anschläge auf den greisen Kaiser Wilhelm — bei dem einen wird er bewahrt, beim andern aber schwer verletzt — führen zu den „Sozialistengesetzen", unter deren Geltung jedoch die Sozialdemokratie nicht zerschlagen wird, sondern an Stärke und Angriffswillen wächst. Da entschließt sich der große Staatsmann, die soziale Frage von innen heraus zu lösen. Er kennt die Nöte der Arbeiterschaft, kennt deren Ursachen, kennt auch den Ausbeutungswillen eines vielfach eigennützigen Unternehmertums. So schafft er, vorbildlich für alle anderen Völker, das gewaltige Werk fürsorgerischer Maßnahmen (Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung, Arbeiterschutz). Niemand stimmt freudiger zu als der Kaiser, und nur eine Partei wehrt sich grundsätzlich gegen den Versuch, zum Klassenfrieden zu gelangen: die Sozialdemokratie. Ihre maßlose Hetze führt schließlich zu Anschlägen und Morden. Die Absicht, bei der Enthüllung des Niederwalddenkmals die anwesenden Fürsten in die Luft zu sprengen, wird im letzten Augenblick nur durch das Naßwerden der Zündschnur vereitelt.

Trotz Krankheit, Schmerzen, Anfeindungen und Erschütterungen steht der Kanzler in allen inneren und äußeren Gefahren aufrecht da. Die Deutschen innerlich zusammenzuführen und dem Reich seine Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern, wird seine letzte Lebensaufgabe. Nicht nur den Haß erfährt dieser Große, oft Unverstandene! Ihn trägt auch die Freundschaft seines Kaisers, die Liebe von Millionen. Dennoch: wie stark hemmt sinnlose Parteisucht sein Werk! Kostbarste Zeit muß er zur Abwehr wenigstens der gehässigsten Machenschaften verwenden! Doch gerade in den bittersten Kämpfen wächst sein Führertum, und er findet die Kraft, durch eine Reihe von Maßnahmen (Steuer- und Schutzzollgesetze, Verwaltungsreform, Verstaatlichung der Eisenbahnen, Verfassung des Reichslandes Elsaß-Lothringen, Verstärkung der Militärmacht) Reich und Volk zu fördern.

Die Welt ist fast schon aufgeteilt, die großen Kolonialmächte haben ihre Hand längst auf die wertvollen Überseegebiete gelegt. Jetzt reiht sich auch Deutschland der Kolonialbewegung ein: in Afrika und in der Südsee werden Erwerbungen gemacht und dem Reich unterstellt. Die junge deutsche Flotte findet Gelegenheit, sich auszuzeichnen und ihre Flagge in allen Erdteilen zu zeigen. Bei den Kämpfen in Ostafrika erhält sie die Feuertaufe.

Als einmal Gesandte des Sultans von Sansibar dem Fürsten Bismarck Geschenke bringen und ihm begegnen, wie er auf seinem mächtigen Fuchs den Sachsenwald durchreitet, sprechen sie in tiefer Bewunderung das Wort: „Er ist gleich wie ein Turm." —

Tag und Nacht — wie viele schlaflose Nächte hat der Kanzler! — gilt seine Arbeit der Größe und Freiheit des Reiches. Angesichts des Neides und Hasses der anderen, die dem aufstrebenden Deutschland keinen „Platz an der Sonne" gönnen, und wohl auch in der Sorge, wer nach ihm das drohende Schicksal meistern wird, kommen zuweilen düstere Ahnungen über ihn; so am Weihnachtsabend 1886, an dem ihn die Schau künftiger Gefahren schreckt: „Wenn wir nach Gottes Willen im nächsten Kriege unterliegen sollten..." Wenn dies geschehen sollte, dann — ja, dann weiß Bismarck, daß die Gegner jedes Mittel anwenden werden, Deutschland niederzuhalten. Auf den Beistand anderer Mächte zu rechnen, nachdem diese gesehen, wie stark ein einiges Deutschland ist, erscheint ihm sinnlos. „Nicht einmal auf das einige Zusammenhalten des jetzigen Deutschen Reiches würden wir nach einem unglücklichen Feldzug rechnen können." — Wie recht hat Bismarck gehabt, und wie nahe waren wir daran, daß auch dieser Teil seiner Voraussage sich erfüllte! Nur die völkischen Kräfte, die Deutschland aus tiefster Tiefe emporzuführen berufen sind, erblickt der düstere Seher noch nicht...

Als am 9. März 1888 Fürst Bismarck dem Reichstag den Heimgang Kaiser Wilhelms mitteilt, sinkt er nach seiner Ansprache in den Sessel zurück. Tränen stürzen ihm aus den Augen, und er bedeckt mit den Händen das Gesicht.

Deutsche Not. Bismarcks Unsterblichkeit

Deutsche Not...

Als ein Sterbender tritt Kaiser Friedrich III. die Regierung an, für schmerz- und gramvolle 99 Tage. Dann besteigt Wilhelm II. den Thron.

Aus der Zeit, da Wilhelm noch Prinz ist, besitzen wir viele Zeugnisse seiner Verehrung und dankbaren Anerkennung Bismarcks. Doch allzu schnell wendet sich der junge, noch unerfahrene, Schmeichlern zugängliche Herrscher von dem alten Kanzler ab. Er selbst hat ja die Kämpfe um das Werden des Reiches, um seine Sicherung inmitten tausendfacher Gefahren nicht miterlebt. Seine Knabenerinnerungen sind verblaßt, und er vergißt, daß sein eigenes Kaisertum auf Bismarcks Lebensarbeit beruht. In vielen Fragen der Außen- und Innenpolitik gehen Kaiser und Kanzler auseinander. Höflinge reizen Wilhelms II. Eitelkeit und schüren sein Mißtrauen.

Die Märztage 1890 kommen — schwarze Tage unserer Geschichte: der 17., 18. und 20. März! Vom Kaiser gezwungen, tritt Fürst Bismarck zurück. Unwürdig ist die Behandlung, die er bis in die letzten Stunden erfährt. Aus seiner Wohnung im Reichskanzlerpalast wird er geradezu hinausgedrängt, und wie Ver-

höhnung mutet es an, daß Wilhelm II. ihm den Titel eines Herzogs von Lauenburg verleiht. Bismarck hat ihn nie geführt. Beim Abschied aus der Reichshauptstadt aber jubelt sein Volk ihm zu, wie es noch keinem Fürsten zugejubelt hat! Das Volk spürt: Bismarck ist Deutschland.

„Du gehst von deinem Werke,
dein Werk geht nicht von dir...“ (Wildenbruch)

Im Sachsenwald sitzt der Einsame, hinaushorchend in die Welt. Oftmals äußert er sich, in tiefer Sorge warnend, über die Politik. Hier sind die Kleinen am Geschäft, ehrfurchtslos gegen Bismarcks Schöpfertum. Wie sie ihn hassen! Wie ihr hämischer Neid den Gestürzten noch tiefer stürzen möchte! Sie rufen „Landesverrat“, schreien nach dem „Zuchthaus!“ „Schmach und Schande, daß es in unserem Vaterlande Menschen wie Bismarck gibt!“ Das sind die Worte eines Zentrumsführers. — Zum 80. Geburtstag Bismarcks lehnt der Reichstag einen Glückwunsch an den Gründer des neuen Deutschland ab.

Aber auch die Liebe sucht ihn und findet ihn. Aus allen Gauen wallfahrten Tausende nach Friedrichsruh oder Varzin, die Ostmärker zumal aus dem Warthe- und Weichselland, die in hartem Kampf um das Deutschtum ihrer Heimat stehen. — Noch im Leben wächst Bismarck zum Mythos...

Im Herbst 1894 stirbt seine Gattin, der beste Freund, den das Schicksal ihm geschenkt. Am Abend des 30. Juli 1898 schließt er selbst die Augen. In seiner Sterbestunde schaut er die Zukunft. „Hilf! Hilf!“ stöhnt er. Und dann: „Ach, Deutschland! Deutschland!“ — — —

Sein Leib ruht im Sachsenwald, beschirmt von den mächtigen Bäumen, den Eichen und Buchen, die er so sehr geliebt. Seine Seele ging ein in die Unsterblichkeit.



Reichspräsident von Hindenburg

Mit Erlaubnis der Kunstanstalt Stempel & Co., G.m.b.H., Dresden



MAXIMILIAN STRACK

Hindenburg, der Vater des Vaterlandes

Wer ist der greise Siegesheld?

Die Glocken verkündeten, wie so oft im unvergeßlichen August des Jahres 1914, mit eherner Stimme von allen Türmen eine neue Siegesnachricht. An allen Straßenecken, von allen Anschlagsäulen prangte es uns entgegen: „Großer Sieg bei Tannenberg!"

Tannenberg? — Also Ostpreußen!

Gott sei Dank — endlich!

Wir hatten den Jubel der ersten Augusttage erlebt: Lüttich, Namur; der Siegeszug durch Belgien war an unserm geistigen Auge vorübergezogen. Doch vom Osten hatten wir wenig Neues, dabei gar nichts Gutes gehört.

Mit dem Schlieffenplan beschäftigten sich damals auch Nichtfachleute eifrigst. Und er lautete doch: Erst den Gegner im Westen vernichten, während man die Ostgrenzen verteidigt, so gut es geht — und sich erst dann mit allen Kräften dem vom Osten vordringenden Feinde entgegenwerfen! Das hieß aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts anderes als: ganz Ostpreußen zunächst einmal dem Einfall der Russen preisgeben! Jeder hatte Mitleid mit den Bewohnern der — wie so oft schon in der Geschichte — schwer bedrängten Provinz. Und zahlreiche Hilfsmaßnahmen wurden vorbereitet. Viele Deutsche waren voller Empörung gegen den Reichstag, der mit seinen 110 Sozialdemokraten die von Ludendorff in genialer Voraussicht kommender Ereignisse verlangten neuen drei Armeekorps nicht hatte bewilligen wollen.

Jetzt kam endlich eine Botschaft aus dem Osten — und welche Siegesnachricht! Eine schier unvorstellbare Anzahl Gefangener war gemacht worden — darunter ein Dutzend Generale —, und ungeheure Mengen von Kriegsgerät waren erbeutet worden.

Aber wer war denn der Sieger von Tannenberg?

Hindenburg! General der Infanterie z. D. von Beneckendorf und von Hindenburg — den Namen hörten die meisten Deutschen zum ersten Male in ihrem Leben, und er sagte ihnen gar nichts. Nur wenige, die das zu jener Zeit sehr geschätzte „Kürschners Jahrbuch" regelmäßig durchforscht hatten, erinnerten sich,

jahrelang in dem Abschnitt „Das deutsche Heer" das Bild des Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps von Beneckendorf und von Hindenburg gesehen zu haben, eines älteren Herrn mit energischen Gesichtszügen und langem Schnurrbart. In militärischen Kreisen aber wußte man, daß dieser „Kommandierende" ein ausgezeichneter Lehrer an der Kriegsakademie, ein ganz hervorragender Generalstabsoffizier gewesen und nur deshalb nicht noch höher gestiegen war, weil er öfter wegen besseren Verständnisses und tieferer Einsicht eine eigene Meinung zu haben sich erlaubt hatte und deshalb „nach oben" keineswegs beliebt war.

So hatte denn Hindenburg, da er selber fühlte, daß seine Soldatenlaufbahn zu Ende sei, im Jahre 1911 seinen Abschied genommen und sich zurückgezogen. Als das Kriegsgewitter über unser Vaterland hereinbrach, meldete er sich sofort und war zwei Wochen lang untröstlich, daß man für ihn so gar keine Verwendung zu haben schien. — Er war eben „oben nicht gut angeschrieben"!

Endlich, am 15. August 1914, wurde er zum Befehlshaber der 8. Armee ernannt, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde ihm der Generalmajor Ludendorff als Generalstabschef beigegeben. Dieser war trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre durchaus kein Unbekannter mehr. Ihn schmückte der frische Lorbeer des Eroberers von Lüttich. In militärischen Kreisen galt dieser ausgezeichnete Generalstabsoffizier als einer der kommenden Männer, der bei den schon lange vorausgesehenen gewaltigen Entscheidungen ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben würde. Auch seine oben kurz erwähnten hartnäckigen Kämpfe mit dem Reichstag waren nicht unbemerkt geblieben.

Hindenburg trat im August nicht ganz unvorbereitet an die schwere Aufgabe, die ihm gestellt wurde, heran. Als unbedingter Bewunderer des Schlieffenschen Planes hatte er sich, als das Kriegsgewölk immer dichter am deutschen Himmel heraufzog, sehr angelegentlich mit der Lage Ostpreußens in einem kommenden Kriege beschäftigt. Er begann schon um 1910, als er in Hannover im Ruhestand lebte, einen strategischen Plan für die Abwehr des Feindes und den Angriff auf ihn zu schaffen.

Auf dem Kriegsschauplatz angekommen, fand er den Feldzugsplan seines Vorgängers vor, der aber nur auf Verteidigung und Abwehr zugeschnitten war. Diesen Plan gestaltete Hindenburg in eifriger Zusammenarbeit mit seinem Generalstabschef Ludendorff, der sich gleich nach seiner Ankunft bei ihm gemeldet hatte, zu einem groß angelegten Angriffs- und Vernichtungsplan um und brachte dessen ersten Teil schon gleich eine Woche nach Antritt seiner hohen Stellung glänzend zur Ausführung.

Mit dem 29. August 1914 traten die Namen „Hindenburg" und „Ludendorff" in die deutsche Geschichte ein.

Der neue, schnell berühmt gewordene Feldherr war ein Soldatenkind, geboren als ältester Sohn des Leutnants und Adjutanten v. Hindenburg in Posen am 2. Oktober 1847. Es war daher eine Selbstverständlichkeit, daß er ebenfalls

wieder Soldat wurde, zudem auch die Mutter aus militärischen Kreisen stammte. Sie war die Tochter des damals in Posen lebenden Generalarztes Schwickert.

Alt ist das Geschlecht, aus dem Paul von Hindenburg hervorging. Die Beneckendorfs entstammten der Altmark, wo sie urkundlich im Jahre 1290 zum erstenmal auftreten. „Gen Osten wollen wir reiten!" lautete damals eine Losung, der aus der Mitte und dem Westen des Reiches viele Bauern, Bürger und adlige Herren folgten, die über die Mittel- und Neumark nach Ostpreußen zogen. Hier suchten und bestanden zahlreiche Herren des ritterlichen Standes den Kampf gegen die heidnischen Preußen und Litauer — aber auch gegen die nicht mehr heidnischen Polen, die den Deutschritterorden dereinst ins Land gerufen hatten, ihn jedoch später gern wieder losgeworden wären. In den Reihen des Ordens fanden sich manche Beneckendorfs als Ordensbrüder oder Kriegsgäste, und das Geschlecht erwarb auch daselbst Grundbesitz. Es hatte sich, als es noch in der Neumark ansässig war, mit den Hindenburgs verschwägert und war seitdem in freundschaftlicher Verbindung mit ihnen geblieben. Einer — es war wohl der Letzte dieses Geschlechts — vererbte seine in Ostpreußen gelegenen Güter Neudeck und Limbsee seinem Großneffen von Beneckendorf — dem Urgroßvater Paul von Hindenburgs — unter der Bedingung, daß er seinem eigenen Familiennamen den der Hindenburgs hinzufüge. Die Vereinigung beider Namen wurde von König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1789 genehmigt. Von da an nannte sich das Geschlecht bei Abkürzung des langen Doppelnamens „von Hindenburg".

Den ersten Unterricht erhielt der künftige Feldherr und Staatsmann im Hause seiner Eltern. Paul von Hindenburg besuchte etwa zwei Jahre lang das Gymnasium zu Glogau und kam dann als Elfjähriger auf die Kadettenanstalt zu Wahlstatt in Schlesien.

Das war die richtige Schule für den künftigen Feldherrn. Dort war das Leben — wie Hindenburg in seinen Erinnerungen schreibt — bewußt und gewollt rauh. Die Erziehung war neben der Schulbildung auf eine gesunde Entwicklung des Körpers und des Willens gestellt. Tatkraft und Verantwortungsfreudigkeit wurden ebenso hoch bewertet wie Wissen. In dieser Art der Erziehung lag keine Einseitigkeit, sondern Stärke. Die einzelne Persönlichkeit sollte und konnte sich auch in ihren Besonderheiten frei entwickeln.

Etwas länger als vier Jahre blieb der Kadett in Wahlstatt. 1863 kam er dann auf die Hauptkadettenanstalt nach Potsdam. Hier wurde er Schüler der obersten Sonderklasse. 1866 wurde er zum Leutnant befördert und dem 3. Garderegiment zugeteilt.

Gleich darauf brach der Krieg gegen Österreich aus, und Paul von Hindenburg rückte ins Feld. Kurze Zeit nur stand er vor dem Feind, dann wurde er verwundet. Aber in diesen wenigen Tagen hatte er sich durch persönlichen Mut, durch Tapferkeit und Entschlußkraft so ausgezeichnet, daß er bei Kriegsende mit dem Roten Adlerorden mit Schwertern geschmückt wurde.

Der Friede dauerte nicht lange. Schon nach nicht ganz vier Jahren erscholl wieder die Kriegsdrommete, und im August 1870 rückte der Bataillonsadjutant im 3. Garderegiment zu Fuß, Leutnant von Hindenburg, in Frankreich ein. Zum Regimentsadjutanten aufgerückt, durfte er dann die gewaltige geschichtliche Stunde erleben, da im Spiegelsaale zu Versailles der siegreiche Preußenkönig Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser ausgerufen wurde. Hindenburg wurde mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, und es war ihm vergönnt, die Heimat wiederzusehen. Dort wurde ihm die Auszeichnung zuteil, daß er die Kriegsakademie besuchen durfte.

Nach Beendigung seiner Studien wurde er zum Generalkommando des 2. Armeekorps nach Stettin versetzt, wo er 1878 zum Hauptmann aufrückte und sich mit der Tochter des Generals von Sperling verheiratete, die in langer Ehe als treue Kameradin Freud und Leid mit ihm geteilt hat. Sechs Jahre später sehen wir ihn als Kompaniechef in seiner Vaterstadt Posen. Aber schon nach einem Jahr trat er als Major zum Großen Generalstab in die Abteilung des Grafen Schlieffen über.

1893 kam Hindenburg wieder zur Front und erhielt den Befehl über das Infanterieregiment 71 in Oldenburg. Er begrüßte diese Wandlung mit großer Freude, da er inzwischen des Innendienstes müde geworden war. Er trat die neue Stellung mit der Absicht an, im Offizierskorps ritterlichen Sinn, in den Bataillonen Kriegstüchtigkeit und straffe Zucht, überall aber auch neben strenger Dienstauffassung Freudigkeit und Selbständigkeit zu pflegen.

Regimentskommandeur war man in der alten Armee vier Jahre und rückte dann zum Generalmajor auf — oder man bekam den Abschied. Davor blieb Hindenburg bewahrt. Im Jahre 1897 erhielt er die Generalsstreifen und wurde Chef des Stabes des VIII. Armeekorps zu Koblenz.

Ein General, der noch nicht fünfzig Jahre zählte, war nichts Alltägliches. So stand Hindenburg auf den beiden ersten Stufen der Generalität nur je drei Jahre. Er hatte eben die Mitte der Fünfzig überschritten, als er zum Kommandierenden General des IV. Armeekorps in Magdeburg ernannt wurde.

Auf diesem wichtigen Posten bekam er es bald zu spüren, daß man ihm „da oben" nicht wohlwollte. Aber wenn er doch acht Jahre an seiner verantwortungsvollen Stelle ausharrte, so tat er das aus dem Grunde, weil er sich körperlich durchaus gesund und geistig so regsam und frisch fühlte, daß er sich nicht berechtigt glaubte, etwa aus Empfindlichkeit oder sonst einem Grunde seinen Abschied zu nehmen. Da man ihm aber auch nicht den üblichen Wink gab, ging er, als es ihm Pflicht schien, einer jüngeren Kraft Platz zu machen. Er legte die Uniform ab und bezog in Hannover das schön gelegene Haus, in dem er sein tatenreiches Leben zu beschließen gedachte.

Ein Offizier trat in den Ruhestand, der sein ganzes Leben hindurch seine Pflicht treu und unermüdlich erfüllt hatte wie Tausende seiner Kameraden — ohne daß die Mitwelt sonderlich von ihm Kenntnis genommen hatte.

Und doch nicht wie tausend andere! Denn das Glück war ihm hold gewesen wie nur wenigen. An jedem Markstein seines Lebens hatte er Weggenossen gesehen, die nicht mehr mitkonnten oder auch nicht mehr mitgehen wollten, welche die Uniform auszogen und einen anderen Beruf ergriffen oder suchten.

Mit Hindenburgs Eintritt in den Ruhestand schien eine glänzende Offizierslaufbahn beendet zu sein.

Der Feldherr der Ostfront

Drei Jahre aber nur währte die Muße, die dem vierundsechzigjährigen General blieb, um das Ergebnis seines reichen Lebens zu ziehen und den Geschicken seines Volkes gewissermaßen als teilnehmender Zuschauer zu folgen. Um den politischen Ereignissen näher zu sein, schloß er sich damals der Deutschkonservativen Partei als Mitglied an.

Da knallten die Schüsse von Serajewo und zündeten in ganz Europa und später in fast allen Ländern unseres Erdballs die Flamme des Weltkriegs an!

Der alte, kranke Moltke — Neffe jenes Moltke, der Generalstabschef Kaiser Wilhelms I. gewesen war — behielt auch im Kriege das äußerst schwierige, mit ungeheurer Verantwortung belastete Amt des Chefs des Großen Generalstabes, das man ihm im Frieden sehr gegen seinen Willen aufgebürdet hatte.

Den Mann aber, der an dieser Stelle hätte stehen müssen, rief man nicht — ihm war man „da oben" nicht wohlgesinnt.

Endlich aber — erst Mitte August — berief man ihn. Man ernannte ihn jedoch damals nicht zum Chef des Großen Generalstabes, sondern sandte ihn nach dem von der russischen „Dampfwalze" gefährdeten Osten. Damit begann die in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Zusammenarbeit der beiden hohen Offiziere Hindenburg und Ludendorff, die sich jetzt und in Zukunft so segens- und ruhmreich erweisen sollte.

Durch ihren Sieg bei Tannenberg erzwangen sich dann Hindenburg und Ludendorff ihren Platz in der Reihe der größten Feldherren aller Zeiten. Die russische Njemen-Armee wurde vernichtet, der größte Teil des schwer geprüften Landes Ostpreußen vom Feinde gesäubert. Mit dieser glänzenden Waffentat wurde gleichzeitig eine Scharte ausgewetzt, die vor fünfhundert Jahren dem deutschen Schwert im Kampfe mit dem vordringenden Slawentum zugefügt worden war.

Am 15. Juli 1410 vernichteten bei Tannenberg die Polen und Litauer das Heer und damit die Macht des Deutschen Ritterordens. — Vom 26.—28. August 1914 vernichteten Hindenburg und Ludendorff auf demselben Schlachtfelde das Russenheer und brachten damit den Slaweneinfall zum Stehen.

Aber nichts wurde nur halb von ihnen getan. Kaum zwei Wochen nach dem Ruhmestage von Tannenberg fiel in der mörderischen, außerordentlich blutigen Schlacht an den Masurischen Seen, vom 9.—12. September 1914, auch die russische Narew-Armee dem Schwerte Hindenburgs und Ludendorffs zum Opfer.

Ostpreußen war frei! Aber nicht nur Ostpreußen! Auch Posen und Schlesien, die starke russische Kräfte hatten herannahen sehen, waren wie von einem Alpdruck befreit. Denn die ungeheuren erdbraunen Heermassen der Russen ließen jetzt von ihrem Vormarsch ab und wandten sich gen Norden, um ihren Kameraden in Ostpreußen zu Hilfe zu kommen.

Die deutschen Truppen marschierten in Polen ein und trieben die flüchtenden russischen Riesenheere vor sich her.

Aber nicht nur der deutsche Osten wurde von der Russenangst erlöst — auch dem mit uns verbündeten Österreich-Ungarn wurde eine wesentliche Erleichterung durch Hindenburgs Sieg zuteil. Die Österreicher waren inzwischen unter sehr geschickter Führung in Südpolen eingedrungen und hatten auch verschiedentlich Erfolge errungen.

Doch nun drangen die Russen mit ungeheurer Überlegenheit vor. Die Österreicher mußten sich nach Galizien zurückziehen, — und die Russen folgten ihnen nach.

Galizien und Ungarn waren in der größten Gefahr, von ihnen überflutet zu werden. Da schickten Hindenburg und Ludendorff den bedrängten Bundesgenossen Hilfe. Die von den Russen belagerte Festung Przemysl wurde entsetzt. — Da aber die Russen immer neue Menschenmassen einzusetzen hatten, wogte der Kampf hin und her. Und sie hätten den Weg nach Wien gefunden, wenn ihnen die beiden Männer nicht wirksam entgegengetreten wären.

Am 1. November 1914 wurde der siegreiche Feldherr Hindenburg zum Oberbefehlshaber aller deutschen Streitkräfte im Osten ernannt und erhielt den Marschallstab.

Nun folgte Schlag auf Schlag. In der Zeit vom 13. November bis zum 17. Dezember wurde in Nordwestpolen der Sieg bei Kutno errungen; am 6. Dezember wurden Lodz und Lowicz genommen. In der äußerst blutigen Winterschlacht in Masuren (8.—21. Februar 1915) wurde der letzte Versuch der Russen, durch Ostpreußen in Norddeutschland einzumarschieren, unter vernichtenden Verlusten für die Feinde vereitelt. Ebenso wurde mit deutscher Hilfe den Russen der Weg nach Ungarn verlegt. Schon am 12. Dezember hatten sie bei Limanowa eine schwere Niederlage erlitten. Dann kam die deutsche Südarmee unter Linsingen den Österreichern wirksamst zu Hilfe, und in der dreitägigen Osterschlacht (4. bis 6. April) mußten die Russen unter schwersten Verlusten das Schlachtfeld räumen. Einen Monat später (2.—4. Mai) wurde die russische Stellung am Dunajec durchbrochen — und die siegreichen Verfolgungskämpfe begannen. Als endlich noch am 3. Juni Przemysl fiel und am 22. Juni Lemberg von den Verbündeten zurückerobert wurde, da war es mit dem russischen Vormarsch auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes endgültig vorbei. Nun konnten die Österreicher auch gegen den Balkan siegreich vordringen. Sie erstürmten am 10. Januar 1916 den Lowcen und besetzten Cetinje, nahmen am 27. Februar Durazzo und warfen mit deutscher Hilfe auch noch Rumänien nieder.

Inzwischen hatte Italien den Dreibund verlassen und am 23. Mai 1915 Österreich den Krieg erklärt.

Nach anfänglichen Erfolgen kam der Angriff der Österreicher zum Stehen; auch hier mußten die Deutschen den Verbündeten Hilfe leisten. Nur durch ihre aufopfernde Hilfe wurden die Italiener in den verschiedenen blutigen Schlachten am Isonzo am Vordringen in die österreichischen Erblande gehindert.

So verdankt es Österreich der tatkräftigen Hilfe des deutschen Heeres, daß es nicht schon zwei Jahre vor dem gänzlichen Zusammenbruch von seinen Feinden niedergeworfen und aus der Reihe der Großmächte Europas gestrichen wurde.

Der „Dank vom Hause Habsburg" ist dem deutschen Volke dafür in recht eigenartiger Weise zuteil geworden. Kaiser Karl I., der nach dem Tode seines Großoheims Franz Joseph (21. November 1916) den österreichischen Thron bestieg, hatte bekanntlich das „Recht" Frankreichs auf Elsaß-Lothringen unumwunden anerkannt. Das bittere Wort, daß Deutschland an seinen Verbündeten beinahe starb, ist nicht ohne Berechtigung. Auf allen Kriegsschauplätzen mußte es diesen Verbündeten helfen, wenn sie nicht mehr weiterkonnten. Überallhin mußten deutsche Truppen entsandt werden — die man an anderen Stellen besser hätte gebrauchen können. — Und zum Dank dafür ließ man das Deutsche Reich und Volk in schwerster Stunde allein. Solcher Kriegsverlauf war im Schlieffenschen Plane nicht vorgesehen.

Auch nach den siegreichen Schlachten in der ersten Hälfte des Jahres 1915 war der russische Koloß noch nicht endgültig niedergeworfen; seine ungeheuren Reserven waren noch nicht erschöpft. Am 15. Juli wurde die Narew-Linie durchbrochen. Die Narew-Festungen Rozan, Pultusk, Lomza, Ostrolenka und Osowiec wurden bis zum 10. August erobert. Am 8. August wurden Iwangorod und am 17., 18. und 26. August Kowno, Olita und Grodno bezwungen. Modlin fiel am 20. August, am 26. August Brest-Litowsk. Darauf wurden Pinsk und Wilna besetzt. Aber selbst noch im März 1916 mußte ein russischer Angriff gegen die deutschen Stellungen in Sumpf und Blut erstickt werden.

Endlich drangen die Russen am 7. Januar in großem Massenangriff in Galizien vor, eroberten Luck, Czernowitz und Koloman, wurden aber am 13. Juni bei Baranowitschi geschlagen. Damit war die russische Macht gebrochen. Am 11. März 1917 brach die russische Revolution aus, und Rußland wurde Republik. Ein letzter Versuch der Russen, nach Ostgalizien vorzudringen, scheiterte im Juni. Am 8. November ergriffen die Bolschewiken die Macht und leiteten bald darauf Friedensverhandlungen ein.

Das aber erlebte Hindenburg nicht mehr als Feldherr des Ostens allein. — Am 16. August wurde er — endlich! — zum Chef des Großen Generalstabes ernannt. Ludendorff wurde sein Generalquartiermeister, und beide gingen nach dem Großen Hauptquartier ab.

Endlich! — Man kann hinzufügen: Zu spät!

Fragen wir uns doch einmal in allem Ernst: Wäre Hindenburg mit seinem Generalquartiermeister Ludendorff gleich bei Ausbruch des Krieges an diese Stelle berufen worden, hätte dann wohl die Oberste Heeresleitung den unbegreiflichen Befehl zum Abbruch der Marneschlacht gegeben?

Die Antwort darauf kann nur ein überzeugtes „Nein! Niemals!" sein.

Glaubt wirklich jemand, der überragende Feldherr und sein genialer Generalquartiermeister hätten kein anderes Mittel gewußt, die Lücke, die zwischen der ersten und zweiten Armee entstanden war, zu schließen — als den Rückzug zu befehlen und den mit so viel Blut und heldenmütiger Tapferkeit errungenen Sieg aus der Hand zu geben?

Hätten die beiden Männer damals den Oberbefehl in Händen gehabt, der Vormarsch, die Einschließung und Einnahme von Paris wären Wirklichkeit geworden. Die französische Regierung, die sich bei Kriegsausbruch nach Bordeaux begeben hatte, ließ sich nur durch englische Drohung davon zurückhalten, Frieden zu schließen. — Der britische Bundesgenosse hatte nämlich erklärt, er werde mit seiner Flotte die französische Nordküste beschießen, falls Frankreich sich von ihm trenne.

Ein Sieg an der Marne hätte den Fall von Paris in absehbarer Zeit wahrscheinlich gemacht, und nach solchen großen Erfolgen hätte die Oberste Heeresleitung genügend Streitkräfte zur Verfügung gehabt, um der Bedrohung deutschen Lebens und deutschen Bodens im Osten ein schnelles und dauerndes Ende zu bereiten und die Russen über die deutsche und österreichische Grenze zurückzudrängen. Dann wäre der Friede nahe gewesen, und der Eintritt anderer Mächte in die Reihe unserer Gegner wäre unwahrscheinlich, schließlich sogar unmöglich geworden.

Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß es dem Einfluß Hindenburgs und Ludendorffs wahrscheinlich gelungen wäre, den unglückseligen Bethmann-Hollweg — nächst Max von Baden der unfähigste von Bismarcks Nachfolgern — von dem Posten zu verdrängen, auf den er nicht gehörte. Das hätte alle unsere Feinde sofort entmutigt. Denn die Unentschlossenheit dieses Mannes war ihr bester Verbündeter.

Man müßte Bände füllen, wollte man all die glänzenden Waffentaten aufzählen und würdigen, die das herrliche deutsche Heer unter Hindenburgs und seines Generalquartiermeisters überragender Führung vollbracht hat.

Wäre nur unsere Staatsführung in dieser entscheidungsvollen Zeit von unbeirrbarer Tatkraft beseelt gewesen — wenigstens ein ehrenvolles Ende wäre erreicht worden. So aber wurden nur halbe Maßnahmen getroffen und Fehler über Fehler gemacht. Man denke nur an den Abbruch des U-Bootkrieges, an die Nichteinsetzung unserer Schlachtflotte, an die Lockerung der Zucht und Ordnung im Heere, an die verfehlten Friedensangebote, an die verräterische Tätig-

keit Erzbergers und die verbrecherische Arbeit der Sozialdemokratie — die im Verein mit der abscheulichen Lebensmittel- und Rohstoff-„Bewirtschaftung" des Juden Rathenau die trotz allem noch gute Stimmung in der Heimat totschlug —, an den landesverräterischen Munitionsarbeiterstreik, an die Einführung des Parlamentarischen Systems — von dem man sich die Rettung versprach und das nur das Ende beschleunigte — und endlich an den Dolchstoß vom 9. November 1918, den der Münchener Erzbischof Dr. Faulhaber als das größte Verbrechen der Weltgeschichte gebrandmarkt hat! — —

Diese Aufzählung macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. — —

Mochten die deutschen Heere auf allen Fronten von Sieg zu Sieg schreiten, mochten sie Heldentaten vollbringen, die mit ehernem Griffel, mit goldenen Lettern auf die Tafeln der Weltgeschichte eingezeichnet sind, mochte der greise Feldmarschall immer wieder mit herrlichen Worten dem deutschen Volke Mut zusprechen und Zuversicht einflößen, er fand taube Ohren. Und Ludendorff, der das drohende Chaos unaufhaltsam herannahen sah, nahm mit vaterländisch gesinnten, außerhalb der Regierung stehenden Politikern Fühlung, um dem Verderben zu steuern, traf aber meist auf Verständnislosigkeit und Ablehnung. Die unablässige Arbeit marxistischer und klerikaler Wühlmäuse vereitelte seine Bemühung. Mit Hilfe des parlamentarischen Systems mischten sie sich in die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung ein und machten dem Generalquartiermeister jede weitere Arbeit unmöglich, so daß er endlich am 24. Oktober 1918 blutenden Herzens von seinem Posten zurücktrat und sich ins Ausland begab, da er sich in Deutschland kaum noch seines Lebens sicher fühlte. Das war der Dank Deutschlands für einen seiner größten Söhne!

Nun hatten alle Reichs- und Volksverräter freie Hand. Am 9. November 1918 stürzte das Reich unter dem Jubel seiner Feinde zusammen!

Erzberger fuhr mit der Waffenstillstandskommission nach Compiègne. Wilhelm II. verließ das Heer, um Zuflucht in Holland zu suchen. Und die zwanzig deutschen Fürsten stiegen von ihren Thronen, ohne daß ein einziger versucht hätte, sich zu behaupten. In Berlin rief Philipp Scheidemann, ehemaliger kaiserlicher Unterstaatssekretär und Exzellenz, die marxistische Republik aus. In München machte sich der galizische Jude Eisner zum Herrn. Ähnliches geschah in allen übrigen deutschen Hauptstädten.

Da wurde Hindenburg zum zweiten Male der Retter des Vaterlandes. Er stellte sich — es läßt sich ermessen, mit welch bitteren Gefühlen — der Regierung der „Volksbeauftragten" zur Verfügung und erbot sich, das deutsche Heer in die Heimat zurückzuführen. Es sollte die letzte, allerschwerste Aufgabe sein, zu der er sich im Dienste seines Vaterlandes verpflichtet fühlte.

Mit gewohnter Tatkraft griff er das ungeheure Werk an. In Ordnung und meist in guter Stimmung langten die im Felde unbesiegten, aber von eigenen Volksgenossen verratenen Truppen in der Heimat an. Mit tiefem Kummer sahen sie, was aus dem Lande geworden war, für das sie das Härteste, Schwerste ertragen, für das sie in tausend blutigen Kämpfen ihr Leben in die Schanze ge-

schlagen hatten und für das zwei Millionen Brüder mutig und pflichttreu in den Tod gegangen waren.

Hindenburgs letztes Hauptquartier war Kolberg. Von hier aus gingen die Fäden zum „Grenzschutz Ost", der um die Provinz Posen, Hindenburgs alte Heimat, kämpfte. Dann kam der „Friede". — —

Nach Erfüllung seiner Pflicht zog sich der greise Feldherr zum zweiten Male in sein stilles Heim in Hannover zurück, um dort das Ende seines ruhmvollen Lebens zu erwarten.

Aber der Zweiundsiebzigjährige hatte sich darin wiederum getäuscht. Noch war die Ruhe für ihn nicht gekommen. Das Schicksal hatte noch weiterhin Großes mit ihm vor, und die Deutschen konnten dessen gewiß sein, daß er ohne langes Besinnen auch zum dritten Male kommen würde, wenn das Vaterland ihn rufen sollte.

Hindenburg ist es hier und da zum Vorwurf gemacht worden, daß er seinem obersten Kriegsherrn nicht davon abgeraten habe, das Heer zu verlassen und nach Holland in die Verbannung zu gehen, wozu er von anderer Seite gedrängt wurde. Der Feldmarschall aber kannte den unglücklichen Mann zu genau, der gerade in jenen Stunden innerlich zermürbt und völlig zusammengebrochen war. Niemand hätte von ihm verlangen können, daß er, in die Heimat zurückgekehrt, die Revolte der Juden und Vaterlandsverräter niederwerfen und sich dann gegen eine Welt von Feinden behaupten sollte! So sah Wilhelm II. in diesem Schritt die letzte Möglichkeit, seinem Volke zu dienen — er wollte ihm durch seinen Abgang innere Auseinandersetzungen ersparen und ihm den Friedensschluß erleichtern, und das sei ihm nicht vergessen! —

Schon Goethe erklärte einmal, daß die Deutschen ein merkwürdiges Volk seien. „Da streiten sie sich herum, wer von uns beiden größer sei, Schiller oder ich, und sollten sich doch freuen, daß sie zwei solche Kerle haben, über die sie sich streiten können."

An diese trefflichen Worte muß man denken, wenn man sich daran erinnert, wie noch bei Lebzeiten der beiden unsterblichen Heerführer der Streit um die Frage begann, wer denn nun der Größere von den beiden sei — Hindenburg oder Ludendorff. Solchen Besserwissern sollte man Hindenburgs herrliches Wort zurufen:

„Was wäre ich ohne meinen Ludendorff!"

Und was schreibt Ludendorff über seinen verehrten Generalfeldmarschall?

Danken wir der gütigen Vorsehung, daß sie uns in schwerster Zeit diese beiden herrlichen Männer gesandt hat! Das deutsche Volk aber zeige sich ihrer würdig, indem es ihr Andenken allzeit in höchsten Ehren hält!

„Vier Jahre haben wir in tiefer Harmonie wie ein Mann zusammengearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich. Ich sah es mit tiefinnerer Genugtuung, daß er die Idealgestalt für das deutsche Volk, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen wurde.

Der Generalfeldmarschall ließ mich teilnehmen an seinem Ruhm. Bei der Feier seines 70. Geburtstages am 2. Oktober 1917 kleidete er dies in besonders tief empfundene Worte...

Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte...

Der Ruhm des Generalfeldmarschalls steht fest in den Herzen des deutschen Volkes.

Ich habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vornehmen Sinn ebenso geschätzt wie seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit."

So schrieb Ludendorff über den verehrten Generalfeldmarschall.

Der Vater des Vaterlandes

Ja, der greise Feldmarschall hatte sich in dem Glauben, Altersruhe zu finden, getäuscht! Noch einmal rief ihn das Vaterland, und pflichtgetreu war er zur Stelle.

Fritz Ebert, der Leiter des Munitionsarbeiterstreiks, Präsident der Weimar-Republik — nicht, wie es die Weimarer Verfassung vorschrieb, durch die Wahl des ganzen Volkes, sondern „von Reichstags Gnaden" —, war im Februar 1925 gestorben. Nun galt es, einen Nachfolger zu wählen. Fünf Kandidaten waren aufgestellt, von denen keiner im ersten Wahlgang als Sieger hervorging. Die bestehenden Parteien erklärten ihre Unfähigkeit dadurch, daß sie keinen Mann wußten, der das Vertrauen des Volkes in dem Maße besaß, daß er im zweiten Wahlgange mit nennenswerter Mehrheit gewählt worden wäre. So faßten denn vaterlandliebende Männer den Entschluß, sich nach Hannover zu wenden und bei dem greisen Generalfeldmarschall anzufragen, ob er bereit sein würde, eine auf ihn fallende Wahl zum Reichspräsidenten anzunehmen. — Hindenburg, der damals die Hälfte seines 78. Lebensjahres überschritten hatte, sagte nicht „Nein". Wenn ihn das Vaterland rief, so war ihm kein Opfer zu schwer. Die einzige Bedingung, die er an seine Einwilligung knüpfte, war die, daß er vom deutschen Volke mit großer Mehrheit an die höchste Stelle des Reiches berufen würde.

Manche schweren Bedenken wurden von den verschiedensten Seiten gegen Hindenburg vorgebracht. Es wurde auf sein hohes Alter hingewiesen, das ihm die Erfüllung so schwerer Pflichten unmöglich machen werde. Andere befürchteten, er werde ein Spielball in der Hand der Parteien werden. Er, der alte Offizier, habe sich doch bis in sein hohes Alter nicht politisch betätigen dürfen, und so

werde ihm doch wohl das Verständnis für die tausend wichtigen Fragen der Staatskunst, von denen das Wohl und Wehe eines Sechzigmillionenvolkes abhängt, fehlen. Der gesamte Klüngel der Weimarer Parteien, von den Marxisten bis in die Reihen der Zentrumsleute, wurde nicht müde, den verdienten Helden mit Kübeln voll Schmutz zu bewerfen. Und während sie immer erneut auf sein hohes Alter hinwiesen, offenbarten sie, daß ihnen jede Ehrfurcht, die man dem Alter, insonderheit aber einem hochverdienten Feldherrn schuldig ist, völlig fremd war.

Doch alles wüste Geschrei, alles krampfhafte Judengegeifer half nichts: Der Feldmarschall des Weltkrieges wurde mit großer Mehrheit zum Oberhaupt des Deutschen Reiches gewählt. Er zog in die Wilhelmstraße ein und hielt sich bei allen seinen Amtshandlungen streng im Rahmen seiner gesetzlichen Befugnisse — allzu streng, wie manche meinten. Das wurde vielfach mißverstanden, und zahlreiche seiner rechtsstehenden Wähler haben sich in diesen sieben Amtsjahren gegen ihn gewandt. In seinem politischen Testament, das er im Mai 1934 verfaßte, legte er in schlichten, klaren Worten die Gründe seines Handelns dar und klärte manches Mißverständnis auf.

„Niemals hat Hindenburg darauf verzichtet, seine deutsche Einstellung auch den vaterlandfeindlichsten Reichsregierungen gegenüber zu vertreten und zu behaupten. Verständnis fand er bei den Häuptern der Judenrepublik nicht. Diese Burschen ließen sich zwar das besonders für die Außenpolitik so wichtige Ansehen des greisen Reichsoberhauptes gern gefallen. Als der Generalfeldmarschall aber einmal in Tannenberg, der Stätte seines schönsten Sieges, charaktervoll die Unschuld Deutschlands am Weltkriege vor der ganzen Welt betonte, fanden seine ehernen Sätze wohl die jubelnde Zustimmung bei allen Nationalgesinnten in Deutschland. Das Echo bei der Reichsregierung blieb aus" (Wilhelm Kube im „Märkischen Adler" am 5. August 1934). — —

Indessen war in Deutschland das Frührot einer neuen Zeit angebrochen. Der völkische Gedanke bewegte die Geister, und die frohe Botschaft des unbekannten Gefreiten des Weltkrieges Adolf Hitler begann in den Herzen Wurzeln zu schlagen.

Wie ein Sturm ging es dann durch die Lande. Fast jeder, der Hitler sah oder auch nur seine Reden hörte, war ihm verfallen. Aus den sieben Mann, die sich im Winter 1919 zusammengefunden hatten, waren Hunderttausende geworden, nachdem der Führer aus der Festung Landsberg entlassen worden war. Die Gegner links und rechts, die die nationalsozialistische Bewegung im Anfang verlacht und die dann laut aufgejubelt hatten, als sie durch den Verrat vom 9. November 1923 für ewige Zeit vernichtet schien, begannen wieder aufmerksam zu werden und sie mit allen Mitteln offen oder versteckt zu bekämpfen. Verleumdungen, behördliche Schikanen, Verbote und der Terror des Pöbels wurden gegen sie ins Feld geführt. Aber das alles konnte ihren Siegeslauf nicht hemmen. Während unter der Mißwirtschaft der Parteien, mit denen zu regieren der Feldmarschall durch die Verfassung gezwungen war, die Not des Volkes immer be-

drohlicher stieg, während das Ansehen des Reiches nach außen immer tiefer sank, suchten die Deutschnationalen eine sogenannte „Nationale Front" zu gründen. So kam im Jahre 1931 die Harzburger Front zustande, die aber bald zerfiel.

Als des Feldmarschalls siebenjährige Amtsdauer im Jahre 1932 ihrem Ende nahte, erklärten ihm die Parteien, es sei seine Pflicht, sich wieder aufstellen zu lassen, weil es niemand gebe, der so von dem Vertrauen einer gewaltigen Mehrheit im deutschen Volke getragen sei wie er, und betonten, daß man in ihm die Verkörperung der deutschen Einigkeit erblicke. Der letztbezeichnete Grund überzeugte Hindenburg. Während der ganzen sieben Jahre seiner Amtszeit war er nicht müde geworden, dem deutschen Volke mahnend zuzurufen: „Seid einig!"

So nahm er denn die neue Aufforderung zur Bewerbung an und siegte mit einer Mehrheit von 19 Millionen Stimmen.

Wiedergewählt, trennte sich Hindenburg alsbald von seinem letzten Kanzler, dem Zentrumsmann Dr. Brüning. Mit einer Erklärung, in die auch nationalsozialistisches Gedankengut „aufgenommen" war, stellten sich die derzeit Entscheidenden dem Reichspräsidenten vor und schoben sich in die Macht. Die Herrlichkeit dauerte indes nicht lange. In nicht ganz sieben Monaten hatte sie sich, um mit Fritz Reuter zu reden, „paddendot regiert". Es folgte die Kanzlerschaft des gewissenlosen Ehrgeizlings und späteren Hochverräters v. Schleicher. Deutschland wurde mit beängstigender Schnelligkeit dem Abgrund zugetrieben, und große Gefahren taten sich auf.

Da fanden sich die beiden größten Männer des Jahrhunderts. Der Feldmarschall ernannte Adolf Hitler zum Reichskanzler.

Der Jubel in allen deutschen Gauen war unbeschreiblich. Mit dem Fackelzug, der sich am Abend des 30. Januar 1933 durch die Wilhelmstraße zu Berlin bewegte, huldigte das deutsche Volk seinem greisen Staatsoberhaupt und seinem jungen Kanzler. Im März desselben Jahres billigte die deutsche Wählerschaft in der ersten Reichstagswahl der neuen Zeit freudigen Herzens den Entschluß des Generalfeldmarschalls und sprach mit überwältigender Mehrheit der neuen Regierung ihr Vertrauen aus. Bei dem großen Staatsakt am 21. März dieses Glücksjahres beschworen der Reichspräsident und der Reichskanzler in der Garnisonkirche zu Potsdam aufs neue ihre unverbrüchliche Treue zum deutschen Vaterlande: Das alte und das neue Deutschland reichten sich die Hände.

Ein Freundschaftsbund war geschlossen, wie er in der Geschichte kaum seinesgleichen hat. Er erinnert an das Verbundensein des Eisernen Kanzlers mit seinem alten Herrn. — „Wie ein Großvater zu seinem sehr geliebten Enkel", hat Hindenburg selbst einmal gesagt.

Das Schicksal ließ den großen Feldherrn und Staatsmann zum Lohn für sein schweres Tagewerk noch erleben, wonach er sich so lange und heißen Herzens gesehnt hatte: die völlige Einigung des Vaterlandes.

Schlag auf Schlag folgten nun jene herrlichen Gesetze, unter die Hindenburg freudig seinen Namen setzte. Die Schlagbäume der Einzelstaaten wurden niedergerissen, und das einige Reich wurde geschaffen. Die Eifersucht der deutschen

Stämme verschwand im einigen deutschen Volk. Klassenhaß und Standesdünkel wichen engster, schicksalverbundener Volksgemeinschaft. — Keine Parteien gibt es mehr, sondern nur noch Deutsche. Der fremdstämmige Einfluß ist gebrochen und der Deutsche wieder Herr im eigenen Hause. — Und dies im Innern geeinte und daher trotz seiner Waffenlosigkeit starke und unüberwindliche Reich steht wieder geachtet und beneidet in der ersten Reihe der Hauptvölker der Welt. — —

Das Werk des „großen alten Mannes in der Wilhelmstraße" war getan. Mehr als den Allerersten aller Zeiten war ihm zu leisten vergönnt gewesen. Und der „getreue Knecht" durfte freudigen Herzens zu seinem Herrn und Vater heimkehren, der ihm viele schwere, aber auch unendlich ehrenvolle Aufgaben auf seine starken Schultern gelegt hatte. — —

Schon seit Monaten kränkelte der greise Feldmarschall. Aber nur wenige im deutschen Volke wußten davon. Als dann in den letzten Julitagen des Jahres 1934 die Nachricht von seiner ernstlichen Erkrankung vom stillen Neudeck nach der Reichshauptstadt drang, sammelten sich Tausende vor dem schlichten Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße in angstvoller Spannung, als ob sie hier dem teuren Kranken näher seien.

Um die neunte Vormittagsstunde des 2. August 1934 schloß der fast siebenundachtzigjährige getreue Eckart des deutschen Volkes die freundlich-ernsten blauen Augen, die lange Jahre über Wohl und Wehe des deutschen Volkes gewacht hatten.

Groß und allgemein war die Trauer des deutschen Volkes. Und fast das gesamte Ausland widmete dem zur großen Armee heimgegangenen bedeutenden Soldaten und Staatsmann ehrenvolle Nachrufe, in denen es die schlichte Größe seiner gewaltigen Persönlichkeit, seine unwandelbare Pflichttreue bis zur letzten Stunde, seine Friedensliebe und unerschütterliche Treue zu seinem Volk und Vaterland rückhaltlos anerkannte.

Schriftsteller fast aller Nationen erhoben ihre Stimmen, um seiner gewaltigen Größe gerecht zu werden. So schrieb einer der bedeutendsten (unparteiischen!) Militärschriftsteller unseres österreichischen Brudervolkes, Dr. h. c. Glaise von Horstenau, in der „Österreichischen Wehrzeitung": „... Hindenburg arbeitete schon in jüngeren Jahren viel in der unmittelbaren Umgebung Schlieffens, füllte zahlreiche Generalstabsposten hervorragend aus und wirkte zuletzt als kommandierender General, als welcher er mit 65 Jahren zum ersten Male den aktiven Dienst verließ, allerdings mit der Bestimmung, in einem Kriege gegebenenfalls wieder verwendet zu werden. Zudem waren die ersten Schlachten des Ostkrieges nicht danach angetan, einem Feldherrn die Genügsamkeit einer Fahnenrolle zu gestatten... So war es denn auch bemerkenswert, wie in diesen Tagen, da der Feldmarschall schon auf der Bahre lag, keine Stimme des Auslandes, mochte sie sonst deutschfreundlich oder deutschfeindlich sein, dem großen Toten den Ruhm wirklichen Feldherrntums vorenthielt. Mit ihm ist ein glänzender General in die Ewigkeit eingegangen."

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Hindenburg am Abend seines Lebens fast eine mythische Gestalt geworden war. So ist es denn auch kein Wunder, daß deutsche Dichter nun ihre Leiern zu seinem Lobe stimmten.

Im Marschallturm des Siegesdenkmals von Tannenberg fand der Sieger von Tannenberg am 7. August 1934 seine letzte Ruhestatt. Diesmal war er heimgegangen, um nicht wiederzukehren zu Pflicht und Arbeit. Ihm war es vergönnt, in den Sielen zu sterben — ein Glücklicher, den unser Herrgott geliebt, trotz all der schweren Prüfungen, die er ihm auferlegt hatte.

Ein Trauergefolge geleitete ihn auf seiner letzten Fahrt, wie es kaum je so stattlich dem Sarge eines ruhmgekrönten Helden, eines Kaisers oder Königs gefolgt ist.

Bei dem großen Staatsakt im Ehrenmal zu Tannenberg, in dessen Feldherrnturm Vater Hindenburg beigesetzt wurde, hielt der Berufenste der Berufenen, des deutschen Volkes Führer, Adolf Hitler, seinem großen Herrn und Freunde eine Totenrede, schlicht und groß, wie nur er sie halten konnte. Sie schloß mit den herrlichen Worten:

„Es ist der letzte Triumph des alten Heeres, daß das nationale Deutschland im Jahre 1925 keinen besseren Repräsentanten fand als den Soldaten und Generalfeldmarschall des Weltkrieges. Und es ist eine der wundersamen Fügungen einer rätselhaften weisen Vorsehung, daß unter der Präsidentschaft dieses ersten Soldaten und Dieners unseres Volkes die Vorbereitung zur Erhebung unseres deutschen Volkes eingeleitet werden konnte und er selbst endlich noch das Tor der deutschen Erneuerung öffnete.

In seinem Namen wurde der Bund geschlossen, der die stürmische Kraft der Erhebung einte mit dem besten Können der Vergangenheit. Als Reichspräsident wurde der Generalfeldmarschall Schirmherr der nationalsozialistischen Revolution, der wir die Wiedergeburt unseres Volkes verdanken.

Vor nunmehr fast zwanzig Jahren umläuteten von dieser Stelle aus zum erstenmal in ganz Deutschland die Glocken den Namen des Generalfeldmarschalls. Heute hat die Nation unter dem Läuten derselben Glocken den toten greisen Helden zurück zur großen Walstatt seines einzigartigen Sieges geführt. Hier, inmitten der schlummernden Grenadiere seiner siegreichen Regimenter, soll der müde Feldherr seine Ruhe finden. Die Türme der Burg sollen trotzige Wächter sein dieses letzten Großen Hauptquartiers des Ostens.

Standarten und Fahnen halten die Parade.

Das deutsche Volk aber wird zu seinem toten Helden kommen, um sich in Zeiten der Not neue Kraft zu holen für das Leben.

Denn wenn selbst die letzte Spur dieses Leibes verweht sein sollte, wird der Name noch immer unsterblich sein!"

„Toter Feldherr, geh nun ein in Walhall!"

Ja, der tote Feldherr konnte eingehen in Walhall! Denn die Sorge darüber, was in naher und ferner Zukunft aus seinem geliebten Deutschland werden würde, brauchte ihn nicht zu drücken. Er wußte die Geschicke des Vaterlandes in den allerbesten Händen und hatte den innigsten Wunsch, daß diese Hände noch die Zügel halten mögen bis in die fernsten Zeiten. Deshalb ist er es auch gewesen, der den Gedanken angeregt hat, es möchten nach seinem Tode die Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers künftighin miteinander verbunden werden. Der greise Feldmarschall hatte aber auch erkannt, daß der unter seiner Herrschaft errichtete Bau des nationalsozialistischen Deutschen Reiches für Jahrhunderte geschaffen sei und einzelner Menschen, ja, vieler Menschengeschlechter Lebensjahre überdauern werde. Das war ihm auch Trost in seinen letzten Stunden, das hat ihm den Tod erleichtert, so daß er ruhig und friedlich einschlafen konnte.

Das deutsche Volk hat diesen Entschluß seines Reichsoberhauptes gesegnet. Noch am Sterbetage des Generalfeldmarschalls wurde vom Reichskabinett das Gesetz beschlossen, das diesen Gedanken zur Tat werden ließ.

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler wollte das ihm übertragene Amt aber nicht auf Grund der ihm in der ersten Sitzung des Reichstags nach der Machtergreifung erteilten Vollmacht übernehmen, sondern über dieses wichtige Gesetz das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden lassen. So beraumte er denn für den 19. August 1934 einen Volksentscheid an. Und das Volk zeigte, daß es in den anderthalb Jahren nationalsozialistischer Staatsführung politisch mündig geworden war. Seine Antwort war ein neunzigprozentiges Ja!

Adolf Hitler hat gewünscht, daß der Titel des Reichspräsidenten, der mit dem Namen Hindenburg unlöslich verbunden ist, nach dem Tode des Feldmarschalls von keinem andern mehr geführt wird. Und so nennt er sich selbst fortan nur „Führer" und „Reichskanzler". — —

Der letzte Reichspräsident war bei seinen Vätern versammelt — uns war's, als sei ein guter, treusorgender Vater von uns geschieden. Alljährlich am 2. August pilgern wir im Geiste — wenn wir's leiblich nicht können — zu dem Heldenmal im fernen Ostpreußen und legen den Lorbeerkranz treusten Gedenkens nieder am Grabe

unseres Hindenburg,

des Vaters des Vaterlandes.



Boelcke



B. GÄRTNER

Boelcke, der Altmeister der deutschen Kampfflieger

Offizier will er werden

Väterlicherseits aus märkischem Geschlecht, von der Mutter her aus Thüringer Stamm, wird Oswald Boelcke als viertes Kind der Familie am 19. Mai 1891 zu Giebichenstein bei Halle geboren.

Seit einem halben Jahr erst ist der Vater mit den Seinen aus Argentinien zurückgekehrt. Als Leiter der Deutschen Evangelischen Schule in Buenos Aires hat er sechs Jahre lang für das deutsche Volkstum im Auslande gewirkt. 1895 geht er als Oberlehrer nach Dessau, wo er später Professor an der Herzoglichen Antoinettenschule wird.

Mit seinen Spielkameraden tummelt sich der muntere Oswald Boelcke in der noch ziemlich freien Schillerstraße, die heute seinen Namen trägt. Durch körperliche Gewandtheit fällt schon der kleine Junge auf. Der Vater nimmt ihn einmal zum Baden in der Mulde mit. Dort will er ihm die ersten Schwimmbewegungen beibringen. Ganz unvermutet paddelt ihm der kleine Kerl plötzlich von den Händen herunter und bewegt sich so mutig und sicher, als wäre er im Wasser geboren. Alle Zuschauer sind verblüfft.

Auch als Schüler des Gymnasiums zeigt er sich bei den Leibesübungen als einer der Geschicktesten. Im Schwimmklub „Stillinge" bildet er seine Kunst im Schwimmen und Springen so aus, daß er bei einem Wettschwimmen mehrere Preise holen kann.

Offizier will er einst werden. Der Wunsch lebt schon in dem Quartaner. Und selbständig — wie er sich auch sonst zeigt — tut er den ersten Schritt nach dem Ziel. Er schreibt an den Kaiser und bittet ihn um Aufnahme in das Kadettenkorps. Die Eltern erfahren davon erst, als vom Kommandeur die Aufforderung kommt, die nötigen Papiere einzuschicken. Die Eltern wollen ihren Sohn aber nicht so früh hinausgeben. Er bleibt bei ihnen und besucht das Gymnasium zu Ende.

Unter den Lehrfächern der Schule ziehen ihn besonders Geschichte, Mathematik und Physik an. Seine praktisch-technische Begabung drängt ihn, in die Tat umzusetzen, was er lernt. Er bastelt gern. So baut er im Verein mit einem Freunde

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 17. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter.

eine Fernsprechleitung aus dem Vaterhaus über die Straße und das gegenüberliegende Haus hinweg bis in die Wohnung des Freundes.

Für die Helden der Geschichte begeistert er sich. Der Sekundaner wählt zum Gegenstand freiwilliger Vorträge: Scharnhorst und seine Heereserneuerung, die Anfänge der Luftschiffahrt und Graf Zeppelins Leben. Im Lebenslauf des Abiturienten werden als Lieblingswerke angegeben: Homer, der ihn „in das wundervoll heroische Zeitalter Griechenlands versetzt", Treitschke und die militärgeschichtlichen Veröffentlichungen des Generalstabs.

Als Siebzehnjähriger darf Oswald Boelcke mit in die Alpen, das fast regelmäßige Sommerreiseziel seiner Eltern. Mit dem Vater und dem jüngeren Bruder Martin besteigt er den Höllensteinkegel bei Hinter-Tux und zeigt sich an gefährlichen Stellen als kühner und geschickter Bergsteiger. Den steilen Hang stürmt er in sicherer Kraft mit Riesenschritten abwärts, während die beiden andern vorsichtig herunterklettern. Auf einem Rasenabsatz empfängt er sie damit, daß er sich vor Übermut auf den Kopf stellt.

Seinen ebenmäßig-schönen Körper hat er ganz in der Gewalt. Abgesehen von der natürlichen Veranlagung dazu, ist er das Ergebnis stetiger, in harter Selbstschulung durchgeführter Übungen. Den Dauerlauf betreibt er planmäßig, um dadurch eine vom Keuchhusten zurückgebliebene Neigung zu asthmatischen Beschwerden zu bekämpfen.

So bringt er die körperliche und seelische Eignung für den Offiziersberuf mit, als er nach bestandener Reifeprüfung Ostern 1911 als Fahnenjunker in das Telegraphen-Bataillon Nr. 3 in Koblenz eintritt.

In der Schule des Militärs

Die anstrengende erste Ausbildung — bei der er alles, bis auf die Putzstunde und das Stubenkehren, mitmachen muß — erträgt er leicht. Dem geübten Turner bleiben die Schmerzen des soldatischen Anfängers unbekannt. Die Kaserne liegt nämlich nicht weit vom Deutschen Eck, und geübt wird angesichts des Ehrenbreitsteins. Vom Reiten ist Boelcke ganz entzückt. „Mir macht es gerade, wenn es am tollsten geht, den meisten Spaß", schreibt er darüber nach Hause. Nach der kurzen Einzelausbildung durch einen Feldwebel wird er in die Kompanie eingereiht.

Die Märsche und Übungen, wie Kabellegen und Schießen, führen in die schöne Umgebung von Koblenz, durchs Rheintal und in die Nebentäler. Während des dreitägigen Pfingsturlaubs rudert er mit einem Leutnant die Lahn aufwärts bis Ems und zurück. Zu Fuß und auch oft zu Pferde unternimmt er Ausflüge in die herrliche Gegend. Die Schilderung einer Dampferfahrt von Mainz bis Köln faßt er in einem Brief an die Eltern zusammen: „Herrlich alles, vom Niederwald bis zum Kölner Dom!"

Der Dienst und die freie Zeit bieten also an Abwechslung mehr als genug. Durch den Aufenthalt auf längeren Übungen gibt es auch lehrreiche Bekanntschaften mit den Rheinländern. Da wundert sich Boelcke, zwischen den Weltkurorten Ems und Wiesbaden bei den Bauern noch so viel Ursprünglichkeit zu finden. Vergnügliche Kameradschaft würzt den harten Dienst, der auch angenehme Aufträge bringt, wie immer dann, wenn er mit einem Leutnant auf Erkundungsritte ausgeschickt wird. Großer Wert wird auf das Reiten gelegt. Und gerade das liegt unserm Fahnenjunker. Er bildet sich darin zur Meisterschaft aus.

Der Herbst 1911 findet ihn beim Kaisermanöver in der Uckermark. Boelcke empfindet es „als reine Sommerfrische". Ein besonderes Erlebnis ist es ihm, in Straßburg die Luftschiffe und Flugzeuge beobachten zu können. Er klettert auf den Rathausturm, an dem die Ein- und Zweidecker dicht vorüberfliegen. „Das ist doch eine feine Sache!" erklingt die Begeisterung darüber.

Gegenüber dem „Freiherrnleben im Manöver" ist die strenge Zucht in der Kriegsschule zu Metz zunächst unangenehm.

Aber auch in Metz hat er Gelegenheit, das heimlich glühende Feuer für die Luftschiffahrt neu anzufachen. Über der Kriegsschule fliegt oft der Zeppelin. Abends ist Boelcke Zuschauer auf dem Übungsplatz von Frescaty, wo mehrere Flugzeuge ihre Übungen machen. „Ich kann mich gar nicht satt daran sehen und schaue ihnen immer mit Sehnsucht nach. Das muß ein herrlicher Sport sein — noch schöner als auf Pferdes Rücken!" Er freut sich darauf, daß zum Kaisermanöver außer dem Zeppelin noch ein Parseval und mehrere Fesselballons nach Metz kommen.

Nach den schönen Tagen des Pfingsturlaubs, der mit Freunden in Trier, Koblenz und Wetzlar verlebt wird, beginnt die Paukerei zur Prüfung. Boelcke besteht diese mit dem Gesamturteil gut und schneidet von den drei Fähnrichen am besten ab. In der Führung hat er sogar eine Neun, d. h.: Vorzüglich.

Der Junkerleutnant – und wie er Flieger wird

Anfang Juli 1912 kehrt Boelcke wieder nach seinem Standort Koblenz zurück. Anfang August wird er hier zum Degenfähnrich ernannt und zur Funkerkompanie versetzt. Ehe der Monat zu Ende geht, ist er Offizier. Das Wunschziel des Knaben ist erreicht. In tiefer Dankbarkeit den Eltern gegenüber schreibt Boelcke: „Nun, da ich Offizier bin, möchte ich Euch, liebe Eltern, doch noch einmal von Herzen danken, daß Ihr mir diesen Lebensweg erschlossen habt, — wohl der einzige, der mir volle Befriedigung und Glück gewähren kann."

Leutnant Boelcke bezieht stolzen Gefühls sein eigenes Heim, das er mit seinen Freunden einweiht. Mit großem Eifer arbeitet er sich in das neue Gebiet ein, das der Dienst bei den Funkern bedeutet. Ehe er nicht alles gründlich beherrscht, fühlt er sich nicht wohl. Ein vorbildlicher Lehrer und Erzieher ist er den ihm anvertrauten neuen Soldaten. Bei aller selbstverständlichen Strenge, ohne die kein

Soldat erzogen wird, weckt er doch Vertrauen und Zuneigung, so daß der Dienst unter seiner Führung mit Lust und Liebe versehen wird. Hat doch Boelcke auf der Kriegsschule an zwei Kommandeuren den Unterschied kennengelernt zwischen dem Vorgesetzten, der den Gehorsam erzwingen muß, und dem andern, der ihn auf Vertrauen gründet. Mancher schüttelt den Kopf über den Leutnant Boelcke, der in ganz ungewöhnlicher Weise das Üben mit Turnspielen beschließt, mit seinen Leuten um die Wette läuft oder Fußball mit ihnen spielt. Der gute Erfolg bei der Besichtigung beweist aber, daß die Ausbildung darunter nicht gelitten hat.

Außerhalb des Dienstes freut er sich seines jungen Lebens im rheinischen Lande, wo die harmlose gesellige Fröhlichkeit so ganz zu Hause ist. Um die Pfingstzeit fesselt ihn außer der schönen Natur während dreier Tage wieder einmal die Fliegerei. Boelcke hat beim Prinz-Heinrich-Flug den angenehmen Auftrag, in Koblenz als Unparteiischer und Zeitnehmer mitzuwirken. Dabei kommt er mit den meisten Fliegern in persönliche Bekanntschaft.

Im Herbst gibt es viele Versetzungen. „Wenn's nur nicht zu den Funkern nach Metz geht!" „Da wäre ich", meint er, „50 Prozent Techniker, 50 Prozent Schreiber. Besonders für das letztere kann ich nicht schwärmen. Soldat wäre ich dann null Prozent. Und Soldat will ich doch gerade sein!" — Die Befürchtung erfüllt sich nicht. Boelcke kommt aber nach dem Truppenübungsplatz Griesheim bei Darmstadt. Gegenüber dem unvergleichlichen Koblenz lassen sich dem neuen Dienstort doch noch zwei gute Seiten abgewinnen: das vorzügliche Hoftheater und dann die schönen Sandwege, auf denen sich's stundenlang so angenehm reiten läßt. Noch ein Drittes ist nicht zu unterschätzen. Denn außer den Drahtern, einiger Feldartillerie und Infanterie sind auf dem Truppenübungsplatz auch Flieger untergebracht. Mit den Fliegeroffizieren kommen Boelcke wie sein gleichfalls nach Darmstadt versetzter Freund Baltzer oft zusammen.

Die Liebe zur Fliegerei wird also wach erhalten. Besonderen Auftrieb erhält sie noch, als Boelcke im November 1913 in Frankfurt die verwegenen Flugkunststücke des Franzosen Pégoud zu sehen bekommt, der mit seinem Flugzeug sogar Purzelbäume in der Luft schlägt.

Für Mai 1914 stehen die Ausscheidungskämpfe seines Armeekorps für die Olympischen Spiele in Berlin in Aussicht. Boelcke beginnt eifrig, dafür zu üben.

Wenn er es auch nicht erreicht, in die Mannschaft des Offizierfünfkampfes für Berlin hineinzukommen, so schneidet er bei den Ausscheidungskämpfen in Frankfurt doch mit guten Erfolgen ab. Er wird beim Schwimmen über 300 m mit 5 Min. 30,5 Sek. der Beste, im Geländelauf über 4000 m mit 15 Min. 34 Sek. der Zweite. Im ganzen Fünfkampf erhält er den dritten Preis.

Die häufige Gesellschaft mit den Darmstädter Fliegern bringt es mit sich, daß Boelcke schon jetzt näher mit der Flugkunst vertraut wird. Da wird er auch öfter mit ins Flugzeug genommen. Den ersten Flug allerdings hat er mit seinem treuen Freunde Baltzer schon ein Jahr früher gelegentlich eines kurzen Auftrages nach Metz erlebt. Beide waren und sind jetzt mit jedem Flug neu begeistert.

Von alledem schreibt Boelcke seinen Eltern nicht ein Wort. Sie erfahren auch nicht den wahren Grund seiner am 2. Juni 1914 erfolgenden Übersiedlung nach Halberstadt. Dorthin ist er zur Fliegerschule abkommandiert. Der lang ersehnte erste Schritt auf der Fliegerlaufbahn ist getan. Die Eltern aber sollen, damit sie sich seinetwegen nicht unnötig Sorge machen, erst davon hören, wenn die Ausbildung zu Ende ist.

Mit seinem Bruder Wilhelm ist er darin einig. Er findet dessen volle Zustimmung für den Übertritt zur Lufttruppe: „Da Du ruhige Nerven hast, auch was von Motoren verstehst und keinen ungesunden Ehrgeiz besitzest, kann ich Dich zu Deinem Entschluß nur beglückwünschen!"

Für die Übungen der Schüler stehen nur wenige und noch ziemlich mangelhafte Maschinen zur Verfügung. Bei seinem ersten größeren Flug von 40 Minuten steigt Boelcke über Quedlinburg und Blankenburg auf 1400 m und geht im Kurvengleitflug herunter. Dann aber ist er zum erstenmal allein am Steuer. Dabei hat er das Pech, daß der Motor versagt. Bei der Notlandung in einem hohen Kornfeld stellt sich der Apparat auf den Kopf. Der Propeller ist entzwei. Boelcke tröstet sich: „Nun habe ich wenigstens einen Propeller ins Zimmer zu hängen!" — Der erste Bruch bleibt aber der einzige bei seinen Übungsflügen.

Mitte Juli schreibt unser Flugschüler siegesgewiß: „Meine Fliegerei schreitet munter vorwärts. Der Ansatz zur großen Kanone ist gemacht." Da hat er die erste Flugzeugführerprüfung glücklich hinter sich. Am letzten Julitage, also dem Vortage der Mobilmachung, besteht er die zweite.

Nun erfahren die Eltern, daß ihr Oswald Flieger ist. Das Schicksal hat es so gefügt, daß die Nachricht vom Ausbruch des Krieges damit zusammentrifft. Am 1. August sieht Boelcke seine Eltern für kurze Zeit des Abschiednehmens auf dem Bahnhof in Dessau. — — Der Krieg beginnt.

An die Front

Mitte August besteht Boelcke die dritte Prüfung und erhält das Fliegerabzeichen. Zu seinem Leidwesen kommt er auch jetzt noch nicht an die Front. Er klagt: „Es ist schrecklich, in dieser großen Zeit hier untätig zu sitzen und Autopartien in den Odenwald zu machen, während draußen gekämpft wird, wobei ich helfen könnte!"

Am 30. August endlich erhält er den Befehl, sich beim Etappenflugzeugpark 4 in Trier zu melden. „Hier in Trier", schreibt er, „weht die Luft schon frischer von der Front." Jetzt gilt das Ziel, zur Fliegerabteilung 13 zu kommen, weil dort Bruder Wilhelm als Beobachter Dienst tut. Er erfährt, daß bei der Abteilung Ersatz nötig wird. Sofort meldet er sich. Zwar wird er genommen, erhält aber den Befehl, nach Sedan zu fliegen. Er will doch aber nach La Ferté, wo Wilhelm ist. — Etwas List muß die Sache einrenken. Er macht sich also an seinem Flugzeug noch soviel zu schaffen, daß er erst um sechs Uhr mit dem ihn begleitenden

Unteroffizier starten kann. Nun ist es für die Strecke bis Sedan zu spät. Er wird schon vorher in La Ferté heruntergehen: Notlandung wegen einbrechender Dunkelheit. Am Steuerrad ist die Karte befestigt, damit auf keinen Fall das Landungsziel verfehlt wird oder sein Begleiter ihm etwa einen Strich durch die Rechnung machen kann. — Die Sache klappt. Mit offenen Armen wird er in La Ferté aufgenommen. Bruder Wilhelm ist nicht gleich anwesend. Die freudige Überraschung ist nicht gering, als er dann seinen „kleinen" Bruder vorfindet. Der muß hierbleiben! Der Abteilungsführer behält den nicht herbefohlenen Ankömmling, erklärt sich auch bereit, die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß er nicht auftragsgemäß nach Sedan weiterfliegt. Wilhelm ist glücklich, nun immer mit seinem Bruder als dessen Beobachter fliegen zu können. Er wird bitterböse, als Oswald gleich zu Anfang wegen eines Mißverständnisses einmal einen anderen Beobachter mitnimmt.

Ihren ersten gemeinsamen Flug unternehmen die Brüder am Sedantage. Auf 2500 m steigen sie hoch und erkunden in einundeinhalbstündigem Flug über dem Feinde dessen Artilleriestellung. Nach der Landung werden schleunigst die erspähten Ziele gemeldet, und sofort kann ein so wirksames Geschützfeuer aufgenommen werden, daß die feindliche Artillerie ihre Stellung aufgeben muß. Die Franzosen gehen zurück. Der deutsche Flughafen wird vorverlegt. In den nächsten Tagen fliegen sie dann noch weiter bis St. Menehould, westlich der Argonnen.

Der junge Frontflieger kommt gleich in den ersten Tagen zu häufigen Flügen. Noch ist ja Bewegungskrieg! Und da gibt es immer Neues beim Feinde zu erspähen. Bei einem seiner ersten Flüge kommt Boelcke in nur 500 m Höhe in Wolken. Das ist ihm neu und zunächst etwas unheimlich, weil er über den Argonnerwald fliegen muß. Doch steuert er zuversichtlich höher, bis die Wolken überstiegen sind. Zweieinhalb Stunden bleibt er unterwegs. Noch in der ersten Woche erkunden die beiden Brüder bei Bar le Due einen französischen Flughafen mit zwölf Zelten. Sie sind 2800 m hoch. Da steigen zwei französische Flugzeuge auf und machen Jagd auf sie, als sie die gleiche Höhe erreicht haben. Die deutschen Flugzeuge sind zu der Zeit noch unbewaffnet; die französischen sollen aber schon Maschinengewehre führen. Darum ist es geraten, sich aus dem Staube zu machen.

Die ersten Eindrücke vom Ernst des Krieges gewinnt Boelcke, als er mit seinem Hauptmann gelegentlich einer Meldung beim Generalkommando und den Divisionen über ein frisches Schlachtfeld fährt. Der Kraftwagen kommt durch zerschossene und ausgebrannte Dörfer. Er sieht eben zugeschüttete Soldatengräber und unbestattete Gefallene. Überall liegen tote Pferde herum. Dann hört er auch zum erstenmal die Kugeln pfeifen, das Knattern der Feldgeschütze und das Bullern der schweren Geschütze als selbstverständliche Musik dazu.

Mit Bruder Wilhelm kommt Boelcke zum Generalkommando. Exzellenz von Pritzelwitz empfängt sie: „Ist das Ihr Bruder?" Dann klopft er dem jüngeren auf die Schulter: „Ihr beide macht eure Sache gut!"

Am 12. September werden die deutschen Stellungen zurückgenommen. Gedrückte Stimmung! Nach einer Woche legen die Deutschen für längere Zeit einen

Flughafen in Pontfaverger, nordöstlich von Reims, an. — Der Krieg beginnt im Schützengrabenkampf zu erstarren.

Die beiden Boelckes unternehmen Erkundungsflüge in der Gegend um Reims und können unter anderem den Abmarsch eines feindlichen Armeekorps feststellen. Bis auf 3100 m steigen sie hoch und sind vier Stunden in der Luft. Die andern Flieger bleiben gewöhnlich nur etwa zwei Stunden oben. Mehr wird als nervenanstrengend empfunden. Unser Boelcke wundert sich, wenn seine Kameraden von Nerven reden. „Wenn ich nur erst mal wüßte, was das eigentlich für Dinger sind!" kann er im Vollgefühl kräftigster Gesundheit und Frische sagen.

Ungünstiges Wetter hält die Flieger oft tagelang in Untätigkeit. Und bei dem Übergang zum Stellungskrieg gibt's für sie vor der Hand ohnehin nicht viel zu tun. Da ist Zeit zur Erholung. Viel Schlafen, Lesen, französisch Parlieren, Jagd auf Rebhühner und Spazierengehen füllen die Zeit aus.

Am 12. Oktober erhält Boelcke von seinem Hauptmann im Namen des Kommandierenden Generals das Eiserne Kreuz mit warmen Worten der Anerkennung überreicht. Seine Ausdauer im Fliegen steigert sich immer mehr. Es gibt Tage, an denen er fünfmal startet. — Die Flüge haben jetzt hauptsächlich den Zweck, das Feuer der Geschütze zu lenken, indem die Flieger durch verschiedenfarbige Leuchtkugeln die Batterien verständigen, wie die Schüsse zum Ziel liegen, bis es getroffen ist. Später wird die Verständigung darüber auf dem Funkwege besser erreicht. Bei einer solchen Unternehmung gelingt es den Boelckes beispielsweise, in dreieinhalb Stunden das Feuer auf drei feindliche Batterien wirksam „einzurenken". Nach der Meldung des Erfolges beim Generalkommando kommt der Ältere mit dem Eisernen Erster Klasse zurück.

Außer der Hauptarbeit des Zusammenwirkens mit der Artillerie durch Erkunden und Einschießen werden gelegentlich auch Bomben geworfen. Oswald Boelcke verspricht sich davon nicht viel. Als neue Aufgabe der Flieger kommt jetzt aber die Lichtbildaufnahme der feindlichen Stellungen dazu.

Den Schützengrabenkampf sieht Boelcke, wie es nicht anders sein kann, meist aus der Luft. Nun will der Bruder eine Einzelheit genau ermitteln und begibt sich dazu in den vordersten Graben. Oswald begleitet ihn und kann so den Kampf in vorderster Linie aus unmittelbarer Nähe kennenlernen.

Zu Anfang des zweiten Kriegsjahres ist die Zahl seiner Frontflüge 42. Die zurückgelegte Entfernung betrug schon im Oktober bei 31 Flügen über 4000 km. Vor Weihnachten erhält Boelcke — der immer darauf bedacht ist, die neuesten Maschinen zu bekommen — einen kleinen Fokker, der sich durch große Geschwindigkeit und Steigfähigkeit auszeichnet. Mit ihm läßt sich nun auch die kurze Zeit einer Stunde zum Fliegen ausnützen, während es bei den andern Maschinen mit ihrer geringen Steigfähigkeit zwecklos ist aufzusteigen, wenn nicht mindestens zwei Stunden zur Verfügung sind. Boelcke schreibt nach Hause: „Der Fokker ist mein großes Weihnachtsgeschenk, über das ich mich wie ein Kind freue." — Er fliegt sich sofort mit ihm ein.

Kaisers Geburtstag 1915 bringt ihm das E. K. I, mit dem er im Februar zu seinem ersten Fronturlaub in Dessau erscheinen kann.

Der Kampfflieger und sein erster Sieg

Die erfolgreiche Zeit des Zusammenfliegens der beiden Brüder hört im April auf, da Wilhelm nach Posen versetzt wird. Alle Bemühungen, zusammenbleiben zu können, scheitern. Nun strebt auch Oswald danach, zu einer andern Abteilung zu kommen. Nach einem kurzen Lazarettaufenthalt wird er gegen Ende April zur Fliegerabteilung 62 versetzt, die in Döberitz gerade neu aufgestellt wird und in Douai ihren Flugplatz erhält. Boelcke ist in Berlin zur Meldung bei der Inspektion der Fliegertruppen und hat noch zu einem kurzen Besuch in Dessau Zeit. Dann kann er das Vaterhaus noch einmal von oben grüßen, als er von Johannistal seinen Flug an die Front über die Heimat steuert. — —

In Douai beginnt Boelckes große Zeit. Die zahlreichen Neuerungen bei der deutschen Fliegerei, seit März eingeleitet, haben sich bereits so weit ausgewirkt, daß er jetzt neue Aufgaben und neue Möglichkeiten des Erfolges vorfindet. Die Flieger, im Bewegungskrieg die Augen des Feldherrn, im Stellungskrieg die der Artillerie, dienen jetzt nicht mehr bloß der Aufklärung. Sie sollen nun den unmittelbaren Kampf mit dem bewaffneten Gegner in der Luft führen. Dazu erhalten sie das mit Maschinengewehr ausgerüstete Kampfflugzeug.

Seit dem 14. Juni hat auch Boelcke eins: einen Doppeldecker mit 150-PS-Motor. Nun sitzt der Führer vorn, der Beobachter hinten. Bisher war es umgekehrt. Der Beobachter ist Schütze. Das MG. kann überall hin — nur nicht nach vorn — gerichtet werden. Boelckes Beobachter wird sein Hausgenosse, der Husarenleutnant Wühlisch. Verschiedene Flüge werden sogleich unternommen. Am zweiten und dritten Tage kommen sie auf drei Flügen schon zu fünf Kämpfen. Feindliche Kampfflugzeuge können sie öfter verjagen.

Am 4. Juli 1915 aber findet der erste bis zur Vernichtung des Gegners durchgeführte Luftkampf statt. Boelcke ist zur Bedeckung eines für die Artillerie fliegenden Kameraden aufgestiegen, als ihnen ein französischer Eindecker in großer Höhe entgegenkommt. Unten fliegend, sind sie im Nachteil und biegen vorerst aus. Der Franzose sieht sie anscheinend nicht und kommt weiter auf deutsches Gebiet her. Dadurch begibt er sich der Möglichkeit, bei Gefahr im Gleitflug Rettung zu suchen. Boelcke jagt ihm nun nach und holt ihn in einer halben Stunde bei Valenciennes ein. Es stellt sich heraus, daß Boelckes Maschine an Geschwindigkeit die bessere ist. Immer wieder kann er über dem Feind bleiben, ihn immer erneut einholen, während dieser bei dauernder Abwehr versucht, sich durch Kurven und allerhand Zickzackflüge dem Angriff zu entziehen. So nah wie möglich strebt Boelcke an den Gegner heran. Denn sonst ist bei der großen Geschwindigkeit der aneinander vorübersausenden Flugzeuge wenig Aussicht, daß die Schüsse treffen. Im Durchschnitt schafft er es auf 100 m, zuweilen gar auf 30 m. In den Augenblicken läßt der Beobachter sein Maschinengewehr knattern. So geht es 20 Minuten lang. Auf der Erde wird die Jagd — wie die Flieger nachher erfahren — mit größter Spannung verfolgt. Man erkennt bei der außerordentlichen Höhe nicht, wer Freund, wer Feind ist. Schließlich gibt es der französische Flugzeug-

führer auf, sich weiter zu wehren. Er setzt zum steilen Gleitflug an. Boelcke hinter ihm her. Plötzlich klopft Wühlisch ihm auf die Schulter und ruft siegesfreudig: „Er fällt! Er fällt!" — Sie landen in der Nähe der vermutlichen Absturzstelle und fahren dann im Kraftwagen hin. Führer und Beobachter sind tot. Beide weisen zahlreiche Schüsse auf. Von den vielen Umstehenden und Zeugen des Kampfes erfahren die Sieger, daß das französische Flugzeug zuletzt aus einer Höhe von 1500 m steil abgestürzt ist. Nach einigen Ehrenrunden über der Unfallstelle fliegen Boelcke und Wühlisch nach Douai zurück. Am Abend sind beide zu dem Armeeführer, dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern, befohlen. Sie berichten ihm über den Kampf, mit dem Wühlisch sich das Eiserne Kreuz Erster Klasse verdient. In dem Tagesbefehl des Armeeoberkommandos der 6. Armee vom 4. Juli 1915 heißt es zum Schluß: „Ich begrüße die tapferen Flieger zu diesem schönen Erfolge und hoffe, daß es ihrem Wagemut und ihrer Flugkunst gelingen wird, die Überlegenheit immer mehr an sich zu reißen und vor der Armee die Luft rein zu fegen. gez. Rupprecht."

Boelckes Name ist in aller Mund. Sein erster allgemein anerkannter Luftsieg ist darum so bedeutungsvoll, weil damit ein erster wirklich bis zum siegreichen Ende geführter Zweikampf in der Luft bestanden und ein deutlich sichtbarer Schritt zum Angriff im Luftkampf gemacht wird.

„Der Starke ist am mächtigsten allein"

Gleich nach dem ersten Siege ist Boelcke in der glücklichen Lage, eine seinem Angriffsgeist gemäße Waffe zu erhalten. Der Flugzeugerbauer Fokker in Schwerin hat einen leichten Einsitzer geliefert, bei dem das Maschinengewehr in der Flugrichtung durch den sausenden Propeller hindurch schießt und vom Führer selbst bedient wird. Die Franzosen gebrauchen schon ein ähnliches Flugzeug. Das neue deutsche ist aber zweckmäßiger gebaut und hat außerordentliche Geschwindigkeit und Steigfähigkeit.

Als Boelcke den Kampfeinsitzer erhält, schreibt er — nach dem Ausdruck des Bedauerns, sich nun von Wühlisch trennen zu müssen —: „Andererseits freue ich mich. Denn ich halte es mit dem: Der Starke ist am mächtigsten allein! — Mit dem Einsitzer ist mein Ideal erreicht. Nun kann ich Führer, Beobachter und Kämpfer zugleich sein." — Außer Boelcke fliegen im Westen nur noch elf andere den „Fokker". Er zeichnet sich vor ihnen dadurch aus, daß er auch den Gegner hinter der feindlichen Front aufsucht, um mehr Gelegenheit zum Kampf zu haben. „Man muß nicht warten, bis sie kommen", sagt er, „sondern suchen, Jagd auf sie machen!"

Als Alleinkämpfer bezwingt Boelcke einen englischen Doppeldecker, mit dem er über der Stellung ringt. Der Engländer muß sich durch Landung retten, die er gerade noch hinter seinen Gräben ausführen kann.

Nicht den Krieger, sondern den Menschen zeichnet eine Heldentat aus, die

Boelcke Anfang August vollbringt, indem er mit Einsatz seines Lebens einen fünfzehnjährigen französischen Knaben vom Tode des Ertrinkens rettet.

Das Kampfflugzeug wird immer wieder verbessert. Jetzt hat Boelcke die Maschine E. 37 mit 100 statt bisher 80 PS. Mit dem neuen Flugzeug erkämpft er seinen dritten Sieg. Dabei ist er zusammen mit Leutnant Immelmann, den er selbst auf „Fokker" geschult hat. Jeder hat heute schon einen Gegner zum Gleitflug hinuntergeschickt. Auf dem Rückfluge nach Douai bemerken sie hinter der deutschen Front zwei andere Flieger kreisen. Jeder nimmt sich wieder einen vor. Boelcke kommt auf 50 m heran. Nach kurzem Kampf wirft der feindliche Führer beide Arme hoch, anscheinend tödlich getroffen. Jetzt stürzt er mit seinem Flugzeug steil ab. 400 m vor unserem Graben, von dem aus der Kampf genau verfolgt werden konnte, liegt er. Boelckes Bordbuch weist nun insgesamt 76 Kriegsflüge über dem Feind auf.

Am 19. September wird Boelcke nach Metz zur Brieftaubenabteilung versetzt. Das ist eine irreführende Bezeichnung für ein Kampfgeschwader schwerer Bombenflugzeuge. Diese sollen auf ihren Flügen durch die leichten Kampfeinsitzer geschützt werden.

Die Ankunft des Kaisers auf dem Bahnhof in Metz steht gerade bevor. Da erscheinen zehn feindliche Flieger und werfen dort Bomben ab. Boelcke erfaßt noch vom abziehenden Geschwader das Flugzeug, das am niedrigsten fliegt. In 100 m Entfernung feuert er darauf und folgt ihm immer noch, als es im Gleitflug heruntergeht. Der Verfolgte erhält nun aber Hilfe durch zwei seiner Kameraden, so daß Boelcke den Kampf abbrechen muß. Am Nachmittag kommt dann die Meldung von vorn, daß der Engländer hinter dem Drahtverhau drüben abgestürzt ist. Der schwerverwundete Führer ist in den Graben geschleppt, das Flugzeug von unseren Geschützen zerschossen worden. Boelcke hat also vier Siege.

Im Oktober wird sein Jagdgebiet nach der Champagne verlegt. Ein französischer Doppeldecker bildet dort das fünfte Opfer. Boelcke kommt diesmal ganz dicht, bis auf 20 m, heran und feuert aus der Nähe 200 Schuß ab. Der Gegner verliert die Herrschaft über sein Flugzeug, das erst zu taumeln anfängt, dann senkrecht in die Tiefe stürzt.

Vierzehn Tage später ist mit einem andern französischen Flugzeug das halbe Dutzend voll. Darauf erhält Boelcke vom Chef des Generalstabs ein Telegramm: „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß S. M. die Gnade gehabt hat, Ihnen für Ihre hervorragende Leistung im Beseitigen feindlicher Flieger das Ritterkreuz seines Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern zu verleihen." Und vom Feldflugchef: „Ich spreche Ihnen zu Ihren hervorragenden Leistungen, durch die Sie nunmehr die Stärke einer feindlichen Fliegerabteilung außer Gefecht gesetzt haben, meine Anerkennung aus und beglückwünsche Sie zu der Ihnen von S. M. verliehenen hohen Auszeichnung. Alle Kameraden der Fliegertruppe blicken mit Stolz auf Sie."

Für den 30. Oktober ist mit einem feindlichen Angriff auf Tahure zu rechnen. Da erhalten sieben Fokkerflieger den Befehl, über der Vorderlinie Sperre zu

fliegen. Jede feindliche Aufklärung durch Flieger soll verhindert werden. An dem Tage hängen aber Wolken bis 1500 m herunter. So tief sich über dem Feind zu zeigen, ist wegen der Abwehr vom Boden gefährlich. Meist suchen sich die Flieger über 2500 m zu halten. Boelcke wagt trotzdem den Kampf in geringerer Höhe, weil viel davon abhängt.

Er bemerkt drüben drei französische Flugzeuge. Er nähert sich ihnen in der untersten Wolkenschicht und stürzt sich dann auf eins. Nachdem er diesem Flieger „die Jacke vollgeschossen" hat, zieht er sich schnell wieder in die schützende Wolkenhülle zurück. Ein zweites Mal gelingt es ihm auf diese Weise, an einen andern auf 100 m heranzukommen. Der Angegriffene will ausreißen. Boelcke stößt auf ihn zu „wie ein Habicht". Er bemerkt, wie der feindliche Beobachter erschreckt den Kopf herausstreckt, dann aber schnell wieder verschwindet. Wahrscheinlich ist er getroffen. Der Führer aber versucht hartnäckig, sich seinem Verfolger zu entwinden. Da hält Boelcke auf ihn zu, als erstrebe er einen Zusammenstoß mit ihm. Im letzten Augenblick erst, drei Meter vorher, reißt er sein Flugzeug zur Seite. Da sieht er den Gegner umkippen. Boelcke berichtet, daß „die ganze Geschichte nur eine Minute gedauert hat". Währenddessen hat er mit seinem kurz vorher noch verbesserten Maschinengewehr 500 Schuß abgeben können. Durch den Kampf hat er bis auf 100 m heruntergehen müssen. Daher wird er jetzt vom Boden beschossen. Außerdem nehmen zwei andere Flieger die Verfolgung nach ihm auf. Er muß sich zurückziehen, was mit seiner schnell fliegenden Maschine glückt. Das Sperrefliegen über der Front setzt er dann ruhig fort und erfährt nach der Landung, daß bei Tahure, 200 m vor unserer Linie, das von ihm verfolgte Flugzeug abgestürzt ist.

Wieder einmal kann er sich auf einen neuen und besseren „Fokker" freuen. Dieser soll mit zwei Maschinengewehren und einem 160-PS-Motor ausgestattet sein.

Zwei Pour-le-mérite-Flieger

Die französischen Angriffe in der Champagne sind vorüber. Boelcke kommt nach Metz zurück. Von dem Feldflugchef wird er in der Zeit nach Charleville ins Große Hauptquartier befohlen. Man stellt ihn schon als „den berühmten Boelcke" vor. Er erhält einen Heimatauftrag zu Fokker nach Schwerin. Für den Bau der Flugzeuge sollen dort seine Kampferfahrungen ausgewertet werden.

Dann kehrt er an die Front nach Douai zurück. Dort empfängt ihn sein Hauptmann zu gutem Zeichen mit der gerade eingetroffenen Rettungsmedaille. Zur Weihnachtsfeier erhalten die beiden erfolgreichsten Flieger, Boelcke und Immelmann, vom Feldflugleiter je einen silbernen Pokal mit der Inschrift „Dem Sieger im Luftkampf."

Zu Anfang des neuen Jahres zwingt Boelcke einen Engländer, dem er das Steuerkabel zerschießt, zum Landen. Als der verwundete Führer, den Boelcke persönlich begrüßt, den Namen seines Bezwingers hört, sagt er deutsch: „Den kennen wir gut!"

Eine Woche später. Boelcke merkt, wie auf seinem Fluge in der Nähe von Lille ein englisches Flugzeug näherkommt. Er faßt es von hinten. Ein kurzes beiderseitiges Feuer — und der Gegner stürzt. Nachher stellt Boelcke fest, daß der Führer tot, der Beobachter schwer verwundet ist und daß alle Schüsse im Rumpf des Flugzeugs sitzen.

Am gleichen Abend erhält er im Kasino die überraschende Nachricht, daß ihm — wie Immelmann, der an dem Tage gleichfalls einen Engländer heruntergeholt hat — der Pour le mérite verliehen worden ist. Glückwünsche von fern und nah gehen in den nächsten Tagen in großen Mengen ein. Vom König von Bayern, der gerade beim Kronprinzen in Lille weilt, wird Boelcke zum Essen geladen.

Den nach seinem eigenen Urteil „bisher schwierigsten Kampf" besteht Boelcke am 14. Januar 1916 bei Bapaume gegen einen Engländer. Beide versuchen, immer einander in den Rücken zu kommen. Boelcke wartet mit dem Feuer jedesmal kaltblütig bis zu dem Augenblick, wo er richtig zielen kann. So gelingt es ihm, dem Engländer den Motor zu zerschießen. Mit einer Öldampfsäule steuert der Gegner im Gleitflug der englischen Stellung zu. Boelcke, der einen mächtigen Schlag am Arm verspürt hat, in dessen Flugzeug der Benzintank getroffen ist, verfolgt den Fliehenden herunter bis auf 100—200 m. Kurz vor den andern Gräben holt er ihn ein und beschießt ihn aus nächster Nähe mit beiden Maschinengewehren. Der Engländer kann sich nach der Landung retten. Sein Flugzeug wird durch einen Volltreffer von uns zerschossen. Über diesen neunten Sieg, schreibt Boelcke, habe er sich „besonders gefreut, weil er eine so prompte Antwort auf den Pour le mérite war."

Boelcke und Immelmann siegen um die Wette. Ganz Deutschland verfolgt diesen Wetteifer mit Begeisterung.

Der Jagdflieger von Verdun

Ehe der große Angriff vor Verdun beginnt, wird Boelcke nach Jametz, nördlich von Verdun, versetzt. Er ist zum Oberleutnant befördert worden. Gerade als die Kämpfe beginnen, hält ihn der Arzt wegen leichter Erkrankung im Lazarett fest. Da hört Boelcke davon, daß ein dreister französischer Flieger allabendlich ganz niedrig sich herunterwagt und den Flugplatz mit Maschinengewehrfeuer bestreicht. Den Bauernschreck nennen sie ihn. Nun hält es Boelcke nicht mehr im Lazarett aus. Seine dringende Bitte um Entlassung wird abgelehnt. Da verschwindet er am nächsten Morgen ganz früh und kommt auf einem Lastkraftwagen zu seiner Fliegerabteilung. Schon am Vormittag wird heute der Bauernschreck gemeldet. Mit dem ersten erreichbaren Kraftwagen saust Boelcke sofort zum Flugplatz und steigt auf zum Kampf. Dem Franzosen setzt er gleich so zu, daß er mit zerschossener Maschine nur noch mit Mühe drüben landen kann. Der Bauernschreck ist nicht wiedergekommen.

Der Flugplatz von Jametz liegt unserem Boelcke zu weit hinter der Front.

Auf seine Bitte erhält er vom Stabsoffizier die Erlaubnis, sich einen eigenen Flugplatz auszusuchen und einzurichten. Bei Sivry, zwölf Kilometer hinter der Front, ersteht Boelckes Flugplatz, der nun von allen der vorderste ist. Hier sammelt er eine kleine Gruppe von Fliegern unter seiner Führung. Er selbst untersteht da nicht mehr der Abteilung, sondern unmittelbar dem Stabsoffizier für die Flieger. Jetzt kann er selbständiger die Kämpfe an der Front unterstützen. Er wartet nicht mehr auf die Meldungen anderer, sondern beobachtet selbst und kann dann sofort und aus nächster Nähe eingreifen.

Am 12. März beginnt er seine Tätigkeit in Sivry mit dem 10. und 11. Sieg. Drei Tage später ist das Dutzend voll. Da kommt ein kaiserliches Handschreiben: „Wie mir gemeldet wird, sind Sie wiederum aus dem Kampf gegen feindliche Flugzeuge mit einem vollen Erfolge zurückgekehrt. Ich habe Ihnen bereits unlängst durch Verleihung Meines höchsten Kriegsordens, des Ordens Pour le mérite, gezeigt, welche Bedeutung ich den Ergebnissen Ihres Wagemutes beimesse. Den jetzigen Zeitpunkt aber, in dem Sie mit dem zwölften Flugzeug nunmehr insgesamt zwei feindliche Fliegerabteilungen außer Gefecht gesetzt haben, will ich nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen aufs neue meine vollste Anerkennung für Ihre vortrefflichen Leistungen im Luftkampf auszusprechen."

Der 21. März bringt Nr. 13. Boelcke ist dicht über seinem Feind. Gerade will er seine Maschine beiseitereißen, da explodiert die andere, so daß er den Qualm ins Gesicht bekommt. Das Flugzeug stürzt „wie eine große Fackel" ab.

Ein Dienstauftrag zu Fokker und zur Motorenfabrik in Oberursel gibt ihm einige Tage Heimateindrücke.

Ehe Boelcke im Mai seinen Heimaturlaub antritt, ist die Zahl seiner Siege in unerhörter Steigerung bereits auf 18 angewachsen.

Da schlendert er in Köthen durch die Straßen, weil sein Zug nach Dessau erst später fährt. An einem Schaufenster guckt er in den Heeresbericht und liest zu seiner Überraschung: „Außerdem schoß Oberleutnant Boelcke südlich von Avocourt und südlich des ‚Toten Mannes' den 17. und 18. Gegner ab. Der hervorragende Fliegeroffizier ist in Anerkennung seiner Leistungen von Seiner Majestät dem Kaiser zum Hauptmann befördert worden."

In seiner Vaterstadt braust ihm dann eine Woge der Begeisterung entgegen von jung und alt. Ganz Dessau ist stolz auf seinen großen Sohn.

Zur Verfügung der Obersten Heeresleitung

Nach dem Urlaub geht es im Felde an neue Aufgaben. Da die feindlichen Flieger schon nicht mehr einzeln, sondern in Gruppen, ja, ganzen Geschwadern kommen, werden auch deutscherseits Flugzeugeinheiten, die Staffeln, gebildet, die anfangs aus sechs, später aus doppelt soviel und mehr Flugzeugen bestehen.

Boelcke erhält den Auftrag, eine Staffel zusammenzustellen. Da verunglückt am 18. Juni Immelmann tödlich. Von seiner Überführung kommt Boelcke aus

Douai nach Sivry zurück und wird dort durch ein Telegramm überrascht: „Hauptmann Boelcke meldet sich sofort beim Chef des Feldflugwesens. Er steht zur Verfügung der Obersten Heeresleitung.“

Mit dem Feldflugchef hat Boelcke in der Zeit eingehende Besprechungen. Seine Meisterschaft im Luftkampf soll für die weitere Entwicklung der Kriegsfliegerei nutzbar gemacht werden, seine reiche Erfahrung zur Verfügung bleiben. Darum ist ihm das Fliegen vorerst verboten. Der Kaiser spricht ihn an: „Sehen Sie wohl, jetzt haben wir Sie an die Leine gelegt!“

Die Fesselung empfindet Boelcke bitter. Als „Pflaster auf die Wunde“, wie er sagt — nicht als Ersatz für das Fliegen — nimmt er den Auftrag zu einer mehrwöchigen Dienstreise nach dem Orient an. Sie bringt ihn, nachdem er unterwegs Wien und Budapest besucht hat, nach Konstantinopel und den Dardanellen. Überall wird der berühmte Flieger freudig aufgenommen. In allen Teilen der Front, vom Mittelmeer bis zur Ostsee, ist er gern gesehener Gast. Er weilt im türkischen, bulgarischen und österreichischen Hauptquartier. Mit den meisten bedeutenden Heerführern kommt Boelcke zusammen. Für den Eindruck, den seine Persönlichkeit weckt, soll die Äußerung des Feldmarschalls von Mackensen als Beispiel hier stehen. Er schreibt nach Boelckes Tode an die Eltern: „Mir wird die Stunde unvergeßlich bleiben, in der der ruhmvoll Gefallene in Uesküb mein Tischgast war und ich ihn selbst mit der ihm eigenen Bescheidenheit von seinen Taten erzählen hörte. Niemals habe ich in leuchtendere, schönere blaue Augen gesehen. Das war der offene Blick eines unerschrockenen Mannes — eines Helden, der mir begegnete.“

Auch von dem Feldmarschall von Hindenburg wird Boelcke empfangen und sitzt an seiner Tafel zwischen ihm und seinem Generalstabschef.

Bald darauf ergeht an Boelcke der telegraphische Ruf des Feldflugchefs, „so rasch wie möglich an die Westfront zurückzukommen und an der Somme die Jagdstaffel 2 zusammenzustellen und deren Führung zu übernehmen“. Für die neue Staffel wirbt Boelcke auf Empfehlung seines Bruders Wilhelm, den er in Kowel wiedersieht, zwei Mitkämpfer: Leutnant Manfred von Richthofen und Leutnant Erwin Böhme. Der erste wird sein berühmtester Schüler, der andere sein Freund und Todeszeuge.

Jagdstaffelführer an der Somme

In Bertincourt packt Boelcke seine Aufgabe an. Der Flugplatz muß erst hergerichtet werden. Am 1. September treffen die ersten drei Maschinen ein, für ihn selbst ein Doppeldecker, der die Bezeichnung trägt: Fokker D III 352/16. — Er ist jetzt im Berliner Zeughaus zu sehen.

Am Sedantage 1916 — vor genau zwei Jahren ist Boelcke an die vordere Linie gekommen — erringt er seinen 20. Luftsieg. Dieser erhält dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß Boelcke mit dem Führer des von ihm heruntergezwungenen englischen Flugzeugs in nähere Bekanntschaft kommt. Captain

Wilson sagt von seinem Überwinder unter anderem: „Ich habe von ihm nicht nur als Flieger, sondern auch als Persönlichkeit einen ganz großen Eindruck erhalten."

Bis zum 14. September hat die Staffel neun Jagdflüge unternommen, auf denen Boelcke selbst fünf weitere feindliche Flugzeuge erledigt.

Nachdem sechs neue Albatros-Doppeldecker geliefert sind, beginnt am 17. das Fliegen im Staffelverband. Nun widmet sich Boelcke mit Feuereifer der erzieherischen Aufgabe, die Staffel zu einer Kampfeinheit zu gestalten. Die Mitkämpfer müssen lernen, „daß im Staffelkampf alles auf Zusammenhalt durch dick und dünn ankommt und daß es ganz egal ist, wer den Sieg erringt, sondern daß die Staffel siegen muß —"

Zehn Tage später kann er schon schreiben: „Die Staffel macht sich. Seit gestern abend fünf englische Flugzeuge heruntergeholt." Sein Tätigkeitsbericht für September gibt an: „186 Jagdflüge, bei denen 69 Luftkämpfe, 25 erfolgreich." Im Oktober steigert sich die Leistung noch mehr. Eine unerhörte Aufbietung aller Kräfte fordert Boelcke von der ganzen Staffel und reißt sie durch seine beispielgebende Führerpersönlichkeit dazu mit hoch. Gilt es doch, der so überaus zahlreichen Feinde in der Luft Herr zu werden.

Über den Erfolg urteilt der Kommandierende General der Luftstreitkräfte von Hoeppner: „Wenn beim Abschluß der Sommeschlacht die anfangs erdrückende Überlegenheit gebrochen war, so fällt das Verdienst hieran in nicht geringem Maße Boelcke und der von ihm geführten Jagdstaffel zu. In ihrem tatenfrohen Draufgehen und mustergültigen Zusammenfliegen wurde sie das Vorbild aller deutschen Jagdstaffeln. 87 Luftsiege während der Kämpfe an der Somme legen Zeugnis ab von ihrer Tätigkeit. Unsere Jagdstaffeln zwangen dem bisher so sicheren Gegner wieder eine Zurückhaltung auf, die vor allem die Truppen auf der Erde dankbar verspürten."

Zum Gipfel heldischer Größe steigt Boelcke in den Wochen der Sommeschlacht auf. Nichts kennt er weiter, als sich in stärkstem Siegeswillen, in dauernder Opferbereitschaft für die Sache des Vaterlandes bis zum Äußersten einzusetzen.

Nach Boelckes 30. Siege schenkt ihm der Kaiser sein Bild mit eigenhändiger Widmung. Am 17. Oktober ist die Zahl 35 erreicht. Wie selbstverständlich werden die Siege schon hingenommen. Und doch, welches Maß an kaltblütiger Besonnenheit, Todesmut und beherrschter Kraft erfordert nicht jeder einzelne Erfolg aufs neue! Und Boelcke ist und bleibt bis zuletzt der Unbesiegte. Wie überlegen sicher er sich im Kampf fühlt, spricht aus dem letzten Brief an die Eltern, die er beruhigen will: „Man braucht sich doch bloß zu überlegen, mit welchem Plus an Erfahrungen und Routine ich in jeden Kampf gehe, ganz abgesehen von allen andern Vorteilen (flug- und schießtechnisch)!"

Letzter Sieg und Tod

Mit dem Abschuß eines englischen Doppeldeckers bei Miraumont, dem 40. Siege, leuchtet Boelckes überragende Meisterschaft im Luftkampf zum letzten

Male hell auf. Es sind gerade Tage allerhöchster Anspannung. Immer wieder müssen die deutschen Flieger gegen die feindlichen Fliegerschwärme aufsteigen. General von Below will Boelcke wegen Überarbeitung auf Urlaub schicken. Sein Pflichtgefühl wehrt ab: „Ich bin hier nötig!"

Der 28. Oktober 1916 bricht an. In aller Frühe des trüben Herbsttages kehrt Boelcke vom ersten Flug nach Vertreibung feindlicher Flieger zurück, vom Pulverdampf schwarz im Gesicht: „So, denen habe ich's gezeigt, daß ich noch da bin!"

Noch dreimal muß er den Vormittag über aufsteigen. Am Nachmittag geht's wieder gegen sechs Feinde an. Dann trifft der Anruf von der Front ein, dort zu Hilfe kommen. „Alles fertig, los!" führt Boelcke seine Staffel in den Kampf, der nach einer Viertelstunde im Gange ist.

Boelcke will mit seinem Freunde Böhme zusammen — wie schon oft — durch abwechselndes Wegabschneiden im wilden Kurvenkampf einen Engländer herunterdrücken. Da kommt ein anderer Engländer, den Richthofen verfolgt, in die Quere. Blitzschnelles Ausweichen. Plötzlich bemerken Boelcke und Böhme sich einander in gefährlicher Nähe von etwa drei Metern. Hoch reißt der eine seine Maschine, der andere duckt sie. Nur eine leise Berührung beider, die aber durch die große Geschwindigkeit doch bewirkt, daß Böhmes Fahrgestell und Boelckes linke Tragfläche am äußersten Ende weggerissen werden.

Für Boelcke wird das zum Verhängnis. Man sieht sein Flugzeug, etwas schief hängend, im Gleitflug unsern Linien zustreben. Jetzt wird es von heftigen Böen erfaßt. Immer steiler stellt es sich. Neben einer unserer Batteriestellungen schlägt es auf. — —

Der große Kampfflieger ist tot. Keine Kugel hat ihn getroffen. Als Unbesiegter geht er in Walhall ein.

Die Flieger der ersten Armee lesen im Tagesbefehl: „Es fiel ein großer Held, ein edler Kämpfer, ein reiner Mensch: unser Boelcke! Seine Taten sind unsterblich, sein Name unvergänglich! — Sein Geist sei unser Geist!" — —

Vor dem Altar der Kathedrale in Cambrai ist der Sarg des toten Helden aufgebahrt zu einer Totenfeier, die der eines Fürsten gleicht. Die Front trauert. Ganz Deutschland trauert. — —

Auf dem Ehrenfriedhof in Dessau findet er seine letzte Ruhe. Von all den zahlreichen Ehrungen und Beileidsbezeugungen an die Eltern nur die Worte, die der Chef des Generalstabs der Luftstreitkräfte, Oberstleutnant Thomsen, am Grabe spricht:

„Unendlich viel hat das Vaterland an Boelcke verloren, aber unendlich viel gewonnen durch sein großes Können und sein gesamtes Wirken. Da ist kein deutscher Junge, der nicht sagte: Ich will ein Boelcke werden! Da ist an den Fronten kein Flieger, der nicht sagte: Ich will ein Boelcke werden! — Das ist der große Trost, der uns an diesem Grabe wird. Und so lege ich als letzten Scheidegruß der Armee dieses Wort nieder als Gelöbnis der deutschen Fliegertruppe: Ich will ein Boelcke werden! Solange der Geist Boelckes lebt, solange können wir sagen: ‚Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!'"



Admiral Scheer



DR. HANNS MARTIN ELSTER

Admiral Scheer, der Sieger in der Seeschlacht vor dem Skagerrak

Der Seekadett

Das Leben des Admirals Reinhard Scheer, des Siegers in der Seeschlacht vor dem Skagerrak, überbrückt die Zeit, in der aus kleinen Anfängen eine große deutsche Kriegsmarine entstand, die Englands Vorherrschaft auf den Meeren der Welt in Frage stellte und durch die Folgen des Weltkrieges wieder zugrunde ging.

Reinhard Scheer, am 30. September 1863 in Hanau a. M. als Sohn eines Oberlehrers geboren, tritt 1879, 15½ Jahre alt, in die Marine ein, wird unter Großadmiral von Tirpitz einer der hervorragendsten Mitarbeiter dieses Schöpfers der Reichsmarine, führt im Weltkrieg als Befehlshaber das zweite und dritte Geschwader, wird im Januar 1916 Flottenchef und steht von August 1918 bis zum Kriegsende an der Spitze der gesamten Seekriegsleitung.

Ein Buch des Admirals Werner ist es, das den Obersekundaner bewegt, den Beruf eines Seeoffiziers zu ergreifen. Es hält ihn nicht mehr auf der Schulbank. Vergeblich hofft der Vater, der Untergang des „Großen Kurfürsten" (1878) werde durch den Verlust zahlreicher Menschenleben den Jungen vom erwählten Beruf abschrecken. Das Gegenteil ist der Fall. Er geht auf die Marineschule nach Kiel, legt hier seine Prüfung ab und beginnt auf der Segelfregatte „Niobe" am 22. April 1879 seine Laufbahn. Sein Eintritt fällt in die Zeit, als sich unsere Marine in schnellstem Aufstieg entwickelt.

Damals blickt die preußisch-deutsche Marine auf eine etwa 30jährige Entwicklung zurück. In Norddeutschland hatte man zwar schon während der napoleonischen Zeit und der Festlandssperre erkannt, daß die Küsten seemännischen Schutz brauchen, aber niemals kommt es zu dem Entschluß, eine Kriegsflotte zu schaffen. Erst als Deutschland 1848 mit begeistertem Schwung seine Einheit in einem neuen Reich verwirklichen will und die ganze Kläglichkeit seiner Lage gegenüber dem kleinen Dänemark erkennt, das damals mit wenigen Fregatten den deutschen Seehandel stillegt, sieht man ein, daß eine Kriegsflotte notwendig ist.

So findet der Antrag in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., eine Seemacht zu schaffen, volle Zustimmung. Man kauft ein paar Schiffe zusammen und setzt unter der schwarz-rot-goldenen Flagge den Admiral Bromme ein. Diese „Flotte" aber fristet ein kümmerliches Dasein von nur drei Jahren.

Da ist es Preußen, das selbständig vorgeht. Durch Königlichen Befehl vom 22. Mai 1848 werden 36 Kanonen-Schaluppen und 6 Kanonen-Jollen in Bau gegeben. 1849 zählt diese kleine Flotte 37 Offiziere und 1521 Mann unter dem Befehl des aus Holland übernommenen Kommodore Schröder. Dem weiteren Ausbau widmet sich mit Leidenschaft Prinz Adalbert von Preußen, der den Titel eines „Admirals der preußisch-deutschen Marine" erhält. In den Jahren 1859/1862 zeigt zum erstenmal ein preußisches Geschwader die Flagge in Ostasien. Auch im Mittelmeer und in Südamerika erscheint fortan unsere Flotte. 1864 sind bereits 79 Schiffe mit zusammen 384 Geschützen vorhanden; allerdings befinden sich in dieser Zahl 48 maschinenlose Ruder- und Segelfahrzeuge mit 220 Geschützen. Im Grunde genommen sind nur die Dampffregatte „Arkona" und die Dampfkorvette „Nymphe" für den Krieg geeignet.

Die dänische Kriegsflotte ist damals der preußischen dreifach überlegen. Trotzdem gelingt es preußischer Tapferkeit im Gefecht bei Arkona am 17. März 1864, in der Feuertaufe der preußischen Flotte die Dänen zurückzudrängen und die eigene Tüchtigkeit zur See zu beweisen. Kriegsminister von Roon arbeitet auf Grund der Erfahrungen dieses Krieges 1865 einen Plan für die Erweiterung unserer Marine aus; er fordert eine Schlachtflotte von 10 Panzerfregatten, 10 Panzerfahrzeugen, 8 Schraubenkorvetten und 6 kleinen Korvetten. Der Ausbau eines Kriegshafens in der Nordsee, Wilhelmshaven, wird begonnen.

Inzwischen kommt der Krieg mit Österreich. Er hat für die Kriegsflotte keine Bedeutung, doch wird nun endlich die Frage nach der Vorherrschaft in Norddeutschland entschieden. Die bisher preußische Seemacht setzt am 1. Oktober 1867 als Norddeutsche Bundesmarine die schwarz-weiß-rote Flagge.

Jetzt beginnt eine starke Auslandstätigkeit. Die „Vineta" geht über Brasilien, Kap Horn, China und Kap der Guten Hoffnung in die Welt, und zahlreiche Schiffe nehmen am 17. November 1869 an der Einweihung des Suezkanals teil. Im Krieg 1870/71 zeigt es sich, daß die Flotte des Norddeutschen Bundes dem französischen Gegner in keiner Weise gewachsen ist. Bis in die Ostsee stoßen die Franzosen vor! Zu größeren Waffengängen kommt es indessen nicht; erwähnt seien ein kleines Gefecht zwischen „Meteor" und „Bouvet" in der Nähe von Havanna und der Kreuzerkrieg der Korvette „Augusta".

Nach dem siegreichen Ende des Krieges und der Errichtung des Kaiserreichs ist es selbstverständlich, daß Deutschland nun eine Kriegsflotte von Bedeutung baut. General von Stosch wird Chef der Admiralität. Noch müssen die meisten Schiffe in England auf Stapel gelegt werden. Erst im Lauf der Jahre werden unsere Werften in den Stand gesetzt, allen Anforderungen zu genügen.

1872 gehen die Fregatten „Vineta" und „Gazelle" nach Haiti, 1873 läuft ein größeres Geschwader Westindien an, zwischendurch auch die spanische Küste,

wo Aufruhr herrscht. 1874/1876 unternimmt Kapitän zur See Freiherr von Schleinitz mit der Fregatte „Gazelle" zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach dem Atlantischen Ozean und der Südsee, wodurch die Erwerbung Neu-Guineas vorbereitet wird. 1876 weilt fast die ganze Flotte im Ausland: in Ostasien, in Westindien und im Mittelmeer; 1878 besuchen unsere Schiffe Mittelamerika.

„Die Grundlage für die Ausbildung des damaligen Seeoffiziers", schreibt Admiral Scheer 1925 in seinen Lebenserinnerungen „Vom Segelschiff zum U-Boot"[1], „bildete die Seemannschaft", das heißt die Kenntnis der Takelage und ihrer Handhabung. Kreuzer und Panzerschiffe besitzen noch volle Takelage. Nur die Praxis vermag die Segelführung und völlige Vertrautheit mit Meereskunde, Astronomie und allen Erforderníssen des Seemannsberufs zu lehren. Das erste Halbjahr der Ausbildungszeit auf der „Niobe" bringt nur „einen Vorgeschmack von all dem Lernstoff, der zu bewältigen war". Auf der Marineschule in Kiel wird die Praxis durch die Lehre ergänzt, ehe es auf das Artillerieschulschiff geht, auf ein Panzerschiff innerhalb des Übungsgeschwaders und schließlich auf die zweijährige Auslandsreise mit einem Seekadettenschulschiff — in der Regel eine Weltumsegelung! An diese insgesamt dreieinhalbjährige Ausbildung schließt sich nochmals eine einjährige Lernzeit auf der Marineschule, ehe die Beförderung zum Seeoffizier erreicht wird.

Die „Große Reise" macht Scheer auf einem der ältesten Schiffe, der „Hertha", mit: am Sonntag, dem 17. Oktober 1880, wird Kiel verlassen, und abermals an einem Sonntag, dem 29. Oktober 1882, geht man im Heimathafen wieder vor Anker. Dazwischen liegt eine Fahrt fast um die Welt.

In diesen zwei Jahren wird der 79er Seekadettenjahrgang mit allen Schönheiten, aber auch den Tücken des Lebens auf See vertraut. Durch die Biskayabucht, die ihre schlechte Laune gründlich zeigt, geht es über Madeira südwärts an Afrikas Westküste entlang — das Fest der „Linientaufe" wird ausgiebig gefeiert —, nach Kapstadt, über Australien, wo Melbourne angelaufen wird, nach Apia auf den Samoainseln und durch den Stillen Ozean nach Japan. Ein auf der Reise beschädigter Fockmast muß hier ersetzt werden. So wird die „Hertha" mehr als zwei Monate in Yokohama festgehalten. Da hat man Zeit, Japan auch zu Lande zu besuchen und kennenzulernen. Dann geht es nach China, in die Yangtsemündung hinein, nach Schanghai mit dem aufregenden Abstecher nach Amoy, um hier chinesische Seeräuber, die eine deutsche Bark ausgeplündert haben, zu bestrafen. Nach nochmaligem Aufenthalt an japanischen Küstenplätzen tritt man die Heimreise an, auf der Hongkong, Singapore, Sansibar und das Kap der Guten Hoffnung berührt werden. Eine Strafunternehmung zur Guineaküste fällt allerdings aus, weil der Negerstamm, der eine gestrandete Bremer Bark ausgeplündert hatte, die geforderte Buße geleistet hat. Immerhin haben die See-

[1] Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Diese Erinnerungen sowie Admiral Scheers früheres, 1920 im gleichen Verlag erschienenes Buch „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg" sind die Grundlage meiner Darstellung.

kadetten in Afrika wie in Ostasien erlebt, daß deutsche Seeleute mit der Waffe in der Hand Ehre und Sicherheit ihrer Volksgenossen im Auslande zu schützen haben.

Als Leutnant z. S. daheim und auf Fahrt

Dem jungen Leutnant z. S. werden drei zweijährige Auslandskommandos zuteil, zwei davon erfüllt von militärischen Aufgaben. Die achtziger Jahre sind die glückliche Zeit, da das junge Kaiserreich durch den Erwerb von Kolonien in Afrika und der Südsee jene Ausdehnung sucht und gewinnt, die es braucht, um einen Teil der 200000 Auswanderer, die der Heimat jährlich verloren gehen, im deutschen Lebensraum festzuhalten.

Der Kaufmann Lüderitz erwirbt im April 1883 von einem Hottentotten-Häuptling das Land um Angra Pequena in Südwestafrika und unterstellt es ein Jahr später dem Schutz des Reiches. Im Juli 1884 hißt Nachtigal die deutsche Flagge in Togo und Kamerun. Im Herbst 1884 reist Dr. Karl Peters nach Sansibar, wo Deutsch-Ostafrika unser wird, und im Dezember 1884 werden an der Nordküste Neu-Guineas und auf dem Bismarck-Archipel die Hoheitsrechte Deutschlands verkündet. Unter dem Befehl des Konteradmiral Knorr zeigt nunmehr ein deutsches Geschwader die Macht des Reiches in den jungen Kolonien. Scheer tut als Unterleutnant z. S. auf dem Flaggschiff Dienst, der Kreuzerfregatte „Bismarck"; dem Geschwader gehören noch die Kreuzerfregatte „Gneisenau" sowie die Korvetten „Ariadne" und „Olga" an.

Beim Einlaufen in die Mündung des Kamerunflusses stellt es sich heraus, daß sofortiges Eingreifen notwendig ist. Die Neger sind in hellem Aufruhr. Scheer erlebt die Feuertaufe. Er führt einen der drei Züge der Landungsabteilung mit 40 Mann. Hauptangriffsziel ist der Sitz des Häuptlings Lock Preso in Hickorytown. Gegenüber, am anderen Flußufer, liegen Joßtown unter dem ebenfalls feindlichen Elami Joß, Belltown mit dem deutschfreundlichen King Bell, Aquatown und Deidotown mit dem übelgesinnten Manga Aqua. Auf Dampfpinassen und schweren Schiffsbooten erreicht man im Kugelregen das Ufer. Ein paar Granaten aus den Bootsgeschützen unterstützen die Landung. Durch das Dickicht dringt man landeinwärts. „Der Feind hielt nicht stand, sondern begab sich eilends auf die Flucht, hier und da hinter dicken Bäumen haltmachend und einige schlechtgezielte Schüsse abgebend", erzählt Scheer in seinen „Erinnerungen". „Die Züge waren in Schützenlinie ausgeschwärmt und arbeiteten sich, so schnell es ging, in dem unübersichtlichen Gelände vorwärts. Es war unmöglich, die Übersicht in dem Busch über die ganze Ausdehnung des Zuges zu behalten. Nur etwa die nächsten zehn Mann an jeder Seite konnte der Zugführer im Auge behalten." Der Gegner gibt schließlich den Widerstand auf und entkommt. Von Hickorytown aus droht keine Gefahr mehr; das Dorf wird zur

Strafe in Brand gesteckt. Noch einmal müssen die Leute der „Bismarck“ eingreifen, um der Mannschaft der „Olga“ im Kampf gegen Joßtown zu Hilfe zu kommen. Auch hier brechen die europäischen Waffen jeden Widerstand. Um den Negern einen bleibenden Eindruck zu verschaffen, wird am dritten Tag das halb verbrannte Hickorytown aus den 15-cm-Geschützen der „Olga“ beschossen. Die letzten Aufständischen flüchten, die deutsche Herrschaft richtet sich in dem neu erworbenen Gebiet ein.

Das Geschwader zeigt noch an anderen Plätzen die deutsche Flagge. So gilt es, im Kamerungebiet den Umtrieben der Engländer die Wirkung zu nehmen. Abwechslung bieten Jagden im Innern des Landes. Vor Togo wird die Überwindung der hohen Brandung zum Erlebnis. Die Fahrt führt dann um das Kap der Guten Hoffnung nach Sansibar, dessen Sultan der unabänderliche deutsche Wille zur Besitzergreifung in Ostafrika schnell zum Ausdruck gebracht wird.

Dann geht die Fahrt in die Südsee, über Sidney, nach Samoa, zu den Marshall-Inseln, durch den Bismarck-Archipel — und endlich heim nach Deutschland. Noch auf der „Bismarck“ wird Scheer nach vierjähriger Unterleutnantszeit Leutnant zur See, ein Rang, der dem des späteren „Oberleutnant zur See“ entspricht.

Ein zweijähriges Landkommando als Adjutant einer Abteilung der 2. Matrosen-Division in Wilhelmshaven, ein Torpedolehrgang auf dem Schulschiff „Blücher“ in Kiel folgen. Dann wird Scheer als Wachtoffizier an Bord eines Auslandskreuzers, der Korvette „Sophie“, kommandiert, die von Singapore aus zusammen mit den Korvetten „Karola“ und „Olga“ nach Ostafrika steuern soll, um den Aufstand gegen die deutsche Herrschaft niederzuwerfen.

Dort hatte Deutschland den Sklavenhandel unterdrückt, der in manchen Teilen des „dunklen Erdteils“ heute noch blüht. Gegen diese „wirtschaftliche Schädigung“ — der Handel mit dem „schwarzen Elfenbein“ ist recht einträglich! — empören sich die „Interessenten“, Araber und Neger. Am 22. September 1888 stürmt eine Landungsabteilung von 160 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr das Negerdorf von Bagamojo und steckt es in Brand. Die Niederlassungen der Ostafrikanischen Gesellschaft in Daressalam und Bagamojo müssen durch die Kriegsschiffe, die hier vor Anker gehen, geschützt werden. Die Aufständischen müssen gehindert werden, sich mit Kriegsbedarf zu versorgen, der in der Hauptsache aus den Küstenorten Windi und Saadani stammt.

Windi, das nicht wie Saadani von Indern, also englischen Untertanen, sondern von Negern bewohnt wird, soll zerstört werden. Den Bewohnern wird der Entschluß bekanntgegeben, damit sie Frauen und Kinder in Sicherheit bringen können. Doch niemand glaubt an den Ernst der Drohung. Da wird eine Abteilung gelandet. „Ich führte dabei den zweiten Kutter“, schreibt Admiral Scheer. „Ein Widerstand, auf den wir uns gefaßt gemacht hatten, erfolgte aber nicht. Die 15-cm-Granaten hatten ihre abschreckende Wirkung getan. So blieb uns nur noch übrig, den Rest des Dorfes in Brand zu stecken, was bei der leichten Bauart der aus Palmstroh und Lehm erbauten Hütten in kürzester Frist getan war. Die planmäßig durchgeführte Zerstörung entwickelte einen gewaltigen Brand. Über

dem Dorf lagerte noch lange Zeit eine viele hundert Fuß hohe schwere Rauchwolke, deren Anblick auf weite Entfernung ins Land hinein wirken mußte."

Aber es gibt noch nicht Ruhe. Die Araber rufen zu neuem Widerstand auf. Als die Landungsabteilung wiederum eingesetzt wird, erhält sie noch in den Booten, aus der Deckung der Stranddünen her, Feuer. Hinter jeder neuen Bodenschwelle setzt sich beim Zurückgehen der Feind. Im Schützenfeuer muß der feindliche Widerstand gebrochen werden. Ein Schuß trifft einen der Aufständischen, der hinter einem Affenbrotfruchtbaum hervorgetreten war, in die Brust. Der Gefallene ist, nach seiner Kleidung und den reich verzierten Waffen zu urteilen, einer der Führer der Araber. Jetzt halten diese dem „Auf! Marsch, marsch!" nicht mehr stand und verschwinden im Buschwald.

Während man zum Ufer zurückmarschiert, hat Scheer noch ein Erlebnis. Sie sind gerade an einem Wasserloch vorbei, da fällt ein Schuß, und ein Matrose ruft: „Hier habe ich eben einen erschossen!" Ein Araber hatte sich dort unter Reisig versteckt und sein Gewehr auf die Vorüberziehenden in Anschlag gebracht. Das sieht noch im rechten Augenblick der Matrose und jagt dem Feind eine Kugel in den Kopf.

An diese Kampfhandlungen schließt sich eine Seesperre, die über die ostafrikanische Küste zur Unterdrückung des Munitionshandels verhängt werden muß. Fortwährend sind die großen arabischen Segelfahrzeuge, die Dhaus, zu untersuchen. Daraus ergeben sich vielerlei Kämpfe und Überfälle. Als Scheer nach Durchsuchung einer Dhau die Rückfahrt antritt, wird er mit seinen Leuten plötzlich von einem Geschoßhagel überschüttet. Er befiehlt, die Riemen, die mit kurzen Leinen am Dollbord des Bootes befestigt sind, loszulassen und zu den Gewehren zu greifen. Sofort rollen die Schüsse über die Dhaus, auf denen ein paar Leute zusammenbrechen. Dann funken auch noch die Revolverkanonen der an der Unternehmung beteiligten Dampfpinasse hinein. So gelingt es den Kuttern, sich vom Feind zu lösen und, während die Kugeln ununterbrochen aufs Wasser schlagen, die Brandung zu durchkreuzen. Scheer steht am Ruder und steuert, die Ruderpinne zwischen den Knien und mit dem Revolver solange feuernd, bis die Entfernung zu groß wird. „Schon glaubten wir uns, als nur noch vereinzelte Schüsse vom Lande her das Boot erreichten, aller Gefahr enthoben, da kam leider noch eine verirrte Kugel und schlug dem auf dem Boden des Bootes sitzenden Zimmermannsgasten in den Kopf, daß das Gehirn hervorquoll. Ich deckte dem Mann, der lautlos zusammengesunken war, schnell mein Taschentuch über den Kopf. Er war tot. Trotz des traurigen Anblicks, den wir vor uns hatten, konnten wir immer noch von Glück sagen, so gut davongekommen zu sein. Solch Erlebnis aber knüpft ein Band fester Zusammengehörigkeit zwischen Offizier und Mannschaft, das sich auf die ganzen Dienstverhältnisse an Bord in erfreulichster Weise übertrug."

Die Seesperre wird gemeinsam mit den Engländern und Portugiesen durchgeführt. Das Geschwader ist um die „Carola", den Kreuzer „Schwalbe" und den Aviso „Pfeil" vermehrt worden. Dazu kommen einige englische Schiffe.

Die Deutschen sperren das Gebiet von Sansibar und Mafia. Die Länge der Strecke macht es notwendig, auch die Beiboote einzusetzen. Die zahlreichen Korallenriffe zwingen dazu, mit den kleineren Booten zu arbeiten. Das Gefährliche dieser Blockadearbeit liegt darin, daß die arabischen Fahrzeuge den deutschen Booten an Größe und Schnelligkeit erheblich überlegen sind. Zuweilen haben die Dhaus Besatzungen von mehr als 100 Köpfen. So müssen unsere Boote mit Geschützen bestückt werden, um die Dhaus zum Halten zu zwingen.

Jedes Boot wird von einem Offizier geführt, dem ein Suaheli oder Araber als Dolmetscher zugeteilt ist. Der Dolmetscher des Leutnants Scheer heißt Josef: ein schlanker, hellbrauner Bursche, der sich als sehr anständig erweist. Das Bootsleben hat trotz aller Unbequemlichkeiten — Schlafen auf den unruhig hin- und herrollenden Booten, den harten Ruderbänken oder auf dem Boden — seine eigene Romantik. Es gilt, die Sklavenhändler zu fassen und den Munitionsschmugglern das Handwerk zu legen. Auf jedes am Horizont auftauchende Segel muß geachtet werden. Im März 1889 halten die Boote der „Sophie" mehr als 200 Fahrzeuge an; im Mai durchsucht die „Schwalbe" 245, der Aviso „Pfeil" 411 Boote!

Verschiedene Male müssen Landungskorps eingesetzt werden. So erlebt Scheer wieder ein Abenteuer, gerade als er der einzige Wachhabende auf der „Sophie" im Hafen von Daressalam ist. Araber haben sich in ein im Bau befindliches Missionshaus eingeschlichen und von dort eine unter deutscher Flagge segelnde Dhau sowie die „Sophie" beschossen. Scheer erhält den Auftrag, mit seinem Zug das Missionsgebäude zu nehmen, indes der erste Offizier und der Navigationsoffizier mit ihren Leuten die rechten und linken Flügel der feindlichen Stellung umgehen. Scheer stürmt mit seinem Trupp am Strande entlang. Da prasselt heftiges Feuer aus der Mission, obwohl die Geschütze der „Sophie" dort schon mehrere Granaten gelandet hatten. Nun heißt es, über den hohen Zaun zu klettern. Noch später ist es Scheer ein Rätsel, wie schnell seine Leute dies Hindernis überwanden. Sie dringen in das Haus; die Araber springen aus dem rückwärtigen Fenster und setzen, hinter Bäumen Deckung suchend, das Feuer fort. Es kommt zum Handgemenge. Da fliehen die Araber, etwa 80 Mann. Auf seiten der Landungsabteilung sind keine Toten zu beklagen, nur etwa ein Dutzend Verwundete, während auf feindlicher Seite 20 Tote gezählt werden. Leider fordert die glühende Mittagshitze ein Opfer. Der erste Offizier erleidet durch Hitzschlag den Tod.

Es ist, als ob nach dieser Niederlage den Aufständischen die Lust zum weiteren Widerstand vertrieben sei. Es wird ruhiger, und die Besatzung der „Sophie" kann sogar einen Ausflug zur Jagd auf Flußpferde unternehmen. Im März 1889 trifft Befehl ein, Kurs in die Südsee zu nehmen. Dort sind in heftigem Orkan die Kriegsschiffe „Adler" und „Eber" gestrandet.

Auch in Samoa ist es zu einem Aufstand gekommen. Schon im Dezember 1888 hatte ein scharfes Gefecht bei Apia mit dem Verlust von 2 Offizieren und 14 Mann stattgefunden. Im April 1889 ankert die „Sophie" vor Apia. Die Stimmung

unter den Eingeborenen ist wieder ruhiger; doch streiten die einzelnen Häuptlinge um die Thronanwartschaft. Deutschland, England und Amerika haben Ansprüche an die Samoainseln. Erst zehn Jahre später wird auf den Samoainseln endgültig die deutsche Flagge gehißt.

Die „Sophie" ankert meist vor Apia. Zu offenen Feindseligkeiten kommt es nicht mehr. Die Besatzung kann Ausflüge ins Land hinein unternehmen und die Schönheit der Inseln kennenlernen. Dezember 1889 wird die Rückreise angetreten. Mit dieser Fahrt nimmt Scheer Abschied von der Segelschiffahrt.

Torpedofachmann und Mitarbeiter des Admirals Tirpitz

Aus kleinen Anfängen ist inzwischen eine Kriegsmarine erwachsen, die sich schon sehen lassen kann. Vor allem ist das Torpedowesen in den Mittelpunkt der Entwicklung getreten. So ist Scheer glücklich, als er nach seiner Heimkehr zur Torpedowaffe kommandiert wird, zunächst zur Versuchsabteilung nach Kiel. Er hat die Genugtuung, daß das von ihm im Laufe von 1½ Jahren verbesserte und erprobte Gerät eingeführt wird, das den Torpedo mit einer Netzschneidevorrichtung versieht, um die Schutznetze gegen die Torpedos vor dem Schiff zu zertrennen. Sodann erhält Scheer das Referat für Unterwasser-Breitseitschießen. Hier enden seine Versuche mit der Einführung der von ihm gefundenen Form der Ausschußvorrichtung. Seine Tätigkeit wird anerkannt; er wird zum Besuch der Marineakademie kommandiert. Nach dem ersten Lehrgang geht Scheer als Navigationsoffizier auf den Kreuzer „Prinzeß Wilhelm", der mit dem Schwesterschiff „Irene" den Grundstock der neuen Auslandskreuzerflotte bildet.

Wegen des chinesisch-japanischen Krieges muß das Schiff beschleunigt für die Auslandsreise ausgerüstet werden. Deutschland leiht in Gemeinschaft mit Frankreich dem russischen Einspruch gegen den Friedensvertrag von Shimonoseki seine Unterstützung. Japan weicht dann auch zurück und behält sich seitdem die Abrechnung mit Rußland und Deutschland für später vor — mit uns nimmt es sie während des Weltkrieges vor.

Die Ausreise nach Ostasien erfolgt in kriegsmäßiger Ausrüstung und wird auf schnellstem Wege durchgeführt. Scheer stellt fest, wie stark sich Japan in den 13 Jahren seit seiner ersten Bekanntschaft mit dem Inselreich gewandelt hat. Der Dienst des Navigationsoffiziers erlaubt ihm, sich besonders an Land umzusehen. Er vertieft seine Kenntnisse der ostasiatischen Fragen und sieht, wie notwendig unser Eintritt in die Weltpolitik ist. Denn überall sind Deutschlands wirtschaftliche Belange und sein kulturelles Vordringen zu beobachten.

Meist liegt die „Prinzeß Wilhelm" in Nagasaki. Auch der Auftrag zur Erkundung eines als Kohlenstation oder als Handels- und Flottenstützpunkt geeigneten Platzes an der chinesischen Küste wird ausgeführt. Admiral von Tirpitz, der 1896 das Kreuzergeschwader übernimmt, erfaßt mit sicherem Blick den Wert der Kiautschou-Bucht, die später von Deutschland gepachtet wird. Scheer

lernt auf der schönen „Prinzeß Wilhelm" alle wichtigen Plätze Chinas und Japans kennen, von Singapore hinauf bis Hakodate! Auch einen Taifun erlebt er und ist sich klar dabei, daß es auf Leben und Tod geht!

In Deutschland hat sich inzwischen, auch durch die drohenden Ereignisse in Südafrika, die schließlich zum Burenkrieg führen, immer stärker die Notwendigkeit des Ausbaus einer großen Flotte herausgestellt. Die gesamte Kriegsflotte sehnt sich danach, es möge der Reichstag die verlangten 200 Millionen bewilligen und eine Persönlichkeit an die Spitze des Reichsmarineamtes treten, die den Volksvertretern gewachsen ist! Dieser Wunsch geht in Erfüllung, als 1897 Konteradmiral Alfred Tirpitz zum Staatssekretär ernannt wird.

Es ist das besondere Glück Scheers, daß er zum unmittelbaren Mitarbeiter Tirpitz' berufen wird. Nachdem er im Winter 1896/97 den unterbrochenen Akademielehrgang beendet hat, wird er im Frühjahr 1897 Geschwader-Navigationsoffizier an Bord des Flaggschiffs „Kurfürst Friedrich Wilhelm". Eine Abwechslung inmitten des Dienstes bietet die Begleitung des Kaiserschiffs „Hohenzollern" auf dessen Fahrt nach Petersburg zu dem berühmt gewordenen Gegenbesuch Wilhelms II. beim Zaren, wobei dessen Zustimmung zum Erwerb von Kiautschou erreicht wird.

Im Herbst 1897 kommt Scheer als Dezernent für das Torpedowesen ins Reichsmarineamt. Er sieht es als seine Aufgabe an, den Typ des großen Torpedoboots, wie ihn die Engländer in ihren Zerstörern besitzen, durchzusetzen, und schlägt damit, wie der Weltkrieg bewiesen hat, den richtigen Weg ein; denn nur das große Torpedoboot, das schließlich auf 2000-t-Gehalt anwächst, vermag den Wirkungsraum des Torpedo's zu vergrößern.

Im Frühjahr 1899 wird Scheer in die Zentralabteilung des Reichsmarineamts versetzt. Hier arbeitet er nun mit dem Staatssekretär Tirpitz selbst enger zusammen. Es ist die Zeit, in der die vom Reichstag bewilligten Mittel zum planmäßigen Aufbau der deutschen Kriegsmarine Verwendung finden. Doch müssen Ergänzungen zum Flottengesetz eingebracht und durchgesetzt werden, um das Bauvorhaben durchzuführen.

Das zweite Flottengesetz vom Herbst 1900 steht unter dem Schlagwort: „Verdoppelung der Schlachtflotte!" Es ist auf dem „Risiko"-Gedanken aufgebaut, das heißt: Deutschland soll und muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, „daß der Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird". Bis 1917 soll die Flotte auf 2 Flotten-Flaggschiffe, 4 Geschwader zu je 8 Linienschiffen, 8 große und 24 kleine Kreuzer als Aufklärungsschiffe sowie 3 große und 10 kleine Kreuzer gebracht werden. 6 große Kreuzer, die noch für den Auslandsdienst gefordert werden, streicht der Reichstag.

Im Herbst 1900 tritt Scheer als Kommandant der ersten Torpedoabteilung in Kiel in die Front zurück; im Frühjahr 1903 wird er erneut ins Reichsmarineamt berufen, und zwar als Leiter der Zentralabteilung. Er erkennt

die wachsende Bedeutung der Unterseebootswaffe, zu deren Ausbau man sich damals nur mit allzu großer Vorsicht entschließt.

In diese Zeit fällt die Durchführung des Flottengesetzes: Organisation, Schiffbau- und Waffentechnik. Der politische Einfluß der Flotte steigt. Feindselig betrachtet England ihr Anwachsen. Der Wettbewerb ist in vollem Gang. 1906 werden die bisher verweigerten 6 großen Kreuzer bewilligt; der Sollbestand an Linienschiffen und großen Kreuzern steigt auf 58. 1908/1911 werden jährlich 4 große Schiffe auf Stapel gelegt, dazu 1911 und 1912 noch weitere 3 Linienschiffe bewilligt, so daß wir 1914 mit einer hochwertigen, auch starken Gegnern gewachsenen Schlachtflotte in den Krieg eintreten.

Linienschiffkommandant und Geschwaderchef

Der Herbst 1907 ruft Scheer, der inzwischen zum Kapitän zur See aufgestiegen ist, wieder in die Front. Er wird Kommandant des Linienschiffes „Elsaß" und ist froh, der „Schreibstube" zu entrinnen. „Die Führung eines großen Schiffes erscheint dem Seeoffizier", sagt Scheer, „als Höhepunkt seiner Laufbahn, weil sie an sein Können die größten Anforderungen stellt und die Leistung des Schiffes als sichtbarer Beweis desselben unmittelbar in Erscheinung tritt. Das Gefühl, den Erfolg der eigenen Tätigkeit zu sehen, ist die größte Genugtuung. Haltung und Disziplin der Mannschaft, die Leistungen des Offizierkorps, die Hebung der Dienstfreudigkeit, kurz gesagt, der Geist, der das Schiff belebt, gehen von der Einwirkung des Kommandanten aus. Die Schießleistungen, die Wettbewerbe im Rudern und Bootssegeln, bei der Kohlenübernahme und den verschiedenen seemännischen Manövern lassen Vergleiche mit den anderen Schiffen zu. Bei den taktischen Übungen und den Manöveraufgaben läßt sich ohne weiteres die Geschicklichkeit der Schiffsführung beurteilen. — Der Stolz auf die Leistungen des Schiffes, sein gutes Aussehen, die Erscheinung und Führung der Mannschaft überträgt sich auf jeden einzelnen, und so entsteht eine Solidarität von großer erzieherischer Wirkung, eine Kameradschaft, die auch die Feuerprobe besteht, und mit ihr die Treue zur Flagge, die über dem Ganzen weht".

Die „Elsaß" gehört zum zweiten Geschwader. Bei 14250 Tonnen Wasserverdrängung weist sie eine Besatzung von 735 Mann auf und erreicht mit 3 Maschinen von 16000 PS eine Höchstgeschwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde. Es werden die Azoren, die Kanarischen Inseln und die spanischen Häfen besucht. Einmal wird bei einer Übung im Kattegat die „Elsaß" durch ihren „Hintermann", die „Braunschweig", beinahe gerammt! Aber ein scharfes Manöver befreit das Schiff aus der Gefahr.

Herbst 1909 zum Chef des Stabes ernannt, wächst Scheer zum wirklich führenden Admiral unserer Kriegsmarine empor. Die Zeit verlangt schärfste Ausbildung der Flotte für den Ernstfall. Immer wieder schwebt Kriegsgefahr über Deutschland. Die Herbstübungen der Flotte im Jahre 1911, bei denen der Kaiser

dem österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand die Flotte in Parade vorführt, sind eines der schönsten Zeugnisse für die Leistung unserer Kriegsmarine und für den Aufbau, der durch Tirpitz durchgeführt worden ist. Nach diesen Übungen kehrt Scheer als Direktor des allgemeinen Marinedepartements ins Reichsmarineamt zurück. Er erkennt dabei die Gegensätze zwischen dem Kanzler v. Bethmann Hollweg und dem Staatssekretär Tirpitz und sieht, wie verderblich das ständige politische Nachgeben des Kanzlers für die Entwicklung der Flotte ist. Er beobachtet den Besuch des britischen Kriegsminister Haldane in Berlin im Februar 1912 aus nächster Nähe. An dem Verhalten der Engländer, durch deren Schuld die von Tirpitz bereitwillig begonnenen Verhandlungen ergebnislos verlaufen, wird ihm klar, daß sie es nicht ehrlich meinen. So sehnt er sich wieder an die Front und erhält am 27. Januar 1913 die Führung des 2. Geschwaders; sein Flaggschiff ist die „Preußen". „Es ist wohl der stolzeste Moment im Berufsleben des Seeoffiziers", schreibt er, „wenn ihm der erste Salut für seine Flagge gefeuert wird." Scheers Geschwader zählt 8 Schiffe der „Deutschland"- bzw. „Elsaß"-Klasse. Damals besitzt Deutschland noch ein erstes Geschwader aus 8 Großkampfschiffen vom Typ „Nassau" und „Ost-Friesland" und bereitet ein drittes Geschwader vor. Die Hochseeflotte beginnt eine wirkliche Schlachtflotte zu werden.

Der Weltkrieg zur See

Der Krieg bricht in einem Augenblick aus, als unsere Flotte, die im Juli 1914 auf der Kieler Woche noch den Besuch eines englischen Geschwaders empfängt, zu einer wirksamen Kampfkraft geworden ist. Die Engländer hatten für diese Bedeutung der deutschen Marine die richtige Einschätzung, denn sie verzichten auf eine engere Blockade und ziehen sich auf die weitere zurück, um so die Wege aus der Nordsee in den Atlantischen Ozean zu versperren. Ihre große Flotte wird nach Scapa Flow gelegt, der Kanal bei Dover durch Zerstörer und Minenfelder abgesperrt. Deutscherseits glaubt man allerdings immer noch, daß der Engländer zum Angriff vorgehen wird. Während der beiden ersten Kriegsjahre wartet die deutsche Kriegsflotte ständig darauf. Sie wird dadurch zur Untätigkeit verurteilt. Scheer, vom Tirpitzschen Geist erfüllt, wünscht den Kampf mit den Engländern, wenn er auch weiß, daß der Versuch, die Blockade zu brechen, an der großen Überlegenheit der englischen Flotte scheitern muß. Trotzdem hält er an seiner Siegesgewißheit fest. „So manche behaupten", schreibt er später, „schon damals den unglücklichen Ausgang des Krieges vorausgesehen zu haben und glauben, weil sie leider recht behalten haben, den Anspruch besonderen weltpolitischen Weitblicks erheben zu können. Ihnen gegenüber bekenne ich gern meinen Optimismus, den ich bis zum Ausbruch der Revolution behalten habe, und bestreite jenen die kluge Voraussicht. Denn bis zum letzten Kriegsmonat blieb es ungewiß, auf welche Seite sich die Waagschale mit Sieg oder Niederlage neigen würde. Solange

die Fahne hochgehalten wird, folgt die Truppe vertrauensvoll; sobald sie den Führer schwanken und schwach werden sieht, wird sie auch bald versagen."

Mit dieser Grundauffassung hat Admiral Scheer recht behalten. Die allzu vorsichtige Kriegsführung bringt es nicht fertig, die Engländer durch Angriffe so weit zu schädigen, daß ein Kräfteausgleich zwischen den Flotten möglich wird. Es herrscht in den leitenden Stellen die Anschauung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg vor, England nicht reizen zu dürfen, weil es für den Friedensschluß in guter Stimmung erhalten werden müsse. So wird die Flotte einer ungeheuerlichen Geduldprobe ausgesetzt! Es kommt nur zu kleineren Unternehmungen. Bloß die leichten Streitkräfte können vorgeschickt werden, ohne daß sie naturgemäß einen ausschlaggebenden Erfolg zu erringen vermögen, denn der Hauptteil der Flotte wird auf den Liegeplätzen in der Jade und Elbe zurückgehalten. So gehen die kleinen Kreuzer „Cöln", „Mainz" und „Ariadne" verloren. Daher werden auch die verschiedenen Beschießungen der englischen Küste nicht so ausgenutzt, wie es ein wirklicher Angriffsgeist der Führung ermöglicht hätte. Infolgedessen büßen wir in dem Kreuzergefecht bei der Doggerbank den großen Kreuzer „Blücher" ein, weil keine rechtzeitige Unterstützung von der Schlachtflotte her erfolgt. Die Linienschiffe machen nur hin und wieder Fahrten bis zu einer Nordlinie Esbjerg in Dänemark und Sunderland in England. Die nördliche Nordsee bleibt völlig in der Hand der Engländer. Obwohl die Hochseeflotte um 4 neue Linienschiffe erweitert und damit das dritte Geschwader auf die volle Stärke von 8 Schiffen gebracht wird, ändert sich an der Kriegstätigkeit der Flotte nichts. Nur der U-Bootkrieg wird verschärft. —

Admiral Scheer, der inzwischen Kommandeur des dritten, also des neusten und kampfkräftigsten Geschwaders geworden war, wird im Januar 1916 zum Chef der Hochseestreitkräfte ernannt. „Um keine Zweifel bei der Flotte aufkommen zu lassen", schreibt er in seinen Erinnerungen, „daß ich andere Pläne als bisher verfolgen würde, bat ich mir den Kommandanten des Linienschiffs ‚Kaiser', Kapitän zur See v. Trotha, als Chef des Stabes und Kapitän zur See v. Levetzow, Kommandanten des Schlachtkreuzers ‚Moltke', als Chef der Operationsabteilung aus."

Scheer stellt nun die Flotte völlig auf den Willen zum Angriff um. Er will sich von der englischen Flotte zu keinem überraschenden Kampf herausfordern lassen. Sein Plan geht dahin, durch Vorstöße mit der ganzen Flotte gegen die Südostküste Englands die feindliche Flotte aus ihrem Standort im Norden zur Abwehr herunterzuziehen, weil er dann Freiheit in der Wahl des Ortes und der Zeit für den Kampf hat; nach seiner Anschauung hat der Angriff auf See den Vorteil für sich, „durch überraschendes Auftreten seinen Willen dem Gegner aufzuzwingen und ihn nicht in voller Bereitschaft anzutreffen".

So befiehlt Scheer bereits zwei Monate nach seiner Ernennung zum Chef der Hochseeflotte einen Vorstoß in die Hoofden, den Ostausgang des englischen Kanals, läßt aber die Kreuzer nicht allein vorpreschen, sondern das Linienschiffsgeschwader in enger Fühlung folgen. Ja, er geht sogar über den Zielpunkt hinaus,

weil die Besatzung erleben soll, daß ein neuer Wille und Geist in der Flotte tätig ist! Im April folgt die Beschießung von Lowestoft und Yarmouth. Für den Mai ist ein neuer Vorstoß auf Sunderland geplant, um die englische Flotte zum Kampf zu stellen. Unterseeboote beobachten vor den englischen Häfen das Auslaufen der feindlichen Flotte. Das ungünstige Wetter macht den geplanten Vorstoß unmöglich. Doch warten die Unterseeboote nun schon 14 Tage vor den feindlichen Häfen und müssen zurück, wenn jetzt die Hochseeflotte nicht vorstößt. Da entschließt sich Scheer, nordwärts vorzugehen. Sein Entschluß führt zur größten Seeschlacht der Weltgeschichte und zum Sieg der deutschen Flotte.

Die Skagerrak-Schlacht

Auch auf britischer Seite besteht die Absicht, endlich mit der deutschen Flotte in Kampf zu kommen. Erklärlich genug! Ganz England macht seiner Flotte leidenschaftlich den Vorwurf, sie verstehe nicht, die Beschießungen der Küste zu verhindern.

Am 30. Mai 1916 sticht die englische Flotte in See, in der Meinung, wir würden von neuem gegen die britische Küste vorstoßen. Sie hofft, uns den Rückweg verlegen und Zeit und Ort der Schlacht vorschreiben zu können.

27 große Schiffe führen die Deutschen in den Kampf, 45 die Feinde. Der Admiral hat selber die einzelnen Abschnitte der Schlacht geschildert, wie sie sich ihm von der Kommandobrücke aus darstellen und zu seinen Entschließungen führen. Am Nachmittag des 31. Mai entwickelt sich ein Gefecht der Aufklärungsgruppen, die unter Befehl des Vizeadmiral Hipper mit 50 Seemeilen Abstand vorausdampfen. Dann stößt das Gros nach, an der Spitze das dritte Geschwader mit dem Flottenflaggschiff „Friedrich der Große". So werden die seit Nachmittag 4.15 Uhr in heftigstem Kampf stehenden Kreuzer, die sich gegen 6 Schlachtkreuzer unter Admiral Beatty und 4 Linienschiffe der „Queen-Elizabeth"-Klasse wehren, um 5.30 Uhr entlastet.

Die Engländer schwenken, als der Hauptteil der deutschen Flotte gesichtet wird, nördlich ab. Ein Verfolgungsgefecht entwickelt sich, eine volle Stunde lang, von 5.45 bis 6.45 Uhr. Die englischen Schiffe erreichen infolge ihrer großen Geschwindigkeit die Grenze der Schußweite und schwenken nach Nordosten, um Anschluß an ihr Gros zu suchen, das mit über 20 Linienschiffen herandampft. Schon ist unsere Flotte von den Briten in einem Halbkreis von Norden bis Osten umstellt — der Hauptkampf beginnt.

Zusammen mit dem Aufklärungsgeschwader Hippers brechen unsere Linienschiffsgeschwader im laufenden Gefecht südöstlich vor. Da ergibt sich ein Nachteil, weil unsere Schiffe sich scharf gegen den hellen Westhimmel abheben und durch die feindliche Beschießung gut gefaßt werden können. Diese Lage führt Scheer zu dem Entschluß, Kehrtwendung zu befehlen — ein äußerst kühnes Manöver! Das

hat der Engländer nicht erwartet. Ist nun die Kehrtwendung Scheers ein Rückzug? Es konnte so ausgelegt werden, aber der Admiral denkt nicht daran. Zum Abbruch des Kampfes ist es nach seiner Meinung noch zu früh. So befiehlt er, auch um dem beschädigten Kreuzer „Wiesbaden" zu Hilfe zu kommen, eine abermalige Kehrtwendung und stößt mit scharfer Spitze, indem er zugleich den Kreuzern und Torpedobooten „Ran an den Feind!" signalisiert, aufs neue in den Halbkreis der feindlichen Flotte vor.

Um 8.20 Uhr abends ist dieser zweite Vorstoß — eine der kühnsten Taten in der gesamten Seekriegsgeschichte — soweit vorgetrieben, daß die einbrechende Dunkelheit den Abbruch des Kampfes notwendig macht, wenn die Linienschiffe nicht in Gefahr kommen sollen, den feindlichen Torpedobooten ausgeliefert zu werden. Scheer will die Flotte bei Horns Riff versammeln, um dort am anderen Morgen den Kampf fortzusetzen. Es kommt indessen, da die englische Flotte durch den zweiten Vorstoß Scheers in drei Teile auseinandergeraten ist, nur noch zu einer Reihe von Nachtgefechten, weil die Engländer ebenfalls nach Horns Riff streben. Als der Morgen graut, ist die Fühlung zwischen beiden Flotten verloren gegangen. Die Engländer haben zwar 12 Seemeilen vor der deutschen Spitze den Kurs unserer Hochseestreitkräfte gekreuzt und 60 Seemeilen südwestlich von Horns Riff nach den Deutschen gesucht, aber sie stoßen nicht mehr vor. Da am 1. Juni sich wieder starker Nebel entwickelt, gibt Scheer den Befehl zum Einlaufen in Wilhelmshaven.

Mit größtem Jubel feiert Deutschland den Sieg seiner Flotte. Mit Recht — denn sie hatte, nach den Kräften gemessen, im Verhältnis von 3:1 gekämpft! Während sie mit etwa 2500 Mann 6,79 v. H. ihrer Besatzung eingebüßt hat, erlitt die englische Flotte mit etwa 9000 Gefallenen 11,59 v. H. Verlust, und während wir rund 60000 Tonnen Schiffsraum verloren[1], betrug bei den Engländern der Verlust fast das Dreifache! So rechtfertigt der Sieger vom Skagerrak das Vertrauen, das die gesamte Marine in ihn gesetzt hatte. Er hat als wirklicher Führer in jedem Augenblick der Seeschlacht die Flotte in seiner Hand. Auch während der Schlacht beweist er persönlich, daß höchste Pflichterfüllung für ihn Selbstverständlichkeit ist. Sein Stabschef, Kapitän zur See von Trotha, der spätere Vizeadmiral, erzählt, wie er auf der Kommandobrücke des Flottenflaggschiffs „Friedrich der Große" Scheer beobachtet hat: „Ruhig, nicht anders als wir es aus mancher Übungsfahrt gewohnt waren", so übersieht Scheer die Lage. Er stellt sich auf das Ganze ein und läßt jedem einzelnen seinen Teil an Arbeit und Verantwortung, um selber Blick, Gedanken und Entschlußkraft freizubehalten und je nach Lage und Kampfziel in Sekunden entscheidend eingreifen zu können. Oft tritt er auf den Kommandoturm heraus. Gerade die Kehrtwendung und die Vorstöße beobachtet er frei auf der Brücke stehend. Einmal wirft der Druck der Salve eines 30,5-cm-Turmes auf „Friedrich dem Großen" ihn zu Boden und reißt ihm den Mantel vom Leib. Rücksicht auf sich selbst kennt er nicht. Ihm

[1] Wir verloren die „Pommern", unser ältestes Linienschiff, den Schlachtkreuzer „Lützow", die Kreuzer „Wiesbaden", „Elbing", „Rostock" und den kleinen Kreuzer „Frauenlob".

kommt es ausschließlich auf die volle Ausnutzung der Kampfkräfte und — auf den Sieg an.

Admiral Scheer rastet nicht. Die Großkampfflotte wird auf den Werften wieder seekriegsfertig gemacht. Im Verlauf des Krieges führt sie den Vorstoß in die Ostsee, die Eroberung von Ösel durch; immer wieder aber wird sie durch den Einfluß der politischen Leitung des Reiches zurückgehalten. Noch erfolgen Fahrten an die britische Küste; aber die Engländer stellen sich nicht mehr zum Kampf. Sie wählen die Vorsicht, nicht die Entscheidung! Ein Vorstoß Scheers am 24. April 1918 über Skagerrak hinaus bis auf die Breite von Bergen läßt die Tatsache erkennen, daß die englische Flotte seit Skagerrak, ihrem „schwarzen Tag", nicht mehr kämpfen will.

Vom Kriegsende bis zum Lebensende

Seinen gesamten Einfluß setzt Scheer dafür ein, daß wenigstens die U-Bootwaffe zu voller Auswirkung kommt. Aber wenige Wochen nach seiner Ernennung zum Chef der Hochseeflotte erhält Tirpitz den Abschied. Sein Sturz ist in der Hauptsache das Werk des Kanzlers v. Bethmann Hollweg, der die von Tirpitz geschaffene U-Bootwaffe nicht zur vollen Wirkung kommen läßt. Auch Scheer ist mit dem eingeschränkten U-Bootkrieg, der seiner Meinung nach eine Täuschung des deutschen Volkes über die Erfolgsaussichten ist, in keiner Weise einverstanden. Und als er im Juli 1918 an die Spitze des Admiralstabs gerufen wird, übernimmt er die Seekriegsleitung nur unter der Bedingung voller Handlungsfreiheit. Er bemüht sich, von der Obersten Heeresleitung die nötigen Belegschaften für die Werften freizubekommen, um aus der U-Bootwaffe die höchsten Leistungen herauszuholen.

Ohne Schuld Scheers aber ist es bereits zu spät! Trotzdem wirkt er im Großen Hauptquartier mit aller Entschlossenheit für eine angreifende Kriegsführung. Als im Oktober 1918 die Kriegslage schwierig wird, dringt er darauf, nun endlich die Flotte voll einzusetzen. Admiral von Hipper führt das Unternehmen, dessen Beginn auf den 28. Oktober festgesetzt wird. „Es konnte der große Tag für die deutsche Flotte werden", schreibt Scheer, „für den sich ihre Aufsparung bis zum entscheidenden Augenblick gelohnt haben würde, um in letzter Stunde das Vaterland vor dem Schicksal der Kapitulation zu befreien. Diesen höchsten Ruhm hat sich die deutsche Flotte nicht erworben."

Ein Teil der Mannschaft ist durch die Wühlarbeit der Sozialdemokratie vergiftet. Vor der Abfahrt brechen Meutereien aus; die Flotte vermag nicht auszulaufen. Die rote Fahne wird gehißt — die herrliche deutsche Flotte durch Verbrecher verraten und preisgegeben. Deutsche Treue aber rettet die Ehre, indem sie nicht duldet, daß die geliebten Schiffe in die Hände der Engländer fallen. Auf dem Grunde von Scapa Flow ruht die versenkte, einst so stolze deutsche Flotte...

„Als ich von dem Versagen der Flotte dem Kaiser Meldung machen mußte", schreibt Scheer, „äußerte er kein Wort des Vorwurfs, daß ich nicht seine besondere Erlaubnis eingeholt hätte. Noch war allerdings der Umfang der Bewegung am 29. Oktober nicht abzusehen. Ich selbst habe mir noch lange Zeit Gedanken darüber gemacht, wie es wohl gekommen wäre, wenn ich den Befehl zum Einsetzen der Flotte unterlassen hätte. Aber ich fühlte mein Gewissen frei. Die Flotte konnte die Entscheidung zu unseren Gunsten bringen. Sie davon zurückgehalten zu haben, würde mir ein dauernder Vorwurf bleiben." Diese Worte Scheers kennzeichnen seine ganze Persönlichkeit. Sie ist auf Taten eingestellt. Niemals kann der Admiral nur zusehen, wenn andere handeln. Er ist kein Mann der Verteidigung, sondern des Angriffs, der Entschlüsse und Entscheidungen — der geborene Führer. Er unterliegt daher auch nicht der Verzweiflungsstimmung, in die nach dem Versailler Diktat unser Volk verfällt. Er geht sofort daran, deutschen Wehrgeist und Wehrwillen wieder aufzurichten. So wird er ein Vorkämpfer für Deutschlands nationales Erwachen. Infolgedessen sind er und seine Familie vielen Angriffen von marxistischer Seite ausgesetzt. Seine Frau, die Witwe eines Kameraden, Emilie Henning, geborene Mohr, die ihm zwei Töchter geschenkt hat, wird in der Scheerschen Villa zu Weimar ermordet. Der Admiral selbst stirbt, 65 Jahre alt, am 26. November 1928. Es blieb ihm versagt, Deutschlands Auferstehung zu erleben. Aber er hat sie vorausgeahnt.

Der Charakter und die Taten Scheers werden für alle Zukunft Vorbild sein. Deutschlands Kriegsflotte kann nur im Geist dieses Admirals wieder aufgebaut werden. Unter seiner Führung hat die kaiserliche Marine ruhmvolle Zeiten und Taten erlebt. Das Erbe seiner Führung wird auch der kommenden Kriegsflotte des Dritten Reiches Ruhm und Ehre bringen.



Admiral Graf Spee



DR. HORST KUBE

Graf Spee, der Seeheld von Coronel

Heldentod verpflichtet

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" ... Hunderttausende, nein, Millionen sind im Glauben und im Vertrauen auf diesen schlichten, kristallklaren und doch so inhaltsvollen Satz für ihre Familie, ihre Heimat, ihr Volk und Vaterland, sind für Deutschland in den Tod gegangen. Seit Deutsche auf dieser Erde leben, von Hermann dem Cherusker bis zu Heinrich dem Löwen, von den Haufen der Bauernkriege bis zu den stolzen Regimentern des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege, die von 1864, 1866 und 1870/71, die unbekannten Helden von Langemarck und von Verdun, von den Falklandsinseln und vom Skagerrak, sie alle haben nur einen Dienst gekannt, ihr Vaterland, waren sich nur einer Pflicht bewußt, still und ohne viel Aufhebens davon zu machen, dem deutschen Volke bis zum Tode zu dienen!

Heldentod verpflichtet! Es ist dank Adolf Hitler ein Geschlecht der Deutschen wieder erstanden, das sich voll und ganz zu dieser Lebensidee bekennt. Das nationalsozialistische Deutschland fühlt sich verbunden mit allen toten Helden der deutschen Geschichte, fühlt sich besonders verbunden mit den zwei Millionen Toten des Weltkrieges, fühlt sich vor allem auch verbunden mit dir, Graf Spee!

Wer sein Leben dir, mein Deutschland, gern und freudig geopfert hat, ist unser Kamerad! Wer sich eingesetzt hat für Deutschlands Wohl, Kraft, Stärke und Freiheit, soll Beispiel sein all unserm Handeln, unserm Tun. Du, Graf Spee, hast bewiesen, wie man in Ehren kämpfen, siegen und — auch sterben kann, mit dem sieghaften Bekenntnis „Deutschland!" auf den Lippen!

So sollen denn diese Zeilen künden von einem deutschen Helden, der alles vergaß, als es das Vaterland galt, der alles eingesetzt hat, damit die deutsche Flagge allen Feinden zum Trotz mit Ruhm bestehe. Mag auch dein irdischer Körper am 8. Dezember 1914 für ewig im rauschenden Meere versunken sein, Graf Spee, dein Geist und deine Taten blühen in Unsterblichkeit! Kommende Geschlechter, aber besonders die heute lebende deutsche Jugend des Dritten Reiches wird dich zum leuchtenden Vorbild nehmen! Dein Leben galt Deutschland, dein Kämpfen galt Deutschland, dein Sterben galt Deutschland! Dein Geist, Graf Spee, soll heute und für alle Zeiten auch diesem ewigen Deutschland gehören!

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 19. 3. A. Leipzig 1941, Fr. Brandstetter

Einfach und schmucklos, wie du einst gestorben, so soll auch dies Gedenken deiner Taten sein! Denn uns gilt so wie dir, Graf Spee, das Leben nichts, wenn Deutschland lebt!

Die Losung dieser Zeilen sei das Wort des Dichters:

> „Sie haben sich geschlagen, wie sich Deutsche schlagen. —
> Der kämpft und stirbt! Doch er ergibt sich nicht."...

Jugend

Wir schreiben den 22. Juni 1861. An diesem Tage wird in der dänischen Hauptstadt Kopenhagen dem alten, an Überlieferung reichen Geschlecht der Reichsgrafen von Spee ein Sohn geboren, der in Erinnerung an den letzten edlen Ritter des Mittelalters den Vornamen „Maximilian" erhält. Ist es ein Zufall oder nicht vielmehr eine Vorsehung des Schicksals, daß dieser Maximilian Reichsgraf von Spee am Gestade des brausenden Meeres geboren wird, des Meeres, das ihn jahrelang getragen, das ihn dann nach einem Leben voll Arbeit, Mut und Heldentum hinabgezogen hat, auf daß er dort seine ewige Ruhe fände?

Die Erziehung des frischen Jungen vollzieht sich in den Bahnen seiner großen Vorfahren, denen er nacheifern soll, denen er aber auch bestimmt später keine Unehre gemacht hat. Am Rhein sitzen seit Jahrhunderten die Spees, lauter echte, kernige deutsche Männer. Im 17. Jahrhundert zum Beispiel sehen wir einen aus diesem Geschlecht, Friedrich von Spee, der, berühmt geworden durch sein Werk „Trutznachtigall", als Dichter und bekannter Bekämpfer der irrsinnigen Hexenverfolgungen sich einen Namen gemacht hat.

Frisch und lebensfreudig, wie Jungen nun einmal sind, erklärt unser Maximilian, als er kaum fünf Jahre alt ist: „Ich werde einmal Seemann und nichts anderes!" Und mag er sonst vielleicht auch eigenwilliger, selbständiger und trotziger sein als andere Kinder in seinem Alter, auf diesen selbsterwählten Seemannsberuf bereitet er sich mit aller Sorgfalt und allem Ernst vor.

Die Vorbereitungszeit, in der er sich zum pflichtbewußten Jüngling entwickelt, verlebt er in Luzern. Dorthin sind seine Eltern nämlich gezogen, nachdem sie ihren westfälischen Besitz verkauft haben. Mit noch fünf Brüdern und einer Schwester genießt der junge Graf Spee hier, auf diesem herrlichen Flecken Erde, in Luzern, eine heitere, sonnige Jugend. Ausgeprägte Liebe zur Natur, schlichtes Gottvertrauen und unbedingtes Pflichtbewußtsein, das sind die drei Eckpfeiler seines Wesens, die sich schon in früher Jugend bilden und später zu voller Blüte ausreifen.

Die fröhliche Zeit ist bald vorbei. Kaum siebzehn Jahre alt, tritt er am 23. April 1878 in die Kaiserliche Marine ein.

Mit 17 Jahren Eintritt in die Marine

Wie alle jungen Seekadetten erhält Graf Spee seine erste Schulung zum Seeoffizier auf dem alten Schulschiff „Niobe". Hart wird er angepackt; Schonung und Rücksichtnahme gibt es nicht — will er auch nicht! —; nur so kann einmal ein ganzer Kerl aus ihm werden, der in das Leben paßt und der mit dem Leben fertig wird. Auch auf ihn trifft das altbekannte Wort zu: Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.

Nach kurzer Ausbildungszeit auf der „Niobe" tritt Graf Spee eine zweijährige Weltreise zur See an. Sein sehnlichster Wunsch aus froher Jugendzeit erfüllt sich nun: Fremde Länder zu sehen, andere Völker mit ihren Sitten und Bräuchen kennenzulernen, die Herrlichkeiten der weiten Natur zu erleben. Alles das begeistert ein derartig aufnahmefähiges Herz, wie es Graf Spee besitzt. Im Vergleichen von Heimat und Fremde, im Schauen, im Verarbeiten des Gesehenen bildet sich die Erfahrung und der Wesenskern eines Menschen, wächst jene Menschenkenntnis, die noch immer eine große Persönlichkeit ausgezeichnet hat. Auf dieser zwei Jahre dauernden Weltreise erwirbt sich Graf Spee ein gerüttelt Maß von Menschenkenntnis, das ihm oft zustatten gekommen ist.

Aber nicht allein die Freude am Schönen der Welt ist das Ergebnis seiner Weltumseglung. Nein, in strengem Dienst lernt er, alle Fährnisse des schweren Seemannslebens zu überwinden und jeder Gefahr entschlossen gegenüberzutreten. Ständig arbeitet Spee an sich selbst, gönnt sich keine Ruhe, will alles lernen und wissen, was es zu lernen und zu wissen gibt — und wird so ein tüchtiger Seemann.

Im Januar 1882 wird ihm das durch seine Ernennung zum Unterleutnant zur See bestätigt. —

Für einige Jahre ist Graf Spee wieder in der Heimat. Nicht zur „Erholung" im bürgerlichen Sinne, sondern wegen seiner seemännischen Weiterausbildung. Er soll, wie man so sagt, den „letzten Schliff" erhalten. Dieser „Schliff" formt ihn zum tüchtigen Seeoffizier, macht ihn zum reifen Mann.

Graf Spee ist ein Mann und Offizier, der stets anspruchslos und bescheiden ist, was seine Person angeht, der aber das Höchste von sich und seinen Mannschaften verlangt, wenn es der Dienst der Kaiserlichen Marine erfordert. Man hat oft den Eindruck, wenn man Lebensbeschreibungen berühmter Männer liest, daß vieles, was dort geschrieben steht, in überspannter Verherrlichung oder Erfindung unwahr ist. Es ist aber keine Unwahrheit oder Erfindung, wenn wir beim Grafen Spee nüchtern und den Tatsachen entsprechend feststellen, daß er stets bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen gleich geachtet und geschätzt worden ist.

Seine Vorgesetzten rühmen ihn wegen seines fachlichen Könnens, seiner Charakterfestigkeit und seiner nie wankenden Zuverlässigkeit. Bei seinen ihm gleichgestellten Kameraden ist er beliebt, weil er hilfsbereit, voll Lebensfreude ist, weil dieser Graf Spee immer ein geistvoller Gesellschafter mit treffendem,

sonnigem Humor ist. Und seine Untergebenen vergöttern ihn; denn er ist als leuchtende Verkörperung preußisch-deutscher Soldatenerziehung streng, aber gerecht im Dienst, außerhalb des Dienstes jedoch freundlich, ein Vorgesetzter, der immer ein offenes Ohr für die großen und kleinen Sorgen und Nöte seiner Leute hat.

So lebt sein Bild in unserer Erinnerung fort: Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, im wahrsten Sinne des Wortes ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Oder wie ein Altersgenosse, der Graf Spee von frühester Jugend an gekannt, einmal gesagt hat: „Feinde hat er wohl niemals besessen; ein Prachtmensch in des Wortes vollster Bedeutung."

Jahrelange Tätigkeit in Ostasien

Durch die weitausschauende, staatsmännische Regierung des Altreichskanzlers Fürst Bismarck erwirbt das aufblühende Deutschland endlich auch Kolonien. Das, was bisher im Eigenbesitz einiger Deutschen gewesen ist, wird vom Reich übernommen. Die jungen deutschen Kolonien bedürfen selbstverständlich des sicheren Schutzes einer starken deutschen Flotte.

An dieser Frühzeit deutscher Kolonialarbeit in Übersee nimmt Graf Spee lebhaften Anteil, indem er als Wachoffizier des Kanonenbootes „Möwe" in Westafrika längere Zeit weilt. Hier erfüllt der bekannte deutsche Kolonialfachmann, der Kommissar und Generalkonsul Nachtigal, die aufreibende, aber dankbare Pflicht, die neuen deutschen Kolonien Togo und Kamerun dem Reiche dienstbar zu machen. Spee erlebt dort die Flaggenhissungen — stolze Tage für alle Deutschen —, kommt zum Abschluß wichtiger Verträge mit Eingeborenenstämmen tief hinein in das Land der Lüderitzbucht.

Da wirft ihn ein schwerer Gelenkrheumatismus aufs Krankenlager. Er muß in die Heimat zurückkehren. Beinahe scheint es, als ob seine militärische Laufbahn für alle Zeit beendet sein soll, als ob er ständig dienstuntauglich bleiben wird. Aber sein zäher Lebenswille und seine gesunde Natur überwinden verhältnismäßig rasch die Krankheit. Wenige Monate später ist Graf Spee als Hafenkommandant von Kamerun wieder im Dienst.

Auf dem neuen Betätigungsfeld stellt er seine volle Kraft ganz in den Dienst der Erforschung, Ausdehnung und Festigung des deutschen Besitzes. Noch sind die Lebensverhältnisse sehr bescheiden; aber danach fragt Spee nicht; er sieht lediglich das große Ganze, sein Volk und Vaterland. —

Sehr beschränkt sind die Tage und Wochen, in denen er sich seinen eigenen Verhältnissen widmen kann. Wieder einmal für kurze Zeit in Deutschland, denkt Graf Spee an Ehe- und Familienglück. Er heiratet die Baltin Margarete Freiin von der Osten-Sacken. Obwohl seine Frau Protestantin, er überzeugter Katholik ist, wird diese Ehe doch überaus glücklich. Jeder Teil ehrt des anderen Glauben.

Zu neuer Arbeit führt ihn der unerbittliche Dienst. Westindien und Südamerika heißen die Felder seiner weiteren Betätigung. Als Erzieher und Lehrer des seemännischen Nachwuchses bewährt er sich aufs neue auf dem Schiffsjungenschulschiff „Moltke". Heute noch erinnert sich mancher, der damals unter ihm die Lehr- und Lernzeit durchgemacht hat, mit dankbarem Gedenken des Namens „Spee".

Weiter geht die Entwicklung seiner Laufbahn: Er wird Artillerieoffizier des Linienschiffes „Bayern". Flottendienst und mannigfache Flottenübungen geben ihm vielseitige Anregungen.

Im Jahre 1897 beweist ihm die Ernennung zum Flaggleutnant des Admirals Prinz Heinrich von Preußen das Vertrauen, das man an hoher und höchster Stelle in ihn setzt. Dieser begabte und allseitig beliebte Bruder Kaiser Wilhelms II. ist zur Zeit Chef der zweiten Division des Kreuzergeschwaders, das nach Ostasien geht.

Überall wachsen deutsche Schiffahrt und deutscher Handel. In friedlichem Wettkampf beginnt Deutschland alle Gegner langsam zu überflügeln. So ist es kein Wunder, daß manche Großmacht in der Welt neidisch auf diesen jungen, starken Wettbewerber schaut.

Im fernen Osten, der vielfach die unergründliche Sphinx des 20. Jahrhunderts genannt wird, braut sich allerlei Bedrohliches zusammen. Man spricht von einem „Spanisch-Amerikanischen Krieg", Rußland und Japan stehen sich feindlich gegenüber. Kraftvoll leitet die überragende Persönlichkeit eines Tirpitz den Aufbau der deutschen Flotte ein. Kiautschou ist zum machtvollen Stützpunkt deutscher Herrschaft an Chinas Küste geworden.

Unendlich lehrreich ist diese Zeit der politischen Höchstspannung für unseren Grafen Spee! Er ist nicht nur Seeoffizier; er hat auch allzeit offene Augen für alle bedeutsamen staatlichen Ereignisse und Verwicklungen. Denn während sein Dienst ihn überall hinführt, so nach Korea und Japan, nach Wladiwostok und Hongkong, wo er einmal sogar einem Empfang des „Sohnes der Mitte" beiwohnen darf, bildet er sich ein kluges und überlegenes Urteil über Völker und Länder. So gibt er einmal seinen persönlichen Empfindungen zum Weltgeschehen, aus der Lage heraus entstanden, folgenden Ausdruck: „Man lebt auf sehr freundschaftlichem Fuße und kann ebenso gut am nächsten Tage als Feind auftreten müssen." —

Das neue, das 20. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist angebrochen. Unheilvoll genug hält es seinen Einzug: Im Verlauf des Boxeraufstandes in China ist der deutsche Gesandte in Peking ermordet worden! Alle beteiligten Völker entsenden Schiffe zum Schauplatz der blutigen Erhebung. Auch Graf Spee, erster Offizier des Linienschiffes „Brandenburg", eilt nach China. Es ist die Zeit, in der das nachher sprichwörtlich gewordene Wort eines Engländers fiel: „The Germans to the front!"

Der Boxeraufstand wird schnell — vor allem durch die tapfere Einsatzbereitschaft der deutschen Truppen — niedergeworfen. Spee greift nicht mehr persön-

lich in die Kämpfe ein. Doch hat er wieder einmal einsehen gelernt, wie wechselvoll das Spiel der staatlichen Kräfte ist, wie ein Stein alles ins Rollen bringen kann. Erst vierzehn Jahre später sollte die unheilvolle Bestätigung dieser Erkenntnis folgen!

Von 1900–1912

Es folgt für Graf Spee nach diesen ereignisreichen Tagen und Wochen in Ostasien ein jahrelanger ruhigerer Dienst in der Heimat.

Um mit allen Waffen der neuzeitlichen Kriegstechnik zur See vertraut zu werden, geht er für einige Zeit zur Minenwaffe über. Innendienst schließt sich an im Reichsmarineamt. Hier beweist Graf Spee, daß er durch lange praktische Erfahrung auch in theoretischen Fragen vollauf seinen Mann steht. Er ist im Reichsmarineamt bald einer der tüchtigsten, sachlichsten und besten Mitarbeiter. Sein Rat wird oft und gern gehört. Vielfach wendet man sich an ihn, wenn es gilt, wichtige Fragen oder Neuerungen des Seewesens zu lösen und durchzuführen.

Spee hat jetzt auch mehr Zeit, im Heim seiner Familie Ausspannung und ausreichende Stärkung für künftige aufreibende Arbeit zu finden. Zwei Söhne werden ihm geboren: Graf Otto und Graf Heinrich. Sie sind der ganze Stolz des Vaters, versprechen sie doch, würdig in die Fußtapfen ihrer Vorfahren zu treten.

Mittlerweile ist Graf Spee Chef des Stabes der Nordseestation geworden. Von dieser Stellung bis zur Ernennung zum zweiten Admiral der Aufklärungsschiffe ist nur ein kleiner Schritt. Immer mehr werden seine überragenden Führereigenschaften erkannt; immer deutlicher sieht man ein, was Graf Spee in der deutschen Marine, die bei ihrer Jugend begabte Führer braucht, leisten kann und soll.

So hält Graf Spee im Herbst 1912 seine Berufung zum Chef des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders in den Händen. Seine lange Tätigkeit in Ostasien, seine Erfahrung und sein großes Können auf marinetechnischem Gebiet, all das zusammengenommen ergibt, daß man keinen besseren Mann für diesen Posten finden kann als gerade den Grafen Spee.

Voller Entschluß- und Tatkraft geht er an seine neue Aufgabe heran. Er weiß, daß ihm keiner mehr etwas vormachen kann; er weiß, daß er sich des großen Vertrauens, das man ihm wieder — zum wievielten Male?! — bewiesen hat, würdig erweisen wird. Mag es kommen, wie es will, er, Maximilian Reichsgraf von Spee, wird sich ganz einsetzen, weil seine Arbeit, wie stets in seinem Leben, so auch hier einzig und allein dem deutschen Volke gehört!

Chef des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders

Ein ungeheures Betätigungsfeld wartet seiner! Das ostasiatische Kreuzergeschwader hat die wichtige Aufgabe, alle Stützpunkte des Deutschtums in jenen Gegenden zu besuchen, zu überwachen und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit der deutschen Heimat ständig zu stärken und zu festigen.

Das Flaggschiff des neuen Chefs des ostasiatischen Kreuzergeschwaders ist die „Scharnhorst". Und während auf dem Balkan und in Tripolis, in blutigen Kämpfen und Kriegen der drohende Weltenbrand sich unheilvoll ankündigt, ist Graf Spee unermüdlich unterwegs, den deutschen Namen ehrenvoll durchzusetzen. —

Der Ausgangspunkt seiner Arbeit ist die deutsche Kolonie Tsingtau, die sich schnell und gut entwickelt hat. Von hier aus befährt Graf Spee ganz Ostasien und alle angrenzenden Gewässer. Er kommt nach dem Sunda-Archipel wie zur Südsee; er sucht Siam auf und die chinesische Küste; in Japan und in Singapore ist er häufiger und gern gesehener Gast. Seine tadellose Persönlichkeit und das stets einwandfreie Verhalten der Schiffsmannschaften tragen viel dazu bei, daß Spee ungemein stark das deutsche Ansehen festigt. Die Auslandsdeutschen der ostasiatischen Gewässer und Küsten fühlen bis tief ins Land hinein, daß sie nicht auf verlorenem Posten stehen, sondern daß ein festes Band der Treue und Kameradschaft sie mit der großen Mutter, Deutschland geheißen, verbindet.

Bei all dieser Kulturarbeit, der Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt bleibt Graf Spee doch immer der erfahrene und geschulte Seeoffizier. Die Gefechtsausbildung der Schiffe steht auf beachtlicher Höhe. Hier läßt er keine Schlaffheit zu. Alles, vom kleinsten bis zum größten, muß in Ordnung sein. Wenn Deutschland die Stelle behaupten soll, die zu halten der Wille der Leitung des Reiches ist, dann müssen die Leistungen der Offiziere und Mannschaften ganz vorzüglich sein. Und das sind sie auch. Graf Spee steht hier auf dem Standpunkt Richard Wagners, daß „Deutschsein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun".

Eine Freude hat er bei seiner schweren Arbeit und großen Verantwortung: Seine Söhne stehen unter seinem Befehl, und Vater und Söhne schaffen gemeinsam am stolzen Werk deutscher Lebensfreudigkeit. So dienen Graf Heinrich von Spee auf der „Gneisenau" und Graf Otto auf der „Nürnberg". Die Aufzeichnungen und Briefe des Admirals beweisen uns noch heute, wie stolz und glücklich Graf Spee damals gewesen ist, wenn beim Zusammentreffen der Schiffe seine beiden Söhne in soldatischer Disziplin sich bei ihm, dem Vorgesetzten und Vater, melden konnten.

Für den uneingeweihten Beobachter ist die Weltlage einträchtig und ruhig. Deutschland geht seiner Friedensarbeit nach, geschützt in Ostasien durch das unter der Leitung des Grafen Spee stehende Kreuzergeschwader. Soll und kann dieser Zustand überhaupt ein anderer werden?! — —

Kriegserklärung

1914. An der allgemeinen Lage hat sich — scheinbar — nichts geändert. Da peitschen am 28. Juni die Schüsse von Serajewo auf. Noch hält man es nicht für möglich, daß daraus ein Krieg, ein allgemeiner Weltkrieg, entstehen könnte.

Das Schicksal will es anders. Gerade ein Monat vergeht nach der Tat von Serajewo, und die ganze Welt, die eben noch so wohlgeordnet und friedlich schien, steht in hellen Flammen. —

In diesen entscheidenden Tagen ist das deutsche ostasiatische Kreuzergeschwader in alle Winde verstreut. Spee selbst liegt mit den Panzerkreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" und einigen Kohlendampfern im Hafen der kleinen Karolineninsel Ponape in der Südsee. Was soll er tun?!

Eben ist aus der Heimat das Telegramm gekommen: „Drohende Kriegsgefahr". Rußland und Japan, höchstwahrscheinlich auch England, muß er zu seinen Gegnern rechnen. Sie alle sind viel stärker mit ihren Streitkräften zur See als er. Zwar ist das Ansehen der deutschen Flotte groß. Der Engländer Irwing schreibt damals: „Die Deutschen unterhielten unter dem ausgezeichneten Admiral Grafen von Spee ein mächtiges Ostasiengeschwader. Ein Gegner, mit dem ernstlich zu rechnen war." Aber gegen solche Übermacht?

Bei den Mannschaften ist alles in Ordnung. Stimmung und Haltung, wie üblich bei deutschen Kriegern, sind glänzend. 2., 3., 4., 5. August: Krieg mit Rußland, Frankreich, England! Die Spannung löst sich, da man weiß, mit wem man zu kämpfen hat. Auf allen Schiffen hält Graf Spee anfeuernde Ansprachen, begeistert er alle für Deutschland, reißt er Offiziere und Mannschaften mit, so daß sie nur einen Gedanken sehnsüchtig im Herzen tragen, baldmöglichst an den Feind heranzukommen.

Alle Vorbereitungen werden getroffen. Vor allem werden Wasser und reichlich Kohle aufgenommen und Lebensmittel ergänzt. Der anstrengende Kriegsdienst setzt ein. Graf Spee ist sich darüber klar, daß er auf dem europäischen Kriegsschauplatz nicht eingreifen kann. So bleibt ihm nur das Handeln auf eigene Faust, mit dem Ziel, dem Feinde einen möglichst großen Schaden zuzufügen.

Was in seinen Kräften steht, wird er tun. Die Welt soll sehen, daß Deutschland sich nicht unterkriegen läßt, mag die Zahl der Gegner auch noch so groß sein. Ob er selbst dabei zugrunde geht, danach fragt ein Graf Spee nicht!

So beginnt die Fahrt ins Ungewisse...

Kreuzerkrieg

Die Aufgaben des Kreuzerkrieges sind in erster Linie folgende: Versenkung feindlicher Handelsschiffe, Zerstörung von feindlichen Befestigungen, Funkstationen, Kabelleitungen usw. Indem man möglichst viele Handelsschiffe kapert und versenkt, die dem Feinde, besonders England, das ganz auf Einfuhr angewiesen ist, Auslandsware liefern, schwächt man den Gegner sehr.

Das Kreuzergeschwader des Grafen Spee wird bald der Schrecken der ostasiatischen Handelsschiffahrt. So leicht getraut sich kein feindliches Schiff mehr auszulaufen. Allgemein ist die Furcht vor der Macht der „Grauen Wölfe des Grafen Spee".

Da allmählich feindliche Kreuzer in bedrohlicher Nähe sich sammeln, beschließt Spee, den Kreuzerkrieg von Ostasien zur Westküste Südamerikas zu verlegen. Am 13. August dampfen seine vier Kreuzer mit halber Fahrt ab, über den Stillen Ozean, durch die tropische Hitze des Äquators, zur Südküste Südamerikas ...

Einsam ist das Leben nun, anstrengend der Dienst. Durch die Windstille, die meistens herrscht, ist es drückend heiß. Alles sehnt sich danach, Taten zu verrichten, den Feind, wo er auch sein mag, zu treffen. Graf Spee fühlt die bedrückende Untätigkeit und schreibt einmal in sein Tagebuch: „Ich komme mir überaus gleichgültig für die Welt vor, wenn ich an die Ziele dieses Krieges denke; wie gern würde ich mein Leben mit Nutzen fürs Vaterland hergeben."

Hier und da kommt es zu leichten Gefechtshandlungen: Das Kabel, das von Australien nach Kanada führt, wird zerstört; auf Tahiti werden das französische Kanonenboot „Célée" und die leichten Landbatterien vernichtet. Inzwischen sind die Kreuzer „Dresden" und „Leipzig" zum Speeschen Geschwader gestoßen.

Der deutsche Nachrichtendienst an der westamerikanischen Küste wie die Lebensmittelversorgung klappen vorzüglich. Die japanischen und englischen Kreuzer sollen durch gemeinsames Handeln das deutsche Geschwader vernichten. Ausweichen will Graf Spee nicht. Sein Plan ist, bevor der Gegner sich vereinigen kann, eine Gruppe aufzusuchen und sie zu schlagen.

Noch einmal werden Kohlen und Nahrungsmittel aufgenommen, wird alles nachgesehen und in Ordnung gebracht. Dann lichtet das Geschwader am 28. Oktober die Anker. Längs der Küste — am Tage kann man die schneebedeckten Anden, nachts die Lichter von Valparaiso sehen — kreuzt Spee. Am 31. Oktober endlich trifft folgender Funkspruch ein: „Kleiner englischer Kreuzer ist in den Hafen von Coronel eingelaufen." — Sofort nimmt Graf Spee Kurs auf den Hafen. Alles auf den Schiffen ist in ernster Sammlung und erregter Spannung auf die Schlacht vorbereitet. Die ersehnte Stunde des Kampfes ist da.

Der Sieg von Coronel

Nachmittags 4 Uhr 17 Minuten gibt Spee den Befehl: „Klar Schiff zum Gefecht!" Die Erregung der deutschen Mannschaften und Offiziere ist auf den Siedepunkt gestiegen.

Graf Spee muß verhindern, daß der Gegner nach Osten abdreht oder gar in die neutrale Zone entflieht. Durch andauerndes geschicktes Manövrieren und Beidrehen gelingt ihm das. Immer näher kommt er an den Feind. Dieser setzt sich aus den Panzerkreuzern „Good-Hope" (das Flaggschiff des englischen Admirals Craddock, eines guten Bekannten des Grafen Spee) und „Monmouth", dem kleinen Kreuzer „Glasgow" und dem Hilfskreuzer „Otranto" zusammen.

Um 6 Uhr 33 Minuten geht auf der „Scharnhorst" das Signal hoch: „Feuer eröffnen." — Schuß auf Schuß löst sich donnernd aus den Rohren der 21-cm- und 10,5-cm-Geschütze. Die Deutschen arbeiten ruhig und sicher. Da — der erste Volltreffer: Auf der „Good-Hope" brennt es! Die „Gneisenau" zerschießt den vorderen 15-cm-Zwillingsturm der „Monmouth".

Weiter und weiter geht die heiße Schlacht. Ununterbrochen dröhnen und hämmern die Granaten. Um 7 Uhr 20 Minuten ist durch zwei Volltreffer die „Monmouth" kampfunfähig gemacht. Wenige Minuten später gibt auch der Panzerkreuzer „Good-Hope" keinen Schuß mehr ab. Die Kreuzer „Glasgow" und „Otranto" können entkommen, begünstigt durch die hereinbrechende Dunkelheit. 7 Uhr 26 Minuten läßt Graf Spee das Feuer einstellen.

Die deutschen Kreuzer sind ohne jede Beschädigung und Verluste geblieben. Lediglich die „Gneisenau" hat zwei Leichtverwundete aufzuweisen. Die Engländer haben 1600 Mann verloren. — —

Die Wirkung dieses Gefechts bei Coronel in der Welt ist ungeheuer. Seit hundert Jahren zum erstenmal ist das stolze, mächtige England zur See besiegt worden. Zwei Panzerkreuzer und 1600 Mann verloren. England stellt bis auf weiteres den gesamten Seeverkehr nach Südamerika ein. In England ist alles niedergeschlagen. Die Amerikaner verhöhnen in ihren Zeitungen offen die geschlagenen Engländer.

Graf Spee ist uneingeschränkt glücklich. Hören wir, was er selbst damals schreibt und sagt! In einem Brief an seine Frau: „Du kannst Dir kaum vorstellen, welche Freude überall bei uns herrscht. So haben wir doch wenigstens etwas zum Ruhm unserer Waffen beitragen können..." In zwangloser Unterhaltung sagt er: „Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer; ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten."

Beim Eintreffen der Siegesnachricht von Coronel an der Westfront wird begeistert das Deutschlandlied angestimmt. Der Seesieg von Coronel reiht sich würdig ein in die große Zahl der Seeschlachten der Weltgeschichte! —

Graf Spee beschließt, den chilenischen Hafen Valparaiso anzulaufen, einmal, um sich über die Lage in der Welt zu unterrichten, ferner, um durch sein und

seiner Schiffe Erscheinen den Engländern das Maul zu stopfen. Am 3. November ankern die Kreuzer „Scharnhost", „Gneisenau" und „Nürnberg" in Valparaiso.

Mit ehrlicher, stürmischer Begeisterung wird der Sieger von Coronel von den dort lebenden Deutschen und der chilenischen Bevölkerung gefeiert. Graf Spee lehnt bescheiden alle Ehrungen ab. Aber er kann nicht verhindern, daß er, wo er auch auftaucht, achtungsvoll begrüßt wird. Tagesgespräch sind bei Freund und Feind Graf Spee und sein Sieg von Coronel.

Josef Buchhorn widmet der „Seeschlacht von Santa Maria" die Dichtung:

Santa Maria vor Coronel...
Aus Chile stammen die Lettern,
und klingen, als wären sie deutsch, doch so hell
seit dem Sieg über die britischen Vettern.

Santa Maria vor Coronel...
Die Schrift wird nimmer vergessen.
Die „Gneisenau" war und die „Scharnhorst" zur Stell',
sich mit feindlichen Schiffen zu messen.

Santa Maria vor Coronel...
Da funkten unsre Granaten
in das fallende Dunkel wuchtig und hell
die seetüchtige Art unsrer Maaten.

Santa Maria vor Coronel...
Kein deutsches Blut ist geflossen,
weil unsre Kreuzer sicher und schnell
die „Goodhope" und die „Monmouth" zerschossen.

Santa Maria vor Coronel...
Dank war's für englische Tücke.
Die „Gneisenau" war und die „Scharnhorst" zur Stell',
und ein Graf von Spee, entschlossen und schnell,
stand auf der Kommandobrücke.

Santa Maria vor Coronel...

Da ein Kriegsschiff eines kriegführenden Staates nur 24 Stunden in einem neutralen Hafen verweilen darf, läßt Graf Spee am 4. November die Anker lichten. Auf neue Fahrt geht es, wieder an den Feind. Ziel ist und bleibt, dem Gegner Schaden zuzufügen, alles einzusetzen für den Sieg der deutschen Waffen. Ob damals auch nur einer von den „Grauen Wölfen des Grafen Spee" geahnt hat, daß er am 4. November 1914 von Valparaiso aus seine letzte Fahrt antreten würde?!

Dienstag, 8. Dezember 1914 . . .

Wieder wird Kaperkrieg auf feindliche Handelsschiffe geführt. Manche gute Prise kann eingebracht werden. Doch der Engländer ruht nicht, kann ja nicht ruhen, wenn er nicht sein Ansehen in der Welt einbüßen will. Er sammelt mit Japanern und Franzosen seine Streitkräfte, um zum letzten entscheidenden Schlag auszuholen, zum Schlag, der ein für allemal den Grafen Spee und sein tapferes kleines Geschwader vernichten soll.

Ende November umschifft Graf Spee das bei allen Seeleuten gefürchtete Kap Horn. Das Wetter verschlechtert sich ständig. Sturm kommt auf und verlangsamt die Fahrt der Schiffe. Kalt ist es geworden. Eisberge treiben vorbei. Spee läuft die Picton-Inseln an, um Kohle aufzunehmen. Dieser Aufenthalt und der Verlust kostbarer Tage durch die wilden Stürme sollten dem Grafen Spee und seinem Geschwader zum schweren Verhängnis werden.

Sonntag, 6. Dezember 1914: Sitzung des Stabes und der Kommandanten der Schiffe beim Geschwaderchef. Spee gibt seine letzten Befehle. Er beschließt, den englischen Stützpunkt bei den Falklandinseln aufzusuchen und zu vernichten. Spee glaubt nicht, daß dort starke englische Streitkräfte liegen. So kann man es wagen. Zwar hat der Kommandant der „Gneisenau", Kapitän zur See Maerker, Bedenken; aber es bleibt bei dem Entschluß des Geschwaderchefs.

Am Dienstag, dem 8. Dezember 1914 — es ist ein klarer, kalter Wintertag — kommen die Falklandinseln in Sicht. „Gneisenau" und „Nürnberg" sollen die Zerstörung der Anlagen vornehmen. Sie sind noch nicht dort angelangt, als schwarze Rauchwolken aufsteigen: Die Engländer mit starken Streitkräften! Spee befiehlt, sich zu sammeln und eine Schlacht zu vermeiden. Der Überfall ist mißlungen.

Bald gelingt es dem Admiral festzustellen, daß sein englischer Gegner sich in großer Übermacht befindet. Nur zwei Namen: Panzerkreuzer „Invincible" und Panzerkreuzer „Inflexible", beides Schiffe der englischen Heimatflotte, die den deutschen Kreuzern weit überlegen sind! Sie haben 30,5-cm-Geschütze, während Spee nur 21-cm-Geschütze zur Verfügung stehen.

Graf Spee versucht zu entweichen, da es Wahnsinn wäre, diese Übermacht anzugreifen. Aber der Feind ist schneller. Spee muß die Schlacht annehmen. Mutlosigkeit gibt es nicht. Entschlossen schauen die Deutschen dem Tod ins unerbittlich harte Angesicht. Sie werden fechten, siegen oder — fallen; aber die deutsche Flagge soll in Ehren bestehen, sie wird nicht vor vielfacher Übermacht heruntergeholt!

Die „Inflexible" eröffnet das Feuer. Spee gibt den kleinen Kreuzern „Dresden", „Nürnberg" und „Leipzig" folgenden Befehl: „Entlassen — versuchen zu entkommen." — Er selbst wirft sich mit der „Scharnhorst" und der „Gneisenau" dem Feinde entgegen, um, wenn möglich, die kleinen Kreuzer zu retten.

Der Endkampf beginnt. Obwohl die englischen Kreuzer mit ihren Geschützen eine viel größere Reichweite besitzen als die deutschen, gelingt es, der „Invincible"

verschiedene Treffer beizubringen. Für eine Stunde ruht der Kampf, da der Engländer aus der Reichweite der deutschen Geschosse kommen will.

Dann sprechen wieder die Geschütze ihre verderbenspeiende Sprache. Mit todesmutiger Entschlossenheit und Kampffreudigkeit kämpft Graf Spee mit seinen Leuten. Der Engländer versucht immer — größtenteils mit Erfolg! — außerhalb Schußentfernung der deutschen Rohre zu bleiben. Langsam, aber sicher wird das Flaggschiff „Scharnhorst" zusammengeschossen. Mann auf Mann fällt. Die anderen schießen weiter. Mitten im Gefecht funkt Spee an den Kommandanten der „Gneisenau": „Sie haben doch recht gehabt!"

Um die „Gneisenau" zu retten, nimmt Spee volle Fahrtrichtung auf den Feind. Er will torpedieren. Aber Kapitän zur See Maerker will nicht feige und unwürdig eines Grafen Spee sein; er feuert weiter. Nun ist das Ende da! Die „Scharnhorst" gleicht einem Sieb. Die Aufforderung des englischen Admirals Sturdee, sich zu ergeben, bleibt unbeantwortet. Am Nachmittag des 8. Dezember 1914, 4 Uhr 17 Minuten, geht die „Scharnhorst" mit ihrem heldenhaften Kommandanten und Geschwaderchef Maximilian Reichsgraf von Spee mit wehender deutscher Kriegsflagge unter.

Tiefes Schweigen... Dann setzt die „Gneisenau" das Feuer fort. Bis auch hier das Ende da ist. Um 5 Uhr 20 Minuten befiehlt der Kommandant wegen Munitionsmangel: „Schiff klarmachen zum Versenken!" Der Befehl wird ausgeführt. Unter dem Gesang des Deutschlandliedes versinkt auch dieses stolze deutsche Schiff für immer in den eisigen Fluten. 187 Offiziere und Mannschaften können gerettet werden. Der englische Admiral funkt an den ältesten Offizier der „Gneisenau", Korvettenkapitän Pochhammer: „Wir fühlen alle, daß die „Gneisenau" höchst tapfer bis zum Schluß gekämpft hat. Ihr Admiral, Ihre Kommandanten und Offiziere haben würdig bis zum letzten Augenblick ihre Vaterlandspflicht erfüllt." —

Und das Schicksal der anderen deutschen Kreuzer des Speeschen Geschwaders?! Die „Dresden" wird nach hartem Kampf, angegriffen von drei englischen Kreuzern unter schnöder Verletzung der Neutralitätszone, wehrlos, vom Kommandanten versenkt. Der „Leipzig" geht es ähnlich. Hier ist der Todeskampf besonders heldenmütig. Sterbende fragen danach, ob die Flagge noch wehe. Die „Leipzig" versinkt mit ihrem Kommandanten, Fregattenkapitän Haun, und der ganzen Besatzung. Nur 18 Leute werden geborgen.

Heldisch ist auch der Untergang der „Nürnberg", auf welcher der eine Sohn des Grafen Spee dient. Fregattenkapitän von Schönberg, der Kommandant, gibt den Befehl zum Versenken, begibt sich auf den Kommandoturm und geht mit der „Nürnberg" unter. Mit wehender Flagge, hochgehalten von schwerverwundeten deutschen Soldaten, versinkt das Schiff. Die wenigen noch lebenden deutschen Offiziere und Mannschaften sterben getreu den Worten des Flaggenliedes:

„Und mit den Wogen kämpfend noch, der sterbende Pilot,
in seiner Rechten hält er hoch die Flagge Schwarzweißrot!"

Der erste Offizier des englischen Kreuzers „Kent" sagt über den Untergang der „Nürnberg": „Ich wünschte, meine Leute wüßten ebenso zu sterben, wenn es einmal zum letzten Augenblick kommt!"

Ein deutscher Dichter schreibt, erfüllt von namenlosem Weh:

Unser Auslandsgeschwader vor den Falklandsinseln vernichtet.

Das war ein Schlag, der traf.
Ob ihr auch meint, er war ja zu erwarten
und todgeweiht die Schar des Grafen Spee —
er traf. Auf andere Kunde harrten
wir aus der Übersee. —
Auf diese nicht! Obwohl ein scheues
Empfinden uns in stillen Stunden oft gesagt,
daß uns ein neues
Santa Maria nicht mehr tagt...

Fünf Schiffe aber auf dem Grund
des Weltmeers für die Ewigkeit gebettet,
mit Mann und Maus — und eins allein weidwund,
und noch dazu in eine unheilsichre Zukunft nur gerettet:
Das war ein Schlag, der traf...

Und hör' ich's zwanzig Male auch, es mußte sein,
ein Wunder nur, daß es nicht früher kam:
Ich jammre nicht; doch meines Schmerzes Pein
bezeug' ich ehrlich, wie's mich drängt und ohne Scham...

Sie haben sich, da es die Briten sagen,
schießt mir die Zornesröte ins Gesicht,
geschlagen, wie sich Deutsche schlagen, —
der kämpft und stirbt; doch er ergibt sich nicht!

Wir wollen keine Lobgesänge aus dem Munde,
der Gift trägt, wenn er atmet, in die Welt. —
Zu heilig ist die todgeweihte Stunde,
die unsre Heldenkreuzer uns zerspellt. —

Wir nur als Deutsche dürfen klagen
und unser Herzleid in die Hütten tragen,
wo Väter heute fehlen, und allein
ein junges Weib sich beugt vor stummer Pein...

Wir nur als Deutsche dürfen klagen
und einen Tag lang vor den Helden stehn,
dann mag ein neues Kämpfen, neues Wagen
und — neues Siegen über jene Schlacht vor Falkland gehn...

Das aber sollen heute alle Briten wissen:
Für jeden Toten aus der Schar des Grafen Spee,
die wir — noch einmal — nur mit schwerem Herzen missen,
und lange noch mit unverharschtem Weh —

für jeden Toten, der aus Licht und Glück
genommen, fordern zweie wir zurück. —
Und wehrst und wahrst du dich auch, stolzer Brite,
glaub' uns, denn unsre Pulse glühn,
wir fassen sie, und holten wir sie wagekühn
mit sichren Händen auch aus deiner Mitte —
dem Tag vor Falkland folgt ein neues Coronel!

Josef Buchhorn

Ihr Opfer ist nicht umsonst gewesen

Auf einer Anhöhe nahe bei Valparaiso steht ein schmuckloses Denkmal, geweiht den toten Helden des ostasiatischen Kreuzergeschwaders, die bei den Falklandsinseln mit ihrem Führer Graf Spee den Tod fürs Vaterland gestorben sind. Wir, die heute Lebenden, wir Deutschen des Dritten Reiches Adolf Hitlers, dürfen fragen: Ist denn das Opfer jener um Graf Spee umsonst gewesen? Und tausendfach, millionenfach dröhnt dieser Frage der Ruf entgegen: Nein! Auch für Graf Spee gilt das Wort: Er starb, damit Deutschland lebe!

Der Name „Spee" ist und bleibt unvergessen in der deutschen Geschichte für alle Zeiten. Ein kleiner, mehr äußerlicher Dank ist ihm dadurch abgestattet worden, daß man in vielen Städten Deutschlands Straßen und Plätze nach ihm benannt hat. Weit größer aber ist der Dank, der aus dem Herzen und mit dem Herzen spricht. Und dieser Dank sagt mit dem Dichter, daß neues Kämpfen und Siegen über jene Schlacht vor Falkland geht.

Was wollte denn Graf Spee mit seinem ganzen Leben und mit seinem heldenmütigen Sterben? Er wollte, daß Deutschland lebt! So bedeutet uns sein Tod heiligste Verpflichtung, alles einzusetzen, daß dieses Land, daß dieses unser geliebtes deutsches Volk in Ruhm und Freiheit bis an das Ende der Tage bestehe. Darum sind wir Deutsche, damit der Opfertod eines Grafen Spee nicht umsonst gewesen ist. Die deutsche Jugend nimmt das Erbe des Grafen Spee, greift das, was seiner müden Hand entglitten ist, auf, um es weiterzuführen für Deutschland.

Wenn wir heute mit Goethes unsterblichem „Faust“ über Spee sagen können: „Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn“, dann steht uns unsere Pflicht klar vor Augen. Diese Pflicht heißt: Deutschland. Für dieses Deutschland — höre es, toter Graf Spee! — aber leben wir, wollen wir mit ganzer Kraft kämpfen und arbeiten, für dieses ewige Deutschland, verkörpert in jedem deutschen Volksgenossen und in jeder deutschen Volksgenossin, wollen wir, wenn es die Stunde erfordert, auch freudig in den Tod gehen.

Denn es ist nicht nötig, daß wir leben, wohl aber, daß Deutschland besteht!



Otto Weddigen



URSULA COLELL

Weddigen und seine U-Boot-Kameraden

Bedeutung und Verpflichtung

Der Name „Otto Weddigen" und der seines erfolgreichen Unterseebootes „U 9" ist in unserer aller Gedenken fest eingemeißelt. — Technisch noch unvollkommen war ein U-Boot in damaliger Zeit, wie schwer hatte es daher der Kommandant eines solchen Schiffes, und wie hart mußte die Besatzung arbeiten! Nie hätten solche glänzenden Siege erfochten werden können, wie sie „U 9" gelangen, wenn nicht die glühendste Vaterlandsliebe die Kräfte bis zum Äußersten angespornt und nur ein Wille die Leute beseelt hätte: dem Vaterlande dienen zu können, seine Feinde zu vernichten, Frauen und Kinder vor Entbehrungen zu schützen! Wenn nicht Helden erstanden wären wie der junge Kapitänleutnant Otto Weddigen! — —

Unerreichbar, unfehlbar und völlig sicher dünkte sich die englische Flotte. Es sollte nur eine Nation wagen, das meerbeherrschende, stolze England anzugreifen! Die großen, leistungsfähigen Kreuzer, ausgerüstet mit den neuesten Maschinen und mit stärksten Geschützen, schienen die sicherste Gewähr für die Unbesiegbarkeit Englands auf dem Meere. Ein tollkühnes Spiel, mit dem sicheren Tode vor Augen, wäre es, diesen Schiffsriesen beizukommen. Das Feuer der englischen Geschütze würde sie zerschmettern, so daß innerhalb kürzester Zeit nur noch Wrackstücke auf dem Meere trieben...

Und doch! — — Eines Tages soll das Unfaßbare geschehen, soll ein winzig kleines Schiff das stolze England empfindlich treffen, sollen drei Riesenkreuzer an einem Tage dem Untergange geweiht sein. Ein kleines Unterseeboot, nicht länger als 50 m und nicht breiter als 4—5 m, vollbringt zum Erstaunen der ganzen Welt diese gewaltige Tat. Der Kommandant ist Weddigen. Die Mannschaft sind 26 tapfere deutsche Männer, die ihrem Vaterland solch großen Dienst erweisen dürfen. — Die Namen „U 9" und „Weddigen" sind seitdem in aller Munde. —

Otto Weddigen, Deutschland dankt Dir! Dein Name und der Name Deines tapferen Bootes sind in der deutschen Geschichte unvergeßlich geworden! Der Staat Adolf Hitlers, Großdeutschland, ehrt Euch Helden in ständigem Gedenken! Ihr seid uns Beweis dafür, daß Deutschlands Söhne, wenn es um das Heiligste, das Vaterland, geht, zu Helden werden! Die Jugend des Dritten Reiches sieht in Euch ihr Vorbild und bemüht sich, Eurem Leben und Sterben gerecht zu

werden, um später als ganze deutsche Männer das Vaterland zu verteidigen! Und das danken wir Euch, Ihr toten Helden! Das danken wir besonders Dir, Otto Weddigen, der Du so jung und doch so unendlich mannhaft in das ewige Reich einzogst, zusammen mit Deiner tapferen Mannschaft!

Jugendzeit

Im Lande Hermanns des Cheruskers, des ersten Deutschen, im Lande des tapferen Fürsten Widukind oder Wittekind, in Niedersachsen steht die Wiege des jahrhundertealten Patriziergeschlechts Weddigen. Der Name „Weddigen" wird auf das niederdeutsche „widu", das heißt „Wald", zurückgeführt. Tapfere Männer zählt die Familie, die sich als Vaterlandverteidiger, Ritter und Geistliche auszeichnen. Meist sind es jedoch Rechtsgelehrte, Kaufleute und Geistliche, die den Namen Weddigen in Ehren tragen und die ihn ihren Kindern verleihen.

Der Vater Otto Weddigens ist ein angesehener Bürger der Stadt Herford in Westfalen. Er ist Kaufmann und bekleidet das Ehrenamt eines Stadtrats. Auf seinen Rat und seine Meinung wird viel Wert gelegt. Seine Ehe ist sehr glücklich und mit vielen Kindern gesegnet, von denen Otto Weddigen das jüngste und elfte Kind ist.

Otto Weddigen wird am 15. September 1882 in Herford geboren und erhält in der Taufe den Namen „Otto Eduard Weddigen".

Die Eltern sind stolz auf den kleinen Erdenbürger. Sie dürfen es auch sein; denn der kleine Otto entwickelt sich allmählich zu einem prächtigen Burschen, für den es kein Hindernis gibt, das er nicht bewältigt. Alle Knabenspiele, die Mut und Gewandtheit erfordern, betreibt er leidenschaftlich, mit großer Hingabe. Seine Gespielen bewundern ihn, erkennen bald seine Macht an, und in fröhlicher Kameradschaft vergeht manch schöne Stunde eifrigen Spielens. Dabei stellt es sich dann heraus, daß Otto Weddigen bei gelegentlichen Streitfällen Richter sein muß. Wir wissen es von uns selbst, wie hoch Kinder einen Richter einschätzen. Er muß ganz besondere Tugenden aufweisen, wenn er so anerkannt werden will. Auf Otto Weddigen, seine Wahrheitsliebe und sein Gerechtigkeitsgefühl aber können sich die Knaben verlassen. Und sie ordnen sich seinen Urteilssprüchen gern unter.

An seinen älteren Geschwistern hängt Otto Weddigen mit zärtlicher Liebe. Besonders angetan hat es ihm sein Bruder Eduard, der Seeoffizier. Der Jüngste schwärmt im stillen von dessen Beruf; er stellt es sich herrlich vor, frei wie ein Vogel über die Meere zu fahren, mit Wind und Wellen zu kämpfen und zu siegen, fremde Länder und fremde Sitten kennenzulernen. Der kleine Mann kann es nicht erwarten, bis endlich seine Sehnsucht sich erfüllt.

Vorerst aber tritt die Schule in ihre Rechte. Die Sexta des Friedrich-Gymnasiums, das auch seine Brüder schon besucht haben, nimmt ihn auf. Die Schule ist eine bittere Notwendigkeit, der er sich beugen muß — sonst wäre der wilde Junge lieber draußen in Wind und Wetter, bei Spiel und Sport und lustigen Kameraden. Das Schönste an der Schule aber sind die Geschichtsstunden. Hier vergißt der Junge die ihn umgebende fesselnde Enge; hier erlebt er deutsche Geschichte, sieht er das Schicksal seines Volkes und das Leben deutscher Fürsten Könige und Kaiser sich erfüllen.

Dann kommt die erste Wende in seinem jungen Leben: die Einsegnung. Sein Vater und seine Mutter sind fromm. Daher findet die Einsegnung des Jüngsten in sehr würdiger Weise statt. Nun ist Otto schon älter. Bald hat die Schulzeit ein Ende. Dann öffnet sich das Tor der „Freiheit" für jeden Jungen.

Otto Weddigen hat recht! Die Schuljahre nach der Einsegnung verfliegen ihm. Mit dem Zeugnis für die Prima verläßt er die Schule. Gibt es denn noch einen Zweifel, welchen Beruf er sich erwählen wird?! Ich glaube nicht! Der erwachsene Junge ist seinen Kinderträumen treugeblieben.

Ausbildung

Die Eltern willigen ein. Otto Weddigen geht zur See. Am 10. April 1901 verläßt er das Elternhaus, zieht er zum ersten Male stolz die Seekadetten-uniform an.

Hart werden die Jungen herangenommen. Die erste Dienstzeit fällt den meisten sehr schwer. Otto Weddigen hält eisern durch. Seine Vorgesetzten schauen wohlwollend auf ihn, sind erstaunt über seine Tapferkeit, sein hohes Pflicht-gefühl, seine stetige Begeisterung für seinen Beruf und freuen sich mit ihm der Beliebtheit, die er bei seinen Kameraden genießt. Aus seiner Beliebtheit aber wird Bewunderung, als eines Tages Otto Weddigen unter den schwierigsten Verhältnissen einen Kameraden vom Tode errettet. Die Rettungsmedaille am Band ist der Lohn für seine tapfere Tat.

Keine Arbeit ist zu schwer für ihn. Keine Klage ertönt. Immer mehr geht der junge Mann auf in seinem Beruf. Die Bilder aus dieser Zeit zeigen einen schmucken Seekadetten in straffer Haltung und mit strahlenden Augen.

Dann kommt die Zeit des ersten Erlebens auf See. Er unternimmt Fahrten in die Ost- und Nordsee, später nach Westindien. Bereits im Jahre 1902 wird er zum Fähnrich zur See ernannt. Sofort geht es weiter! Er ist kein Streber; aber etwas Rechtes will er werden. Deshalb besucht er jetzt, um sich zu vervoll-kommnen, die Marineschule. Wie überall, so auch hier, wird er freundlich auf-genommen, besitzt er bald die Zuneigung der Lehrer und Kameraden. Man ist überrascht von seiner Sicherheit, seinem selbständigen Denken und gutem Be-

nehmen. Anschließend nimmt er an einem Offizierslehrgang auf der „Blücher" teil, dem sich ein Schießlehrgang anschließt.

Im Jahre 1904 wird ihm die große Auszeichnung zuteil, daß er unter Überspringung vieler Kameraden zum Leutnant zur See und wenig später zum Oberleutnant zur See ernannt wird. Aber kaum einer nimmt diesen „Sprung" übel. Wissen die andern doch, daß sie einen Vergleich mit ihm nicht aushalten. Außerdem bleibt er immer der alte, ist stets freundlich und guter Laune und wird nie stolz.

Zu den Leuten, die ihm nun unterstellt sind, ist er wie ein Vater. Er sorgt sich für sie und trägt die Verantwortung für ihr Leben mit seltenem Ernst. Aber auch die ihm gleichgestellten Kameraden haben ihn sehr gern. Er ist der beste, treueste Kamerad, ein ganzer Kerl, auf den man sich immer verlassen kann.

Im Ausland

Zu seiner größten Freude wird Weddigen im Jahre 1906 nach Ostasien befohlen. Es ist die erlebnisreichste Zeit seines — leider — so kurzen Lebens. — Er unternimmt Ausflüge ins Innere des Landes, befährt fremde Gewässer und Ströme. All diese großen Eindrücke nimmt er froh und staunend in sich auf. Seine Briefe in die Heimat geben hiervon beredten Ausdruck. Er hält nicht mit seinem Urteil zurück, schildert aber mit bestem Humor reizende Vorfälle, die sich auf dem Schiffe und zu Lande ereignen.

Er tut Dienst auf den Kanonenbooten „Tiger" und „Vaterland". Seine Haltung und sein Betragen sind dienstlich und außerdienstlich, wie immer, vorzüglich; seine Berichte sind musterhaft.

Aus jener Zeit sei ein Brief Weddigens in Tagebuchform wiedergegeben, da er uns den ganzen jungen und sonnigen Menschen vor Augen führt:

„Montag, den 9. September 1906 ...

Heute morgen Nantschang wieder verlassen, dieses Nest (Stinknest), in dem wir so manche interessanten Studien machen konnten. Schon gelegentlich unseres ersten Aufenthaltes machten wir drei Besuche beim Gouverneur von Kiangsi — nach chinesischer Sitte mit kolossalem Pomp. An der Landungsstelle — wenn man überhaupt davon reden kann — standen für uns und das chinesische Gefolge Stühle klar, von 4 Kulis getragene Sänften, die mit uns, von chinesischen Soldaten eskortiert, nach dem Yamen, der Wohnung des Gouverneurs, getragen wurden. Wie alle staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen Chinas, so war auch das ‚Regierungsgebäude' nach und nach vollständig auf den Hund gekommen; man sah deutlich, daß seit Jahren kein Handschlag zur Reparatur oder Reinigung getan sein konnte. Und das nennt sich Regierungsgebäude einer Provinz, die schätzungsweise an Ausdehnung so

groß ist wie Preußen und Bayern zusammengenommen! Wir frühstückten dort, was weniger schön als interessant war, und erhielten die Erlaubnis zur Besichtigung der Münze, die mir weniger unsauber schien als die von Nanking. Nebenbei hatten wir die Bekanntschaft mehrerer ‚Freunde' gemacht: Mr. Huh, Gebr. Dey, Photograph Yan... Die Herren luden uns zum Schluß zum chinesischen Diner in das erste Hotel ein, nach unseren Begriffen eine gänzlich verlotterte Opiumspelunke. Es gab etwa 16 merkwürdige Gänge mit Eßstäben zu essen, deren Gebrauch erst einige Übung erfordert; dazu gab's Bier aus Bremen und den berüchtigten Kaulian- und Samschu-Schnaps. Tafelmusik war natürlich auch da: Ein Zupfgeiger, der zu seinen wilden Tönen einen unser Ohr beleidigenden Gesang erschallen ließ. In dem Bewußtsein, einen interessanten Tag erlebt zu haben, gingen wir am nächsten Tag stromaufwärts... Als wir auf der Talfahrt Nantschang wieder passierten, fanden sich die Freunde kurz nach dem Ankern alle geschlossen wieder ein. Mittags hatten wir die Gesellschaft an Bord zum Tiffin, zusammen neun Personen. Es war sehr komisch, die Leute im Kampf mit dem Besteck zu beobachten. Den Nachbarn konnte man es zeigen und das Fleisch zurechtmachen; den anderen schien es einfacher, mit dem Obstlöffel die großen Fleischschnitten zu bearbeiten. Und da das nicht ging, bissen die Freunde nach Bedarf an dem Fleisch herum; wenn's auch schwer fiel, so glaubten unsere Gäste doch, dem Gastgeber ihre volle Befriedigung über das Mahl zum Ausdruck bringen zu müssen..."

Im U-Boot

Nach glücklich und erfolgreich verlaufener Ostasienfahrt kehrt Weddigen mit reichen Eindrücken und Erlebnissen in die Heimat zurück.

Jetzt beginnt die sein Leben entscheidende Ausbildungszeit in der U-Bootswaffe. Als junger Oberleutnant zur See wird er abkommandiert.

Da das Problem des U-Bootes immer noch nicht recht befriedigend gelöst ist und die damaligen U-Boote mit den späteren, viel vorteilhafter eingerichteten nicht zu vergleichen sind, erfordert dieser Dienst einen besonders geschulten Kommandanten, der neben genauem Wissen, praktischem Blick und Entschlußkraft auch über unbedingte Ruhe, große Kaltblütigkeit und eiserne Nerven verfügt.

Aus der ersten Zeit seiner Ausbildung auf dem U-Boot schreibt Weddigen an seine Eltern von Bord des Unterseebootes „U 4", auf dem er als Wachoffizier tätig ist: „... So sehr ich mich freue, wieder etwas um die Hand zu haben, so wird einem doch gruselig beim Einblick in solch modernes technisches Konglomerat... Vorläufig ist mein Kopf von den neu erdachten und komplizierten Einrichtungen noch verwirrt; das wird sich bei näherer Bekanntschaft schon geben..." —

Das Jahr 1910 bringt ihm in rascher Folge den Verlust seiner Eltern. Sie haben nichts mehr von seinen heldenmütigen Taten vernehmen dürfen; aber sie waren stolz, denn sie wußten, in ihrem Jungen steckt etwas Großes. So konnten sie beruhigt hinübergehen in eine bessere Welt...

Im Herbst desselben Jahres — Weddigen ist 28 Jahre alt — wird er zum ersten Male Kommandant von verschiedenen U-Booten: „U 4", „U 3", „U 5" und „U 9".

Nichts, und sei es die kleinste Arbeit, verrichtet Weddigen halb. Der Dienst auf dem Unterseeboot aber ist neue, angenehm-fesselnde Tätigkeit fürs Vaterland. In kurzer Zeit ist er einer der angesehensten Kommandanten, einer der besten Kenner der Unterseeboote.

Das Jahr 1912 zeitigt neue, verdiente Erfolge. Im April wird er zum Kapitänleutnant befördert. Noch im Laufe desselben Jahres erhält er für seine vorzüglichen Leistungen mit „U 9" den Roten-Adler-Orden 4. Klasse. — Wieder gibt es keinen unter seinen Kameraden, der ihm neidisch sein könnte. Alle, die mit ihm zusammenarbeiten, sehen seine Begeisterung, seinen Feuereifer, ständig Besserungen zu schaffen, und wissen, daß ihm äußere Ehrungen nichts sind, wenn er nur diese neue Waffe im Falle eines Krieges dem Vaterlande dienstbar machen kann. —

Ahnt er schon, zu welch großen Erfolgen er sein „U 9" führen soll?

Kurzes Eheglück

Wir schreiben das Jahr 1913. Die Welt ist äußerlich vollkommen ruhig. Ewiger Friede scheint eingekehrt zu sein; Handel und Wandel blühen. Aber es ist nur die Stille vor dem Sturm. In unterrichteten Kreisen herrscht die seltsame Stimmung der Erwartung kommenden Unheils und schwerer Zeiten unter dem Deckmantel äußerer Heiterkeit. Immer dunkler ballen sich die Wolken am politischen Himmel zusammen. Zwei Menschen aber gibt es, die die bleierne Schwüle nicht kümmert, die nichts vom aufsteigenden drohenden Gewölk sehen. —

Otto Weddigen und Irma Prencke. Auf der Kieler Woche, im Jahre 1913, lernen sie sich kennen. Er ein Mann, für den es bisher nichts als Dienst und Arbeit gab, sie ein fröhliches Hamburger Kind.

Weddigen wünscht ein Wiedersehen. Einer seiner besten Freunde, der Kapitänleutnant Hanne — der später auch den Heldentod fürs Vaterland stirbt — vermittelt eine Vorstellung bei den Eltern Irma Prenckes. — Wenn der Dienst ihm jetzt eine Urlaubszeit gestattet, benutzt Weddigen sie, um nach Hamburg zu fahren und bei der Familie Prencke Besuch zu machen. Von Hamburg aus werden gemeinsame Fahrten unternommen, die einmal in den Sachsenwald bis nach Friedrichsruh, dem Sterbe- und Begräbnisort des großen deutschen Kanzlers Bismarck — des Mannes, den Weddigen so verehrt — führen. Nach einem Haus-

bald bewirbt sich Weddigen bei dem Vater um die Hand der Tochter, und gern wird sie ihm zugesagt.

Nur im engsten Familienkreise wird die Verlobung gefeiert.

Während der zweiten Kieler Woche, im Jahre 1914, darf das Brautpaar wenige, aber herrliche Tage des Glücks verleben. — Dann überstürzen sich die Ereignisse in der Welt. Nach den Schüssen von Serajewo gärt und brodelt es allenthalben. Die Feinde stehen auf und geben sich endlich offen als Gegner Deutschlands zu erkennen. — Der 1. August 1914 bringt die Kriegserklärung.

Das Vaterland ruft seine Söhne. Weddigen weiß, nur wenige Tage noch, dann findet seine jahrelange Arbeit ihren Lohn, dann geht es heran an den Feind. Seine Braut macht er mit dem Gedanken einer Kriegstrauung vertraut.

Am 14. August 1914 findet die Hochzeit in der Garnisonkirche in Wilhelmshaven statt. Der Geistliche wählt zum Text seiner Predigt das alte Bibelwort: „Sei getreu bis in den Tod ..."

Zehn kurze Tage sind dem jungen Paare vergönnt. Weddigen genießt noch einmal gemütliche Behaglichkeit, schöne Räume und sonniges Wesen im eigenen Heim. Er weiß all dies zu schätzen, wenn er in die Zukunft schaut, wenn er an die engen Gänge und schmalen Kabinen auf seinem geliebten „U 9" denkt.

Sieggekrönter 22. September 1914

Nach Taten förmlich schreien die Schiffe und U-Boote der deutschen Kriegsflotte, dürsten die tapferen Mannschaften und ihre Offiziere.

Vorläufig gilt es, an „U 9" noch kleine Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen, bevor das Boot in See stechen kann.

Weddigen weiß daheim seine junge Frau, die sich um ihn sorgt und härmt, wenn sie auch ihm persönlich ein tapferes Gesicht zu zeigen versucht. Er schickt ihr deshalb folgende beruhigenden Zeilen: „Morgen früh 6 Uhr geht es für etwa 14 Tage in See. Gänzlich harmlos, keine Minengefahr. Nach Schluß meines Unternehmens, welches übrigens nicht sonderlich aussichtsreich ist, hoffe ich wieder nach Wilhelmshaven zu kommen." — —

Es soll aber ganz anders werden!

Am 22. September 1914 gelingt ein großer Schlag: „U 9" vernichtet die drei englischen Riesenkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy".

Vorerst wirkt die Nachricht erschütternd und lähmend; dann aber brechen sich die Gefühle Bahn. Jeder Deutsche trägt heißes Dankgefühl im Herzen und ist begeistert. Doch die Freude ist nicht laut, sondern innig, still und darum gerade tief. Das Verhalten des Auslandes kann sich jeder leicht vorstellen. Für England ist dieser Sieg des deutschen U-Boots ein niederschmetternder Schlag. Ein kleines deutsches U-Boot vernichtet drei der besten Kreuzer, Kreuzer, die so ausgerüstet sind, daß ein einziger Schuß von ihnen das Unterseeboot der Deutschen hätte zertrümmern und versenken können.

Man will Genaueres wissen über den Kampf! —

Der schicksalsschwere Tag, der 22. September, dämmert herauf: Der Morgen ist licht und klar, die See ruhig.

Gegen 6 Uhr früh sichtet „U 9" drei englische Kreuzer, stolze Schiffe der bisher unbesiegten englischen Flotte.

Kommandant Weddigen ist sich des Ernstes der Stunde bewußt. Jetzt heißt es: Die Ruhe bewahren und den Kopf kühl behalten! Die Befehle sind klar; kalt und nüchtern werden Vor- und Nachteile in Sekundenschnelle erwogen. Dann heißt es: „Klar zum Gefecht! Ran an den Feind ...!"

Die Mannschaft hat auf diesen Befehl gewartet. Die Ruhe des Kommandanten geht gänzlich auf sie über. Schnell und hemmungslos werden die Befehle ausgeführt.

Der erste der Engländer, der gesichtet wird, ist der Panzerkreuzer „Aboukir". — Groß und gewaltig liegt er im Blickfeld des Sehrohrs. Sausend schießt das erste Torpedo los, durchschneidet zischend die Wasserfläche; dann eine dumpfe Erschütterung ... Der erste Treffer! — Innerhalb von fünf Minuten neigt sich das Schiff und sinkt ...

Beim Feind hat man hiervon nichts bemerkt. Teilweise liegt die Mannschaft der „Aboukir" noch in den Hängematten; andere versehen ruhig ihren Dienst im Gefühl großer Sicherheit. Da, plötzlich, der Torpedoschuß! Kopflos tobt es durcheinander, wird ein Chaos. Es rettet sich, wer kann.

Die beiden englischen Schwesterschiffe kommen schnell näher. Sie vermuten, eine Mine habe die „Aboukir" zerstört. Sie setzen Rettungsboote für die mit den Wellen ringende Besatzung aus. Ein U-Boot vermutet man nicht.

Auf „U 9" aber arbeitet man weiter.

Das zweite Opfer ist die „Hogue". Die deutschen Torpedos treffen gut. Auch dieses stolze Schiff verschwindet in drei Minuten von der Oberfläche. Nun endlich geht den Engländern der Gedanke auf: Eine Mine war es nicht! Hier ist ein feindliches U-Boot an der Arbeit! — Flucht hilft nicht; es ist zu spät! In wieder drei Minuten ist das letzte der drei Schiffe versunken. Hilflose Menschen und treibende Trümmer sind die Überreste dreier stolzer Schiffe. Andere Schiffe nehmen die Überlebenden auf. Aber viel ist von der Besatzung der drei Kreuzer nicht übriggeblieben. Kaum ein Drittel von ihr kann gerettet werden.

„U 9" aber verschwindet, unbeobachtet, wie es gekommen. — —

Das Große ist geschehen! Das deutsche Unterseeboot „U 9" hat dem selbstherrlichen England bedeutenden Verlust an Kriegsgerät und ausgebildeten Leuten zugefügt. — Endlich ist es Weddigen gelungen, einmal im Kampfe zu stehen, nicht nur einem Feinde gegenüber, sondern gleich drei Feinden. Aber je stärker und je mächtiger der Gegner, um so mehr wachsen auch die Kräfte der Mannschaft des Unterseebootes und seines Kommandanten. Wie groß muß die Anstrengung gewesen sein, immer wieder im Kämpfen und im Siegen die Ruhe zu behalten, bis auch der letzte Feind geschlagen ist, und keinen Fehler zu be-

gehen! Dafür aber leuchten nun die Augen aller Leute in stolzer Freude, dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben. Vor allem aber haben sie der Welt gezeigt, daß die junge deutsche Marine so leistungsfähig ist und es auf einen Kampf mit dem stärksten Gegner ankommen lassen kann.

Und doch — wie bescheiden sind die Leute für sich selbst! Weddigen schreibt kurz nach Kriegsausbruch, daß nun eine heldische Zeit anbrechen würde, daß ein Ringen auf Leben und Tod begänne, an der die kleine, aber vorbildliche deutsche Marine auch ihren Anteil haben wolle. Nach dem großen Siege schreibt er die einfachen Worte an seine Frau: „Eisernes Kreuz erster und zweiter Klasse erhalten..." Kein Überschwang ist in den Worten, die doch soviel verraten! Er hat seine Pflicht getan. Und wenn das Vaterland ihn darum ehrt, ist er dankbar. —

Am Abend des 23. Septembers veröffentlicht das Wolffsche Telegraphenbüro die Nachricht, daß das Unterseeboot „U 9" unversehrt zurückgekehrt sei. So wenig bedeutend dies klingen mag, ist doch die Rückkehr unseres tapferen kleinen „U 9" gar nicht so einfach. Feindliche Zerstörer und Aufklärungsschiffe machen sich an die Verfolgung von „U 9". Es ist nicht leicht, unbemerkt davonzukommen, weil alle feindlichen Schiffe auf das U-Boot aufmerksam geworden sind und die Meldungen hin- und herlaufen. „U 9" dampft ab, mit „Volldampf voraus". Erst nachdem die holländische Insel Terschelling passiert ist, kann man die Funkmeldung an das Vaterland abstatten: „U 9" hat am 22. September morgens bei Hoek van Holland drei englische Panzerkreuzer vernichtet...!"

Die Heimat empfängt ihre Helden

„U 9" wird im heimatlichen Hafen begeistert empfangen. Alle Schiffe sind bewimpelt, von den kleinsten bis zu denen der Hochseeflotte. Und alle Kameraden erwarten ungeduldig Otto Weddigen.

Auch zahlreiche äußere Ehrungen erntet Weddigen mit seiner tapferen Mannschaft. Alle seine Untergebenen erhalten das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Weddigen werden das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, dazu Ordensauszeichnungen durch viele deutsche Landesfürsten verliehen.

Die große Zahl der eingesandten Glückwünsche ist kaum zu bewältigen. Sie legen Zeugnis ab von der tiefen, reinen Freude, die das deutsche Volk allenthalben seinem jungen Helden zollt. Seine Vaterstadt Herford ehrt ihren berühmten Sohn und läßt eine Gedenktafel an seinem Vaterhause anbringen. Eine neue Straße in Herford wird „Otto-Weddigen-Ufer" genannt; auch wird er zum Ehrenbürger ernannt.

Weddigen selber aber wird all der Dank, gemessen an seinen Taten, zuviel. Kennzeichnend ist das Urteil des Flottenchefs, Admiral von Ingenol, der ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse und später den Pour le mérite überreicht und der

schreibt, daß er die Freude habe, sich — nach solchen glänzenden Erfolgen — Weddigens großer Bescheidenheit zu erfreuen!

Wenn Weddigen mit seiner jungen Frau die Schwiegereltern in Hamburg besucht, muß seine Anwesenheit möglichst geheim gehalten werden; sonst setzt der Regen der Zuschriften und persönlichen Glückwünsche ein — und zwar in solchem Maße, daß sie kaum bewältigt werden können.

Zu neuen Taten bereit

Mitte Oktober 1914 ist „U 9" schon wieder fahrtbereit. Anfangs ereignet sich nichts Besonderes. Die Kameraden Weddigens vollführen kühne Taten, erringen schöne Siege und bewirken, daß vor allem die Engländer mit der neuen deutschen Kriegswaffe zur See, den Unterseebooten, rechnen müssen.

Schön ist es, wenn Weddigen sich neidlos über die Siege seiner Kameraden freut: „F. hat im Kanal voraussichtlich den ‚Niger' erledigt. Mächtige Freude hier. Freut mich besonders für ihn... Soeben telegraphiert F., daß er den ‚Niger' vernichtet hat. Schneidige Sache! Kannst Du an Frau F. eine Karte schreiben?" — —

Vom Oktober ab übernehmen die Unterseeboote auch den Kreuzerdienst. Es ist ihre Aufgabe, feindliche Handelsschiffe anzuhalten und zu versenken und damit dem Feinde die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden.

Daß die deutschen Kommandanten sich nach wie vor ritterlich gegen ihre Feinde verhalten, den Mannschaften Gelegenheit geben, sich vorher zu retten, ist für deutsche Offiziere selbstverständlich. —

Am 15. Oktober 1914 gelingt Weddigen ein neuer Schlag. Allerdings ist es diesmal bedeutend schwerer, dem Feinde einen Treffer beizubringen. Es ist auf der Höhe von Aberdeen, mittags 11 Uhr 58 Minuten, als der englische Kreuzer „Hawke" gesichtet wird. Sechs Stunden dauert der Kampf. Dann faßt ihn Weddigen endlich doch, und in sieben Minuten ist die „Hawke" versunken. Weddigen bedauert die Mannschaft, die sich schwimmend zu retten versucht. Er schreibt an seine Frau: „Die armen Kerle im Wasser taten mir leid. Sie sind zum Teil nach einiger Zeit von einem Dampfer übernommen worden und werden in ihrer Heimat schon davon berichtet haben, und von da wird die Kunde schon nach Deutschland gelangt sein." — „U 9" hat einen neuen Sieg errungen!

Dieser neue Sieg veranlaßt den kaiserlichen Kriegsherrn, dem Kommandanten von „U 9" den Pour le mérite zu überreichen, die höchste Auszeichnung, die es gibt.

Das königlich-ungarische Kriegsministerium, die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft und viele andere beglückwünschen Deutschland zu solchen Erfolgen und loben den Kommandanten Weddigen. — So zeitigen die Siege Otto Weddigens nicht nur Ruhm für seine besondere Kriegswaffe, das Unterseeboot, sondern sie verschaffen auch dem ganzen Vaterlande Ansehen und Achtung. — —

An Orden erhält Otto Weddigen:

das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse,
den Pour le mérite,
das Oldenburgische Kreuz 1. und 2. Klasse,
den Sächsischen Heinrichsorden,
den Bayrischen Militär- und Max-Josefs-Orden,
den Österreichischen Leopold-Orden mit der Kriegsdekoration, Ritterkreuz.

In Worten und Dichtungen feiert man den Helden Otto Weddigen, während dieser im eigenen Heim in Wilhelmshaven glückliche Stunden verlebt. Er nutzt die Zeit wie immer voll aus, genießt behaglich-schöne, warme Räume, Blumen und den ganzen Zauber einer gepflegten Häuslichkeit. Vollkommene Ruhe und Erholung hat er nach den anstrengenden Fahrten, Kämpfen und dem andauernden Dienst auch sehr nötig, wenn er gesund und kräftig wieder hinaus will, um weiter für den Sieg seines Vaterlandes zu streiten. Abgesehen von einigen Besuchen in Hamburg verlebt Weddigen die ganze Ruhezeit in Wilhelmshaven. Dann beginnt von neuem der Dienst fürs Vaterland.

„U 29"

Weddigen verläßt sein getreues „U 9". Im Februar 1915 wird er auf das viel größere und neuzeitlicher ausgerüstete Unterseeboot „U 29" kommandiert. Er äußert sich über sein neues Schiff folgendermaßen: „Das Boot ist in seinen Eigenschaften wunderschön... In Helgoland traf ich glücklicherweise noch ‚U 9' an und hatte Gelegenheit, mich von der alten Besatzung zu verabschieden... Die beiden Offiziere sind augenscheinlich in jeder Beziehung zusagend... Ich werde das Boot noch tüchtig eintrimmen. Den Leuten und Offizieren scheint dieser etwas schärfere Betrieb sehr zu gefallen. Das ‚Boot' hat schon viel gelernt."

Sonst lebt er sich wie immer schnell ein und verträgt sich mit seinen Offizieren ausgezeichnet. Er schreibt in einem Brief u. a.: „Alles sympathische Offiziere, die augenscheinlich auch mit mir einverstanden sind."

In dem nun einsetzenden Handelskrieg erringt Weddigen mit seinem neuen Boot auch neue Erfolge. Er stellt das Handelsschiff „Auguste Conseil", einen französischen Dampfer, und die Schiffe „Headland", „Andalusian", „Indian City" und „Adenwen".

Der Kapitän der „Indian City" erzählt, wie Weddigen ihn auffordert, die Flagge zu hissen. Darauf hißt auch das deutsche Unterseeboot seine Fahne, und der Deutsche fordert den Engländer in sehr gutem Englisch auf, sich mit der Besatzung in Sicherheit zu bringen, da er den Dampfer in Grund bohren wolle. Kaum haben die Rettungsboote das Schiff verlassen, wird dieses vom U-Boot

aus torpediert und sinkt in wenigen Minuten. Ein anderer englischer Kapitän erzählt später, wie sich Weddigen ihm gegenüber über seine Arbeit geäußert hat: „Wir tun nur unsere Pflicht, bemühen uns aber, Zivilpersonen nicht zu töten. Schiffe, nicht Menschen wollen wir vernichten!"

Immer weiter wagt sich Weddigen hinaus und wird der Schrecken der britischen Handelsschiffahrt. Oft ist das Entweichen äußerst schwierig; aber Weddigen kann sich auf seine Leute verlassen, die ihm begeistert und willig folgen. Oft bleibt er tage- und wochenlang aus, ohne daß irgendeine Nachricht das Vaterland erreicht; aber immer wieder kommt er glücklich zurück...

So macht man sich weiter keine Sorgen, als nach dem 13. März 1915 alle Meldungen über „U 29" ausbleiben. Schon so oft ist er doch glücklich wieder zurückgekehrt und hat seine Kameraden und das ganze deutsche Volk durch neue Siege erfreut. — Tage und Tage vergehen. Keine Nachricht von „U 29"! Nun macht sich allmählich doch ein Druck bemerkbar, besonders als von englischer Seite ohne jede nähere Erklärung behauptet wird, „U 29" sei versenkt.

Erst am 7. April 1915 entschließt sich der deutsche Admiralstab, folgende Meldung herauszugeben: „S. M. Unterseeboot ‚U 29' ist von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit seiner ganzen Besatzung untergegangen sein. Es muß danach als verloren betrachtet werden."

Lange Zeit dauert es, ehe die Deutschen diese traurige Nachricht begreifen. Man kann sie nicht glauben. Immer wieder tauchen Gerüchte auf, daß Weddigen doch noch lebe, daß „U 29" nicht auf dem Meeresgrunde versunken sei, daß dieser kühne und heldenhafte Kommandant nicht mit seinen tapferen Jungen ohne Kampf bis zum Äußersten jäh in den Wellen umgekommen sei. Eine Erklärung findet man nicht; sie soll sich erst nach dem Kriege finden.

Aber Otto Weddigen kehrt nicht wieder. Das Vaterland hat einen seiner tapfersten Söhne verloren. Doch sein Leben ist nicht umsonst, sein Kämpfen und Sterben nicht vergebens.

Ganz Deutschland trauert. Der oberste deutsche Kriegsherr, der deutsche Kaiser, schreibt an Frau Weddigen: „Es ist mir gemeldet worden, daß beim Untergang des von Ihrem Gatten geführten Unterseebootes auch die Orden Pour le mérite und sein Eisernes Kreuz erster Klasse in Verlust geraten sind. Ich bestimme, daß Ihnen die genannten Ordenszeichen als eine äußere Erinnerung an die Taten des heldenhaft vor dem Feinde Gebliebenen hiermit ersetzt werden, und bringe Ihnen bei dieser Gelegenheit noch ganz persönlich zum Ausdruck, wie sehr ich mit Ihnen den herben Verlust empfinde, den Sie erlitten haben. Sie haben Ihr Bestes für das Vaterland hergeben müssen. Möge Gottes Trost Ihnen zur Seite stehen und es Ihnen immer gegenwärtig bleiben, daß mit Ihnen das ganze Vaterland um Ihren Gatten trauert, der unvergänglichen Ruhm für sich und die Marine erworben hat und für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel der Kühnheit und ruhigen Entschlußkraft weiterleben wird."

Wie ist Otto Weddigen gestorben?

Erst lange Zeit später erfährt man Einzelheiten über den Untergang von „U 29".

Weddigen hat erfahren, daß bei den Orkney-Inseln England seine Flotte verborgen hält. Hier will er einsetzen und das Nest säubern. — Es fällt ihm nicht schwer, sich unbemerkt in die Nähe zu schleichen und ein Torpedo abzufeuern. — Aber die Engländer sind aufmerksam. Die „Malborough" sichtet das Sehrohr eines Unterseebootes, gibt der „Dreadnought" Bescheid, und sofort nimmt diese mit der größtmöglichen Geschwindigkeit Fahrtrichtung auf dieses Sehrohr. Um 1 Uhr 35 Minuten genau wird das Unterseeboot gerammt. Nur der Bug des Bootes hebt sich noch einmal aus dem Wasser empor. Und man kann deutlich die Zahl „U 29" erkennen. Dann geht das U-Boot mit der ganzen Besatzung unter. — —

Der Verlust dieses Schiffes und seines Kommandanten ist für uns äußerst schmerzlich; aber wir haben den Engländern gezeigt, was es heißt, ein Deutscher zu sein, als ein Deutscher zu kämpfen, als ein Deutscher zu sterben. — —

Otto Weddigen war ein Deutscher durch und durch. Ein Kamerad gibt in einfachen, schlichten Worten seiner Verbundenheit und der aller anderen Kameraden mit Weddigen Ausdruck, wenn er sagt: „Wir haben zueinander gestanden, wie nur zwei Männer können, die wahre Freunde sind. Wie oft habe ich mich so gefreut, daß er mir gegenüber so offen und ehrlich war. Ein gerader, braver und schlichter Mensch, frisch und schneidig, lustig und zu jedem Scherz aufgelegt, von bester Dienstauffassung und Pflichttreue durchdrungen. Das Ideal eines echten deutschen Offiziers! Wir Unterseebootsleute betrauern seinen Tod ganz besonders, weil er, aus unserer Mitte hervorgegangen, in gemeinschaftlicher Schule zum Krieg erzogen, der Unterseebootswaffe zu ungeahntem Ruhm verhalf, weil wir alle ihn uns zum Vorbild genommen hatten..."

Im ganzen Reich finden Trauerfeiern mit Gedenkreden und Beileidskundgebungen statt. Die deutschen Frauen und Mütter fühlen mit der jungen Witwe, verstehen sie in ihrem Schmerz. Ihr Trost aber ist: Er blieb auf dem Felde der Ehre! — Die Fürstin Herbert Bismarck läßt am Grabe des Alt-Reichskanzlers in Friedrichsruh einen Kranz niederlegen mit der Inschrift: „Dem Helden Weddigen." In seiner Heimatstadt werden in der Kirche, in der er eingesegnet wurde, würdige Trauerfeiern abgehalten; auch wird ihm hier ein Denkmal errichtet.

Vielleicht ist es gut so, daß der junge Held, der sein Vaterland über alles gestellt und über alles geliebt hat, den traurigen Ausgang und die herbe Enttäuschung des Krieges nicht mehr erlebt hat. Wir aber, die wir bis zum Schluß all das Trübe mitmachen mußten, gedenken seiner als des Soldaten des Vaterlandes, der in eiserner Pflichterfüllung in den Tod gegangen ist. —

Kommandant Weddigen und seine tapferen Leute sind unvergeßlich in der deutschen Geschichte.

Dichtermund formt am 7. April 1915 diese Strophen auf Otto Weddigen:

„Er schrieb mit seinen Taten
Sich in das Buch der Welt,
Zerbrach mit seinen Maaten
Den Ring um unsern Belt.

Er griff mit festen Pranken
Den Briten, wo er stand.
Beim ersten Ansturm sanken
Drei Panzer in den Sand.

Und weiter ungehindert
Durchfurchte er das Meer,
Hat Englands Macht gehindert,
Mehr als ein großes Heer.

Um ihn war Glück und Glänzen,
Und was er tat, gelang.
Von frischen Ruhmeskränzen
Umrauscht sein Lebensgang.

Aus jungem Lenzwind griff ihn
Des Schicksals Machtgebot
Und nahm mit Mann und Schiff ihn
In Meeresmacht und -not. —

Und faßt uns auch ein Schauer,
Weil er so früh schon fiel,
Ein Wort hemmt alle Trauer:
Ihm nach bis an das Ziel!"

Josef Buchhorn.

Es starben den Heldentod fürs Vaterland:

Der Kommandant des Unterseebootes „U 29“
Otto Weddigen,

Oberleutnant zur See	Brandon,
Leutnant zur See	Bruns,
Marine-Ingenieur	Gurnick,
U-Steuermann	Simon,
U-Maschinist	Friedrich,
U-Maschinist	Schulze,
U-Ober-Bootsmanns-Maat	Bergmann,
U-Bootsmanns-Maat	Faust,
U-Maschinisten-Maat	Grundmeier,
U-Maschinisten-Maat	Heyne,
U-Maschinisten-Maat	Kagel,
U-Obermaschinisten-Maat	Kaiser,
U-Maschinisten-Maat	Malz,
U-Maschinisten-Maat	Pinnow,
Funken-Telegraphie-Gast	Brzenk,
U-Heizer	Großmann,
U-Matrose	Hark,
U-Heizer	Heidel,
U-Obermaschinisten-Anwärter	Henke,
U-Maschinisten-Anwärter	Krähe,
U-Heizer der Reserve	Lauth,
U-Matrose der Reserve	Liborius
U-Heizer	Michalski,
U-Obermatrose	Nabitz,
U-Matrose	Paulsen,
Obermatrose der Reserve	Schmidt
U-Obermatrose	Schneider,
U-Obermaschinisten-Anwärter	Schröder,
Funken-Telegraphier-Gast	Schuhmann,
U-Heizer	Sliwinski,
U-Maschinisten-Anwärter	Waldow.

Ausklang

Kapitänleutnant a. D. Spieß, der seinerzeit als Wachoffizier auf „U 9" tätig war und der so am besten Gelegenheit hatte, seinen Kommandanten Weddigen als Vorgesetzten und Kameraden in Sicherheit und Ruhe, aber auch in härtesten Augenblicken der Gefahr kennenzulernen, schreibt, daß er sich freuen konnte, Wachoffizier auf „U 9" zu werden, da Weddigen schon 1911/1912 einen besonderen Ruf als erfolgreicher Kommandant und Torpedoschütze besaß. Er ist es auch, der uns von den technischen Schwierigkeiten, die die damaligen U-Boote zu überwinden hatten, erzählt.

Ehe ein U-Boot unter Wasser verschwand, vergingen immerhin fünf Minuten. Es ist klar, daß diese Zeit genügte, einen Torpedoschuß abzugeben und damit das U-Boot zu zerstören. Auch die Unterwasserfahrt, besonders das Tiefensteuer, versagte manchmal und war außerordentlich unsicher. Um das Boot in solchen Fällen gleichmäßig unter Wasser zu halten, wurde die Mannschaft unter den Kommandos „Voraus" und „Achteraus" mit schweren Bleigewichten durch das Schiff gejagt. So hing damals Sein oder Nichtsein des U-Bootes von seiner tapferen und gut ausgebildeten Mannschaft ab. — —

Am 22. September 1914 aber stach ein U-Boot in See, auf dem Offiziere und Mannschaften in langer, mühevoller Arbeit zusammengeschweißt waren zu einem Ganzen, dessen Seele der Kommandant war. Und wenn wir Weddigens gedenken, gedenken wir zugleich seiner tapferen Mannschaft. —

Kapitänleutnant a. D. Spieß schreibt, daß sich das Boot trotz laufender hoher Dünung auf Gefechtstiefe halten ließ. Er schildert uns, wie Weddigen beim Anblick des Feindes — nicht eines einzelnen Feindes, sondern mehrerer Feinde — eiserne Ruhe behielt, die sich auch seiner Mannschaft mitteilte, und daß er Befehle gab, als wenn es nicht Krieg, sondern nur eine Übung wäre. Befehl auf Befehl folgte. Torpedo auf Torpedo nahm seine Bahn durch das Meer und erreichte unfehlbar sein Ziel. Nacheinander sanken die drei englischen Kreuzer „Cressy", „Hogue" und „Aboukir" in die Tiefe... Und damit war ein Sieg errungen, der trotz der unzähligen Heldentaten deutscher Soldaten hell hervorleuchtete und der deutschen Unterseebootswaffe frischen Ruhm verlieh.

Die Begeisterung, als das Unterseeboot „U 9" glücklich in den Heimathafen zurückkehrte, ist heute noch nicht erloschen und loht bei dem Gedenken an Weddigen von neuem auf.

Noch einmal verrichtete „U 9" ganze Arbeit und versenkte die „Hawke", einen kleinen englischen Kreuzer. Dann aber ereilte Weddigen das Schicksal auf „U 29". Bei einem tollkühnen Angriff auf die Großmacht der englischen Kriegsflotte wurde „U 29" von dem Linienschiff „Dreadnought" gerammt.

Dem deutschen Volke starb damit ein geliebter und bewunderter junger Held zur See, ein tapferer Soldat der deutschen Armee und der Mann, der — wie Admiral Scheer schrieb — dem U-Boot zuerst Weg und Ziel gegeben hat.

MÜLLER-RÜDERSDORF

Max Immelmann, „Der Adler von Lille"

Als siegreicher Held des deutschen Luftkampfes im Weltkriege hat sich Max Immelmann die Unsterblichkeit errungen. Und die Soldaten unserer jungen Luftwaffe vor allem verehren ihn, der für das Vaterland den Kriegertod erlitt, als eines ihrer strahlenden Vorbilder. Mit Oswald Boelcke zusammen gilt er zudem als Bahnbrecher deutscher Luftkampftechnik. Insbesondere den Fliegern aller Welt bleibt sein Name geläufig. Er ist verewigt in dem „Immelmann-Turn", einer fliegerischen Leistung, die jeder Kampf- und Kunstflieger zu bewältigen hat. Sie besteht in einem Hochreißen des Flugzeuges mit gleichzeitiger Wendung von 180 Grad. Immelmann schuf diese Übung und bewies schon damit leuchtend seinen soldatischen Wagemut und Schneid.

In seiner Tätigkeit als einer der ersten erfolgreichen Kampfflieger auf dem westlichen Kriegsschauplatz erwarb sich Immelmann durch seine kühnen, sieghaften und bahnbrechenden Heldentaten im Luftkriege nicht nur die Verehrung des gesamten deutschen Volkes, sondern auch die Bewunderung seiner Feinde, die im Luftkampfe Deutschland gegenüber in beträchtlicher Überzahl waren.

Schon nach seinen ersten Erfolgen heißt Immelmann bei den Franzosen der „Himmelmann", während ihn die Engländer den „Überhabicht" nennen. Sein gefürchtetes jähes Herabstoßen auf den Gegner trägt ihm diese Bezeichnung ein, die wie jene wahrlich eine treffende Ehrenbezeichnung ist. Auf dem ganzen Kriegsschauplatze hüben und drüben wird ihm aber bald der stolze Beiname „Der Adler von Lille" gegeben.

*

Ein Sohn des arbeitsamen, wendigen und mutigen mittelsächsischen Volkes, wird Max Immelmann am 21. September 1890 in Dresden geboren. Sieben Jahre zählt er erst, als ihm der Vater stirbt. Noch inniger als vorher folgt er fortan der mütterlichen Leitung und Weisung. Mit welch rührender Liebe er an seiner Mutter hängt, beweist er später am schönsten durch eine Sammlung von Briefen an sie, die er uns bei seinem frühen Heldentode hinterläßt. Deutlich offenbart er aber auch damit seine tief-innerliche Art, sein seelenvolles Erfassen und überlegtes Bedenken der Ereignisse und Dinge, die ihm nahekommen. Und wir erkennen vor allem daraus, daß es keineswegs Kampflust ist, die ihn in seinem Soldatentum lenkt und anspornt, sondern der brennende Wille und der Drang, für sein Vater-

Deutsche Männer. Hrsg. v. Frz. Lüdtke u. Müller-Rüdersdorf. Bdch. 23. 3. A. Leipzig 1941. Fr. Brandstetter

land und das deutsche Volk, dem er angehört, auf dem ihm besonders zusagenden Gebiet der Jagdfliegerei im Verteidigungskampf opferfreudig immer und immer wieder sein Leben einzusetzen.

Da er Offizier werden soll, wird Max Immelmann Kadett. Nach sechs Jahren Fähnrich geworden, schickt ihn sein Eisenbahnregiment im Sommer 1911 auf die Kriegsschule in Anklam in Pommern. Er kommt hier an die denkwürdige Stätte, die durch einen Bahnbrecher des deutschen Flugwesens geweiht ist. Etwa fünf Jahrzehnte vorher hat auf dem Anklamer Übungsplatz Otto Lilienthal seine ersten kühnen Flugversuche mit dem von ihm selbst hergestellten Segelflugzeug unternommen.

Die Vorliebe für die Technik, die in Immelmann schon in früher Kindheit erwachte, wird hier durch das Bekanntwerden mit Lilienthals großer Lebenstat gesteigert. Die Anklamer Zeit bewirkt, daß der junge Immelmann sich von seinem Eisenbahnregiment beurlauben läßt, Student der Dresdener Technischen Hochschule wird und bald danach ganz aus dem Soldatendienst ausscheidet. Und so eilig hat er es, seinem inneren Rufe zu folgen, daß er trotz der erfolgreichen Prüfung auf der Kriegsschule nicht einmal seine bevorstehende Ernennung zum Leutnant abwartet.

Fleißig und mit aller Willensanspannung bildet er sich auf der Hochschule im Maschinenbau aus. Die praktische Ertüchtigung findet er während seiner Freizeit in mehreren Fabriken.

Begeistert fährt er als einer der ersten auf dem Motorrad, dessen Zusammensetzung er genau kennt, das er sich allein in Ordnung bringt und mit dem er weite Fahrten — auch durch Belgien und Frankreich — unternimmt.

Als eifriges Mitglied eines Turnvereins macht er seinen Körper gelenkig, geschickt und stählern. Doch auch sonst erzieht er Körper und Geist durch seine wahrhaft spartanische Lebensweise zu besonderer Leistungsfähigkeit.

Am 1. August 1914 bricht der Weltkrieg aus.

Auf einem Spaziergang am 10. August kommt ihm — den es kränkt, nicht jetzt draußen gegen den Feind mitkämpfen zu können — eine Bekanntmachung der Inspektion der Fliegertruppen zu Gesicht. Danach werden junge Männer, die Flugzeugführer werden wollen, gesucht. Sofort meldet sich Immelmann auf diesen Aufruf hin. Mit freudigem Hoffen erwartet er den Bescheid. Aber er hofft monatelang vergeblich. Als er eines Tages nachforscht, erfährt er nur, daß bei der Flugwaffe ein zu großer Andrang herrscht und kaum Aussicht besteht, daß er angenommen wird.

Inzwischen jedoch, am 18. August, wird er zu seinem Eisenbahnregiment einberufen. Als Degenfähnrich muß er Heimatdienst tun, was ihn sehr mißmutig stimmt. Nun versucht er, wenigstens zur Infanterie versetzt zu werden. Aber auch das glückt ihm nicht.

Recht niedergedrückt tut er weiter seine Pflicht als Eisenbahnsoldat. Da erhält er, nachdem bereits ein volles Vierteljahr seit seinem Gesuch an die Militärbehörde

wegen Aufnahme als Flieger verstrichen ist, zu Beginn des November unvermutet die Anfrage: „Legt der Antragsteller noch Wert auf Ausbildung?"

„Selbstverständlich, sehr großen Wert sogar!" ist ungefähr die Antwort, die Immelmann mündlich der Fliegertruppe gibt, zu der er ohne Säumnis fährt.

Und jetzt wird ihm sein Herzenswunsch erfüllt. Kurze Zeit danach befindet er sich zu seiner Ausbildung als Flieger in Berlin-Adlershof.

Bei der Schulung als Flieger ist Immelmann nicht mehr als ein guter Durchschnittsschüler. Und kurz bevor er an die Front geschickt werden soll, hat er großes Pech und macht „restlosen Bruch".

Die Folge ist, daß er vorläufig zurückgestellt wird und sich eifrig im Landen üben muß. Doch sein starkes Zielbewußtsein und seine stählerne Beharrlichkeit helfen ihm auch dies Mißgeschick verhältnismäßig leicht überwinden.

Im Vorfrühling 1915 geht es dann endlich in das westliche Kampfgebiet. Allerdings darf er sich hier nicht sofort als Flieger betätigen, sondern kommt auf etwa vier Wochen zu einem Flugpark, dessen Lastwagenabteilung ihm unterstellt wird und bei dem er der Wirtschaftsleiter eines kleinen Landgutes ist.

Im April erreicht er jedoch glücklich sein Ziel: Er wird einer Feldfliegerabteilung zugewiesen.

Zwar hat er nach dem ersten Flug über den Feind erneut Pech, indem er beim Landen „Bruch macht". Doch ficht ihn das jetzt nicht mehr an.

Bei der neuen Fliegertruppe, zu der er bald versetzt wird, nachdem man seine besondere fliegerische Fähigkeit erkannt hat, bringt er mit Oswald Boelcke zusammen die junge deutsche Jagdfliegerei schnell zu hoher Entwicklung.

Aufnahmen hinter der feindlichen Linie zu machen, ist die schwierige Aufgabe, die er mit seinen ersten größeren Flügen zu erfüllen hat. Und sie erweist sich als äußerst gefahrvoll, weil er mit seinem Beobachter dem feindlichen Gewehr- und Geschützfeuer ausgesetzt ist, ohne selbst bewaffnet zu sein.

Sein Kamerad Boelcke überrascht dann eines Tages seine Abteilung, indem er in sein Flugzeug ein Maschinengewehr einbaut, das einem erlegten französischen Flugzeug entstammt.

Und bald danach erhält Boelcke von der Heeresleitung ein wirkliches Kampfflugzeug, das gleich ein Maschinengewehr in sich trägt, zur Verfügung gestellt. An Immelmann tritt er sein bisheriges, von ihm wehrhaft gemachtes Flugzeug ab.

Gleich beim ersten Arbeiten damit aber zerschießt ihm ein gegnerischer Flieger den Benzintank, so daß er zur schnellen Landung gezwungen wird. Abermals übergibt ihm Boelcke sein Flugzeug, da ein weiteres neues eingetroffen ist.

Fernaufklärungen sind des wagemutigen Fliegers Pflichten für die nächste Zeit.

Im Juli 1915 wird er zum Leutnant befördert. Und dann darf er endlich, was er sich schon lange heiß gewünscht hat, als Kampfflieger tätig sein.

In seinem schußtüchtigen Einsitzer bringt er bald den ersten Feind zur Strecke, indem er ihn zum Landen in der deutschen Kampflinie zwingt. Er selbst geht neben ihm nieder. Immelmann schreibt darüber: „Jetzt sah ich erst, daß er am linken Arm verwundet war. Ich half ihm beim Aussteigen und legte ihn ins

Gras, zog ihm die Handschuhe aus und schnitt die Ärmel von Lederrock, Uniform und Hemd auf. Der Unterarm war durchschossen. ... Ich schickte sofort nach einem Arzt. Als ich den erbeuteten Apparat unter militärische Bewachung gestellt hatte und den Verwundeten in ärztlicher Behandlung und Obhut wußte, flog ich wieder ab, um meine Maschine nach Hause zu bringen."

Ja, das ist unser Immelmann: ein wahrhaft ritterlicher, edler Kämpfer, der auch dem wehrlosen, hilfsbedürftigen Feinde gegenüber nie seine Menschenpflicht vergißt und um ihn wie um einen leidenden Kameraden besorgt ist! Echt deutsche Kriegerart bezeugt er dadurch. Und er gibt dem Gegner den strahlenden Beweis, daß der deutsche Soldat alles andere als grausam ist und dem Feinde nur so lange körperlichen Schaden zuzufügen sucht, solange dieser selbst gegen ihn kämpft. Das Eiserne Kreuz I. Klasse, das Immelmann erhält, beglückt ihn wie keine andere Ehrung. Wie hoch er sie einschätzt und wie schlicht und bescheiden er sie entgegennimmt, offenbart er in den rührenden Zeilen an die Mutter: „Nun habe ich den schönsten Orden, den ein junger Offizier überhaupt bekommen kann. Ich will nichts dagegen haben, wenn Du die Tatsache, daß ich das EK. I bekommen habe, in gewöhnlicher Weise bekanntmachst. Keinesfalls aber darfst Du ein Bild von mir an irgend jemand geben, daß ich dann womöglich in einem Blatt erscheine. Auch die Kampferzählung ist nur für Dich bestimmt, nicht für die Zeitung."

Das erstemal im deutschen Heeresbericht wird Immelmann genannt, als seine Mutter Geburtstag hat. Daß die Mutter auf diese Weise Freude an ihm haben kann, dünkt ihn das reichste, innigste Geburtstagsgeschenk, das er ihr zu bieten vermag.

In der Folgezeit bringt der Heeresbericht noch mehrere Male, und zwar ziemlich schnell hintereinander, seinen Namen. Als deutscher Luftheld wird er dadurch in kurzer Zeit bekannt.

Anfang November 1915 schießt er den sechsten Feind ab.

Nach einer Reise in die Heimat setzt er im Januar 1916 seine Tätigkeit als Kampfflieger der Westfront fort.

Am 12. Januar wird er dann, ebenso wie Boelcke, mit dem höchsten deutschen Kriegsorden, dem Pour le mérite, ausgezeichnet.

Nach Immelmanns zwölftem Luftsieg richtet der Kaiser ein Handschreiben an ihn. Als er bereits die Zahl 12 niedergeschrieben hat, erhält er den Bescheid, daß Immelmann unterdes den dreizehnten Gegner abschoß. Er muß also aus der 12 eine 13 machen. Und wie behauptet wird, prägt er bei Empfang der Meldung das Wort: „Der Immelmann schießt schneller, als man schreiben kann."

Unzählige Ehrungen und viele Ordensauszeichnungen, auch seitens der verbündeten Türkei, erhält Immelmann noch in der ersten Hälfte des kriegswilden Jahres 1916. Auch wird er aktiver Offizier, und zwar nun Oberleutnant. Ja, raketengleich blitzt Immelmanns Heldenfeuer auf, steil ansteigend bis zum 18. Juni 1916! Um dann jäh zu verlöschen!

Ein gar schlimmer Trauertag wird dieser Sommertag für das deutsche Vaterland: Max Immelmann erleidet am 18. Juni 1916 den Kriegertod! Doch wie?

Es ist bereits neun Uhr abends. Da befindet sich Immelmann in gefährlichstem Kampf. Drei englische Flugzeuge streiten gegen ihn.

Tolles Maschinengewehrknattern erfüllt die Luft. Zweitausend Meter über der Erde schwebt Immelmanns Flugzeug. Da bricht es plötzlich mittendurch — so daß Rumpf und Tragflächen auseinanderreißen — und stürzt aus der gewaltigen Höhe herab.

Haben die Feinde ihn so arg getroffen, oder mutete er seinem Flugzeug zuviel zu?

Wir wissen nicht, wie das furchtbare Unglück kam!

Leblos wird unser Immelmann aus dem Trümmerhaufen seines Einsitzers herausgezogen.

*

Die Meldung vom Ableben des jungen Helden versetzt das ganze deutsche Volk in Trauer, doch nicht nur dieses.

Einen besonders innigen Beweis ihres Mitgefühls geben die englischen Flieger. Und sie bekunden, wie sehr selbst die Gegner den so früh Dahingegangenen schätzen. Kurze Zeit, nachdem Immelmann zu Tode gestürzt ist, wirft ein englischer Eindecker über dem Flugplatz der Deutschen an einem Fallschirm einen Kranz mit zwei daran befestigten Briefen ab. Der eine Brief enthält die Worte: „Zum Andenken an Leutnant Immelmann, unseren tapferen und ritterlichen Gegner, vom Königl. Britischen Fliegerkorps". In dem zweiten Briefe heißt es unter anderem: „Wir sind herübergekommen, um als Zeichen der Hochachtung, die das Britische Fliegerkorps für Leutnant Immelmann hegte, diesen Kranz abzuwerfen."

Fünfzehn Luftsiege hat Max Immelmann in seiner Heldenlaufbahn errungen. Kurz war diese Laufbahn. Aber sie bewies durch herrlichste Tatenfülle, was ein deutscher Mann und Soldat auch in knapper Zeit an Großem, Gewaltigem zu leisten vermag, wenn Fleiß, Ausdauer, Zielbewußtsein, stählerner Wille und heiliger Glaube an sein Werk ihn beseelen, wenn er das Wohl der Allgemeinheit und des Vaterlandes über sein eigenes Wohl stellt und wenn er es an der nötigen Selbstzucht nicht mangeln läßt.

MÜLLER-RÜDERSDORF

Manfred v. Richthofen, „Der rote Kampfflieger"

In Manfred v. Richthofen verehren wir den erfolgreichsten deutschen Kampfflieger des Großen Krieges. Am 27. März 1918 richtet der Kommandierende General der Luftstreitkräfte v. Hoeppner folgendes Telegramm an den Vater der beiden Brüder Richthofen: „Heute schoß Ihr Sohn Manfred seinen 71., 72. und 73. Gegner ab. Der 71. Sieg des Rittmeisters rundet die Zahl der Luftsiege Ihrer beiden Söhne auf 100. In dankbarer Bewunderung beglückwünschen mit mir die Luftstreitkräfte das Elternpaar der in ihren Leistungen so stolzen und in ihrem Wesen so bescheidenen Brüder. In vielen tausend deutschen Herzen werden heute die innigsten Wünsche für Ihre tapferen Söhne aufglühen."

Im August 1917 erringt die von Manfred v. Richthofen geführte Jagdstaffel 11 ihren 200. Luftsieg und wird an der Westfront das erste Jagdgeschwader in Dienst gestellt. Im Hinblick darauf schreibt der General der Luftstreitkräfte später: „In der Persönlichkeit des Rittmeisters v. Richthofen, der nach dem Tode Boelckes unser erfolgreichster Jagdflieger geworden war, erhielt das Geschwader einen Kommandeur, dessen stahlharter Wille zum rücksichtslosen Heranfliegen an den Feind sich bald auf jedes Glied des Geschwaders übertrug. Seine vornehme Bescheidenheit, sein offenes, ritterliches Wesen, sein militärisches Können verschafften ihm in der Armee ein unerschütterliches Vertrauen, das trotz seiner Jugend mit Ehrfurcht gepaart war." Und Ludendorff soll gar gesagt haben: „Richthofen hat mehr als eine Schlacht gewonnen. Er kommt dem Kampfwert von zwei Divisionen gleich." Als Manfred v. Richthofen die Jagdstaffel 11 übernimmt, streicht er sein eigenes Flugzeug rot an. Die Gegner, denen er höllischen Schrecken einflößt, sprechen von ihm als von dem „roten Teufel", dem „roten Baron" oder dem „kleinen Roten". Ein Buch seiner Kriegserlebnisse heißt danach „Der rote Kampfflieger".

So lebt der kühne, siegreiche Held, dessen Erfolge als schier übermenschlich erscheinen und dem eine stattliche Reihe der besten deutschen Jagdflieger ihre Heranbildung verdankte, in der Bewunderung und Verehrung unseres Volkes für alle Zukunft fort.

*

Bei Ausbruch des Weltkrieges steht der 1892 geborene und in Schweidnitz in Schlesien beheimatete Freiherr Manfred v. Richthofen als Leutnant bei den



Manfred von Richthofen



Militscher Ulanen, nachdem er zuvor Kadett in Wahlstatt bei Liegnitz war, an das die große Heldenschlacht gegen die Mongolen im Jahre 1241 erinnert und wo auch Feldmarschall v. Hindenburg zum Offizier vorgebildet wurde. Von Militsch aus rückt Richthofen ins Feld, gegen die Russen.

Gefährliche Erkundungsgänge, oft weit hinter die feindliche Vorpostenkette, sind seine ersten Kriegstaten an der Ostfront. Einmal bleibt er mit seinen Kameraden eine volle Woche fort. Den Eltern hat man schon seinen Tod gemeldet. Da taucht er plötzlich bei seinem Regiment wieder auf. Zäh und geschickt hat er sich durch die Vorhut der Kosaken durchgekämpft. Und wertvolle Meldungen kann er bringen. Doch bald kommt er an die Westfront. Da man dort eine Entscheidung erwartet, wird auch sein Regiment schleunigst dahin geschickt.

Kühne Ritte, die den jungen Ulanenoffizier mächtig begeistern, werden fast täglich gewagt. Durch Belgien geht es tief in Frankreich hinein, bis über Paris hinaus. Aber dann setzt eines Tages der Schützengrabenkrieg ein, und die frische, frohe Beweglichkeit nimmt jäh ein Ende. Auch die Ulanen müssen jetzt Infanteriedienst tun und in den Schützengraben gehen. Das ist ganz gegen Richthofens stürmische Art. Und das Festliegen macht ihm arges Unbehagen. Als er dann noch gar als Verpflegungsoffizier hinter die Front abkommandiert wird, hält er mit seinem Ärger nicht länger an sich.

Während seiner Ritte durch Feindesland sind ihm die ersten Flieger zu Gesicht gekommen. Die Fliegerei hat es ihm nun angetan.

In einem Brief, den er als Verpflegungsoffizier an seinen Kommandierenden General richtet und in dem er flehentlich bittet, sein Gesuch um Aufnahme bei der Fliegertruppe zu genehmigen, bemerkt er keck: „Liebe Exzellenz! Ich bin nicht in den Krieg gezogen, um Käse und Eier zu sammeln, sondern zu einem ganz anderen Zweck."

Der hohe Vorgesetzte hat Verständnis für den Kämpferdrang des jungen, mutigen Leutnants und erfüllt ihm wohlwollend seinen Wunsch.

Manfred v. Richthofen wird nun als Flugzeugbeobachter ausgebildet.

In seinem köstlichen Lebensbuch „Der rote Kampfflieger" schreibt er über diese Ausbildung und die ihr folgende Zeit: „Am 10. Juni 1915 kam ich nach Großenhain, um von dort aus an die Front abgeschickt zu werden. Natürlich wollte ich recht schnell 'raus; denn ich hatte Angst, ich könnte zu spät kommen. Flugzeugführer-Werden hätte drei Monate in Anspruch genommen. Bis dahin konnten wir längst Frieden haben. Also kam es nicht in Frage.

Als Beobachter mochte ich mich vielleicht in meiner Eigenschaft als Kavallerist ganz gut eignen. Denn nach vierzehn Tagen schickte man mich bereits 'raus, zu meiner größten Freude an die einzige Stelle, wo wir noch Bewegungskrieg hatten, nämlich nach Rußland.

Mackensen ging gerade seinen Siegeszug. Er war bei Gorlice durchgebrochen. Und ich kam dazu, wie wir Rawa-Ruska nahmen. Ein Tag im Armeeflugpark. Dann kam ich zu der trefflichen Abteilung 69, wo ich mir als Anfänger sehr dämlich vorkam.

Und jetzt kommt eigentlich meine schönste Zeit! Jeden Tag, vor- und nachmittags, konnte ich meine Aufklärung fliegen. Ich habe manche schöne Meldung nach Hause gebracht."

Sein engster Kampfgefährte, mit dem er an der Ostfront zusammen fliegt, ist der bereits als Rennreiter berühmt gewordene Graf Holck. Zu ihm fühlt sich Richthofen, der ihm im Wesen nahe verwandt ist, sehr hingezogen. Als guter Kamerad verewigt er ihn in seinem weitverbreiteten Erinnerungsbuch: „Manchen Aufklärungsflug flogen wir, wer weiß wie weit, Richtung Rußland. Nie hatte ich bei dem noch so jungen Piloten das Gefühl der Unsicherheit; vielmehr gab er mir im kritischen Augenblick einen Halt. Wenn ich mich umsah und in sein entschlossenes Gesicht blickte, hatte ich wieder noch mal soviel Mut wie vorher. — Je mehr sich die Gefahr erhöhte, um so reizvoller war es ihm. Also mittendurch! Mir machte es Spaß, mit einem so schneidigen Kerl zusammen zu sein."

Und an einer späteren Stelle heißt es über den tollkühnen Grafen, der auch inzwischen Jagdflieger geworden und den stärkste französische Übermacht am 30. April 1916 bei Verdun zum Absturz bringt — indes Richthofen, ohne helfen zu können, durch sein Fernglas das Unglück mit ansieht: „Mit Kopfschuß war Graf Holck senkrecht abgestürzt. Es ging mir sehr nahe. Denn er war nicht nur ein Vorbild an Schneid. Er war eben auch als Mensch eine Persönlichkeit, wie es nur wenige gibt." —

Leider hört auch an der Ostfront die Bewegung bald auf. Das Stilliegen ist nichts für Richthofen. Er strebt darum danach, hier schnell fortzukommen.

Zuerst treffen wir ihn nun an der belgischen Küste, in Ostende. Er dient hier bei der „Brieftaubenabteilung O". Hinter dem harmlosen Namen verbirgt sich das aus Großkampfflugzeugen bestehende erste deutsche Bombengeschwader. Richthofen nennt die Zeit, die sehr kurz ist, eine schöne Zeit. Sie vermittelt ihm vor allem beste Erfahrungen für sein künftiges Wirken als Kampfflieger.

Zu den Flügen an der Ostküste schreibt er unter anderem:

„Verwundet bin ich eigentlich nie worden. Ich habe wohl immer im entscheidenden Augenblick den Kopf weggenommen und den Bauch eingezogen. Oft ging mir ein Schuß durch beide Pelzstiefel, ein andermal durch meinen Schal, wieder einmal an meinem Arm durch den Pelz und die Lederjacke; aber nie hat es mich berührt."

Von Ostende geht es in die Champagne. Richthofen erzählt: „Die Champagneschlacht tobte. Die französischen Flieger machten sich bemerkbar. Wir sollten zu einem Kampfgeschwader zusammengestellt werden und fuhren am 1. Oktober 1915 nach. Im Reisewagen saß am Nebentisch ein junger, unscheinbarer Leutnant. Es lag auch kein Grund für ihn vor, besonders aufzufallen. Nur eine Tatsache stand fest: Er war von uns allen der einzige, der bereits mal einen feindlichen Flieger abgeschossen hatte — und zwar nicht nur einen, sondern schon vier. Er war sogar mit Namen im Heeresbericht genannt. Er machte auf Grund seiner Erfahrungen den stärksten Eindruck auf mich. Ich mochte mir noch so große Mühe geben, ich hatte bis dahin noch immer keinen zur Strecke gebracht. Jeden-

falls war mir noch keiner anerkannt worden. Zu gern hätte ich erfahren, wie dieser Leutnant Boelcke das nun eigentlich machte. So stellte ich an ihn die Frage: ‚Sagen Sie mal bloß, wie machen Sie's denn eigentlich?' Er lachte sehr belustigt. Dann antwortete er mir: ‚Ja, Herrgott, ganz einfach! Ich fliege eben 'ran und ziele gut! Dann fällt er herunter.' — Ich schüttelte bloß den Kopf und meinte, das täte ich doch auch, bloß daß er eben bei mir nicht runterfiele. Der Unterschied war allerdings der: Er flog Einsitzer und ich mein Großkampfflugzeug. Ich gab mir Mühe, diesen netten, bescheidenen Menschen, der mir ungemein gefiel, näher kennenzulernen. Wir spielten oft Karten zusammen, gingen spazieren, und ich fragte ihn aus. So reifte in mir der Entschluß: Du mußt selber einen Einsitzer fliegen lernen! Dann wird's vielleicht besser gehen! — Mein Sinnen und Trachten ging nun dahin, zu lernen, selbst den Knüppel zu führen. Denn ich war bisher immer nur Beobachter gewesen. — Es bot sich bald Gelegenheit, auf einer alten Klamotte in der Champagne zu schulen. Ich betrieb das mit großem Eifer und war nach fünfundzwanzig Schulflügen vor dem Alleinflug."

Doch so schnell, wie Richthofen erwartet, geht es auch bei ihm nicht. Auch ihm macht die Tücke des Schicksals schwer zu schaffen. Nachdem ihm am 10. Oktober der erste Alleinflug gelungen ist, muß er sich zwei Wochen darauf einer Prüfung unterziehen. Und in der Prüfung fällt er durch.

Er macht sich darum zur besseren, gründlicheren Ausbildung Mitte November nach Döberitz bei Berlin auf. Willensstark und zäh setzt er, den kein Mißerfolg, keine Widerwärtigkeit und keine Nichtswürdigkeit von Mißgünstigen erschüttern und abschrecken können, sein Bestes dran. Und am ersten Weihnachtstage 1915 kann er mit Erfolg seine dritte Prüfung als Flugzeugführer ablegen.

März 1916 setzt der große, harte Angriff auf Verdun ein. Manfred v. Richthofen nimmt beim Kampfgeschwader 2 als Flugzeugführer an den Luftkämpfen vor Verdun teil. Vorerst hat er noch einen Zweisitzer zur Verfügung. Mit ihm erringt er Ende April seinen ersten Sieg, der im Heeresbericht — allerdings ohne Nennung seines Namens — bekanntgegeben wird.

Recht erfinderisch, wie Richthofen ist, hat er sich selbst ein Maschinengewehr in sein Flugzeug eingebaut. Doch macht ihn diese Errungenschaft nicht zufrieden. Er sagt: „Von Anfang meiner Pilotenlaufbahn an hatte ich nur ein Streben, und das war: in einem einsitzigen Kampfflugzeug fliegen zu dürfen."

Dann aber bekommt er auch den Einsitzer, allerdings mit der Einschränkung, daß er ihn mit einem Kameraden abwechselnd benutzen muß. Denn Flugzeuge dieser Art sind zu der Zeit beim deutschen Heere noch äußerst knapp.

Dazu trifft ihn bald wieder das berüchtigte Fliegerpech. Und ganz derb trifft es ihn: Sein erster Einsitzer wird zu Bruch, schnell darauf auch der zweite. Und toll wirft das Kriegerschicksal Manfred v. Richthofen hin und her, ganz, als ob es ihn narren will.

Im Juni 1916 wird er zum drittenmal nach dem Osten versetzt. Als Führer bei Bombenflügen kämpft er diesmal in Rußland und muß dort auf Bahn-

anlagen, Brücken und feindliche Truppenstützpunkte vor allem seine Bomben abwerfen.

Doch etwa zwei Monate währt es nur. Dann kommt unvermutet die große Wende seines jungen Heldenlebens.

Aber lassen wir ihn selbst schildern: „Die Augustsonne war fast unerträglich auf dem Flugplatz in Kowel. Wir unterhielten uns mit den Kameraden. Da erzählte einer: Heute kommt der große Boelcke und will uns oder vielmehr seinen Bruder in Kowel besuchen. — Abends erschien der berühmte Mann, von uns sehr angestaunt, und erzählte vieles Interessante von seiner Reise nach der Türkei, von der er gerade auf dem Rückwege war, um sich im Großen Hauptquartier zu melden. Er sprach davon, daß er an die Somme ginge. Auch sollte er eine ganze Jagdstaffel aufstellen. Zu diesem Zwecke konnte er sich aus der Fliegertruppe ihm geeignet erscheinende Leute aussuchen. Ich wagte nicht, ihn zu bitten, daß er mich mitnähme, nicht aus dem Grunde heraus, daß es mir bei unserm Geschwader zu langweilig gewesen wäre — im Gegenteil, wir machten große und interessante Flüge —; aber der Gedanke, wieder an der Westfront zu kämpfen, reizte mich. — Am nächsten Morgen sollte Boelcke wieder wegfahren. Frühmorgens klopfte es plötzlich an meiner Tür, und vor mir stand der große Mann mit dem Pour le mérite. Ich wußte nicht recht, was er von mir wollte. Ich kannte ihn zwar, wie bereits erwähnt. Aber auf den Gedanken kam ich nicht, daß er mich aufgesucht hatte, um mich aufzufordern, sein Schüler zu werden. Fast wäre ich ihm um den Hals gefallen, als er mich fragte, ob ich mit ihm nach der Somme gehen wollte. — Drei Tage später saß ich auf der Eisenbahn und fuhr quer durch Deutschland direkt nach dem Feld meiner Tätigkeit. Endlich war mein sehnlichster Wunsch erfüllt, und nun begann für mich die schönste Zeit meines Lebens."

Mitte September fliegt Richthofen zum erstenmal im Kampfgeschwader, das Boelcke leitet. Außerordentlich viel gibt es hier zu leisten; denn der Feind ist den deutschen Fliegern um ein Mehrfaches an Zahl überlegen. In der Sommeschlacht ist er gar viermal so stark. Und doch macht das unsere deutschen Lufthelden nicht im mindesten besorgt. Im Gegenteil: Ihnen ist der Kampf gegen diese Übermacht nur um so reizvoller!

Richthofen ist begeistert von dieser Zeit an der Westfront. Vor allem, weil sie bestens zusammenstehen und -wirken, können die Männer um Boelcke sich hervorragender Erfolge freuen. Richthofen bemerkt dazu: „Der Geist des Führers übertrug sich auf seine Schüler. Wir konnten uns blindlings seiner Führung anvertrauen. Die Möglichkeit, daß einer im Stich gelassen wurde, gab es nicht. Und so räumten wir flott und munter unter unseren Feinden auf."

Überhaupt die Kameradschaft! Davon sagt Manfred v. Richthofen einmal, indem er auf sein gutes Zusammenarbeiten mit Immelmann zu sprechen kommt: „Kameradschaft ist die Hauptsache."

Doch dann kommt der trauerbittere Tag, an dem auch Boelcke den Kriegertod findet: der 28. Oktober 1916. Richthofen ist tief ins Herz getroffen von solch

schwerem Unglück. Er, der sein Entdecker, sein Wegbahner geworden, von dem er urteilen kann: „Es gab eben nur einen Boelcke", lebt und führt nicht mehr!

Doch geht es nicht an, trüben Gedanken nachzuhängen. Des Vaterlandes Bedrängnis mahnt zu steter Wehr. Nicht eine Tagesstunde darf diese abgeschwächt oder gar unterbrochen werden.

Darum stürzt sich auch Richthofen schnell wieder in den Kampf.

Erstaunlich wächst die Zahl seiner Luftsiege. Am 23. November schießt er, indem er Major Hawker, den „englischen Immelmann", zur Strecke bringt, den sechzehnten Gegner ab.

Doch dann muß er Abschied nehmen von den vertrauten Kameraden der Jagdstaffel Boelcke. Die Führung der Jagdstaffel 11 wird ihm übertragen. Nur ungern folgt er dieser ehrenvollen Berufung. Doch bereitet ihm die Auszeichnung mit dem Pour le mérite neue große Freude.

So ist Manfred von Richthofen Führer der Jagdstaffel, die er zu so hohem Ruhm bringt, wie Boelcke es vordem mit seiner Staffel gelang.

„Aus irgendwelchen Gründen kam ich eines schönen Tages auf den Gedanken, mir meine Kiste knallrot anzupinseln. Der Erfolg war der, daß sich mein roter Vogel jedem Menschen unbedingt aufdrängte", erzählt er in seinem Buch „Der rote Kampfflieger". Und hier betont er auch, daß der Feind ihm danach den Beinamen gab.

Der deutsche Heeresbericht meldet nun fast jeden Tag neue Luftsiege Richthofens. Einmal sind es sogar fünf Siege am gleichen Tage. Mit größtem Schneid und höchster Todesverachtung dringt Richthofen auf den Gegner ein, und seinen Kameraden erklärt er wiederholt: „Mir ist ein schneidiger Kerl, der mühsam seine Linkskurve dreht, aber dem Feind ans Leder geht, tausendmal lieber als der eleganteste Looping- und Schauflieger, den ich nicht über die Front bringen kann. Wir brauchen keine Luftakrobaten, sondern Draufgänger."

Hat fürwahr recht damit, der rote Kampfflieger, der das beste Vorbild abgibt! Denn todesmutige Kämpfer braucht Deutschland jetzt im Kriege weit, weit mehr als alles andere!

Sein Ganzes gibt Richthofen für sein Vaterland her. Und das Vaterland und der oberste Kriegsherr lohnen es ihm. Im März 1917 wird er außer der Reihe Oberleutnant und bald danach Rittmeister. Den 39. Luftsieg hat er bereits zu verzeichnen. Seinen 25. Geburtstag kann er, mit höchsten Ehren bedacht, im Großen Hauptquartier feiern.

Den 200. Sieg erringt die von Richthofen im Geiste Boelckes geführte Jagdstaffel im Sommer 1917.

Als dann — wie schon betont — die Westfront das erste Jagdgeschwader erhält, wird selbstverständlich Rittmeister v. Richthofen sein Kommandeur.

Immer größer wird die zahlenmäßige Übermacht der feindlichen Flieger. Zudem ist auch noch Amerika gegen uns aufgetreten. Doch Richthofen und seine Flieger werden mit allen Gegnern fertig. Wunder schier vollbringen sie in kühnstem und geschicktestem Draufgehen. Ein deutlicher Beweis dafür, wie gefürchtet Richthofen

und seine Helden sind, ist die Bildung eines Anti-Richthofen-Geschwaders der Engländer.

Achtzig Luftsiege erringt Manfred von Richthofen in schneller Folge bis gegen Ende April 1918.

Nun will er sich einen Heimaturlaub gönnen. Ehe er aber abfliegt, drängt es ihn noch einmal zum Kampf an die Front.

Und dieser Flug wird sein letzter. Sein Wort beim Tode Immelmanns: „Mit der Zeit kommt der Tod zu uns allen", bewahrheitet sich nun an ihm.

Zwar gelingt ihm noch der 81. Abschuß an diesem unheilvollen 21. April 1918; aber danach bringt man ihn über der feindlichen Linie selbst zum Absturz.

Mehreren unbestimmten Meldungen folgt die Nachricht, daß der „rote Kampfflieger" tot ist. Mit einem Herzschuß findet man ihn neben seiner zertrümmerten Maschine.

Von deutscher Seite stellt man fest, daß es der Erdschuß eines feindlichen Unmenschen gewesen ist, der den wehrlos Gewordenen getötet hat.

Doch wie dem sei: Der gewaltig anspornende Führer des Kampfgeschwaders I ist Deutschland genommen.

Einer verlorenen Hauptschlacht kommt der Tod Manfred v. Richthofens gleich.

*

Das gesamte Vaterland trauert um seinen Richthofen als um einen seiner herrlichsten Helden, auf dessen Wirken der Glaube an den Endsieg Deutschlands sich mit am stärksten gründete. — —

Aber das tröstet schließlich unser ewig unverzagtes deutsches Volk über den harten Verlust hinweg: Wohl ward die sterbliche Hülle Manfred v. Richthofens ins Grab gelegt, sein unsterblicher Geist jedoch ist uns geblieben!

Ja, so wie der Geist Immelmanns und Boelckes hat sich auch der Geist Manfred v. Richthofens, den man würdig als „Vater des deutschen Jagdgeschwaderfluges" ehrt, im deutschen Volke lebendig erhalten. Er beseelt auch, wie der Geist der anderen großen Lufthelden unseres Vaterlandes, das Luftheer des neuen Deutschland, das Hermann Göring schuf, der selbst eine Zeitlang der Führer des Jagdgeschwaders „Freiherr v. Richthofen" war.

MÜLLER-RÜDERSDORF

Lothar v. Richthofen, der jüngere der beiden Heldenbrüder

Wenige Jahre nach dem Weltkriege, als Lothar v. Richthofen, der jüngere Bruder Manfreds, als Postflugzeugführer tödlich verunglückte, urteilt sein Kamerad Joachim v. Schröder über ihn: „Er war nicht nur dem Namen nach Flieger, sondern hing mit jeder Faser seines Herzens an der Luftfahrt. Auch in ihm war Boelckes Geist lebendig geblieben."

Ja, auch in Lothar v. Richthofen — der im Schatten seines erfolgreicheren und berühmteren Bruders Manfred v. Richthofen steht, den wir aber nicht übersehen dürfen — kommt frühes deutsches Fliegerheldentum zu strahlendster Vollendung. Und allezeit müssen unser Fliegernachwuchs und die gesamte deutsche Jugend überhaupt, die für unsere stolze Fliegerei begeistert ist, auch zu ihm als zu einem ihrer kühnsten, bewunderungswürdigsten Wegbahner verehrend aufblicken.

*

Wie Immelmann, Manfred v. Richthofen und noch so mancher andere bedeutende Flieger kam Lothar v. Richthofen erst auf Umwegen zur Luftwaffe.

Als der Krieg 1914 ausbricht, geht er mit den Bredow-Dragonern als Leutnant an die Ostfront.

Durch schwierige, aber erfolgreiche Erkundungsgänge erweist sich der stille, junge Offizier, der allem lauten Rühmen seiner Taten abhold ist, als vorbildlicher Soldat.

Eine besonders bezeichnende Kriegstat Lothars aus dem Winter 1914/15 hat sein Bruder Manfred bekanntgemacht.

Eisige, schneidende Kälte herrscht zu dieser Zeit. Das Regiment, dem Manfred v. Richthofen angehört, hat sich an einem Ufer der Warthe festgesetzt. Auf dem jenseitigen Ufer liegen die Russen.

Die Erkundung des Vorhabens der Feinde wäre für Richthofen leicht, wenn die Warthe eine geschlossene, tragfähige Eisdecke hätte. Aber sie ist noch nicht vollständig zugefroren. Es ist darum unmöglich hinüberzureiten. Schnell entschlossen wirft sich darum Lothar v. Richthofen in die wilde Flut — er ganz allein —, schwimmt an das andere Ufer und besorgt die notwendige Aufklärung.

Dann schwimmt er ebenso mutig und geschickt wieder zurück. Alles, was er am Körper hat, ist steif gefroren. Trotzdem wechselt er die Kleidung nicht. Den ganzen Tag über tut er damit seinen Dienst. Und wie Manfred v. Richthofen dazu bemerkt, ist nicht die mindeste Erkältung die Folge solchen Wagnisses.

Man muß staunen, wie abgehärtet der junge Offizier ist, und muß seinen stählernen Willen und seinen alle Gefahr verachtenden Drang der Pflichterfüllung bewundern. Ja, mit solchen Soldaten kann das deutsche Heer Gewaltiges leisten!

Lothar v. Richthofen hat bei den Dragonern die besten Aussichten für seine Zukunft. Doch er mag den langsamen Schützengrabenkrieg nicht, der ihm auch nicht genug Selbständigkeit gibt.

Die Berichte von den herrlichen ersten Erfolgen unserer deutschen Kampfflieger machen tiefen, mitreißenden Eindruck auf ihn. Und bereits im Lenz des Jahres 1915 geht er zur Fliegertruppe über.

Naturgemäß tut er hier zuerst Beobachtungsdienst. Die Hauptgebiete des Flugkampfes, die Bereiche um Verdun und an der Somme, lernt er dabei gründlich kennen. Und er hat das große Glück, die Heldenleistungen der ersten bedeutenden Jagdflieger, das Wirken Boelckes, Immelmanns und seines Bruders Manfred, in nächster Nähe mitzuerleben. Daran schult er sich.

Dann entschließt er sich plötzlich, Flugzeugführer zu werden. Den dritten Kriegswinter über bildet er sich fleißig in der Flugzeugführung aus. Im März 1917 legt er die erforderliche Prüfung ab und wird dann sogleich in die ruhmreiche Jagdstaffel 11 eingestellt. Sein Bruder Manfred befehligt sie.

Unter dessen besonderer Fürsorge lernt Lothar das Steuern des Kampfeinsitzers und das Schießen mit dem darin eingebauten Maschinengewehr.

Bei den ersten Kampfflügen muß er sich dem Befehl des Bruders nach dicht hinter diesem halten, der ihm der trefflichste Lehrmeister ist. Am Kampfe selbst darf er sich dabei noch nicht beteiligen.

Dann aber wird er selbständig, wird er ganz seinem eigenen kämpferischen Drang und Handeln überlassen.

Kühn braust er los auf den Gegner, gewillt, gleich seinen Vorbildern, Besonderes in der Verteidigung des Vaterlandes und bei der Niederringung der Feinde zu leisten.

Kaum vierzehn Tage vergehen, da hat er den ersten Gegner zum Absturz gebracht. Und ehe die siebente Woche beginnt, hat er vierundzwanzig Luftsiege errungen.

Wahrlich, unerreicht steht er in der Schnelligkeit des Vollbrachten da! Den Pour le mérite, mit dem er nun geehrt wird, hat er sich vollauf verdient.

Kurze Zeit danach aber, es ist in den ersten Maitagen 1917, wird er im Luftkampfe mit einem englischen Flieger in der Hüfte schwer verwundet. Ärgste Schmerzen peinigen ihn. Trotzdem glückt ihm noch der Rückflug zur deutschen Linie und das Niedersetzen seines Flugzeuges im Bereiche der deutschen Infanterie. Dann verliert er die Besinnung und erwacht erst wieder im Lazarett aus der Bewußtlosigkeit.

Reichlich acht Monate währt es, bis er einigermaßen wiederhergestellt ist und zu seiner Jagdstaffel zurückkehren kann.

Frisch und tatfreudig geht er sofort wieder ans Werk. Doch nach wenigen Tagen zwingt ihn eine schlimme Ohrenentzündung zu abermaligem Ausspannen.

Zu Märzbeginn des Jahres 1918 fliegt er dann erneut mit den Kameraden der Jagdstaffel 11 gegen den Feind.

Besondere Bewunderung findet das treue, meisterliche Zusammenarbeiten der Brüder Richthofen.

Ihre glanzvollste Siegeszeit erleben die beiden Heldenbrüder nun. Ihrem Vater kann der Kommandierende General der Luftstreitkräfte v. Hoeppner den Glückwunsch zum 100. Luftsiege senden, den seine beiden Söhne zusammen damals errungen haben.

Aber unsere ruhmreichen Kampfflieger rasten nicht und kennen kein Ausruhen auf dem verdienten Lorbeer.

Leider wird Lothar v. Richthofen toll vom Pech verfolgt.

Als er den 29. Feind abgeschossen hat, „macht er Bruch" beim Landen und zieht sich abermals eine schwere Verletzung zu. Wieder muß er fort von der Front und ins Lazarett.

Oh, wie ihn das peinigt, lahmgelegt zu sein in diesem heißesten Ringen um Deutschlands Freiheit und Ehre! Es peinigt ihn weit mehr als die körperlichen Schmerzen, die er wegen der Verletzung erdulden muß.

Dazu das Schlimmste für ihn: Hier im Düsseldorfer Lazarett wird ihm die furchtbare Trauerkunde, daß sein Bruder Manfred, der siegreichste aller deutschen Helden des Luftkampfes, den Heldentod starb!

Dies Unglück frißt gleich höllischer Glut an seinem Herzen.

Als Tröster seiner Mutter reist er ins Elternhaus nach Schweidnitz in Schlesien. Doch findet er hier keine innere Ruhe.

Zur Front sehnt er sich zurück. Er weiß: Das Vaterland braucht ihn — und nötiger denn je. Über jene Tage schreibt er später: „Alle meine Verwandten und Bekannten bestürmen mich, nicht wieder 'rauszugehen. ... Alles hatte sich gegen mich verschworen. Der Kommandierende General der Luftstreitkräfte bot mir im Hauptquartier eine sehr angenehme Adjutantenstelle an. Meine Ärzte wollten mich nicht wieder hinauslassen. Sie schrieben mich nicht kriegsverwendungsfähig. Ehe dies bekannt wurde, mußte ich an der Front sein! Sonst wurde ich nicht zu meiner Jagdstaffel gelassen! Der normale Weg, wieder ins Feld zu kommen, dauerte vierzehn Tage bis vier Wochen. In wenigen Tagen mußte ein ärztliches Attest bei meinem Ersatztruppenteil bekannt sein. Dann war es zu spät! Ich selbst war mir nicht ganz klar, ob mein rechtes Auge, das bei der letzten Verwundung verletzt worden war, genügen würde. Das konnte kein Mensch beurteilen; das mußte ich selbst an der Front ausprobieren."

Um also sein Ziel zu erreichen, wendet er begreiflicherweise List an und reist schnell ins Hauptquartier ab. Und er hat das Glück, wieder zu seiner Jagdstaffel geschickt zu werden.

Aus dem Heeresbericht erst, in dem sein 30. Luftsieg gemeldet wird, erfährt man bei der Ersatzabteilung in der Heimat und auch im Elternhause, daß er bereits im Felde ist und Dienst tut.

Man läßt ihn trotz seines Ungehorsams unbehelligt und bewundert noch mehr denn bisher seinen hohen Helden- und Opfersinn.

Am 12. August 1918 erringt er seinen 40. Sieg.

Es ist sein letzter. Denn bereits am nächsten Tage wird er im Kampfe durch einen Beinschuß abermals schwer verwundet. Nur durch seine erstaunliche Selbstbeherrschung, Willenskraft und Findigkeit bringt er noch sein Flugzeug zu sicherem Landen.

Dankbar darf er dem Schicksal sein, daß er lebend und mit dem reichsten, leuchtendsten Ruhmeskranz gekrönt aus dem Kriege heimkehrt.

*

Ärgste Gefahren mannigfacher Art haben Lothar v. Richthofen in der Zeit des Kampfes für sein deutsches Vaterland umdroht. Nicht wenige Male hat er dem Tod ins Auge geschaut, hat er mit ihm gerungen. Doch immer hat er, der stählerne, junge Held, ihm erfolgreich getrotzt und ist seinem Zugriff entwischt. Das alles bedenkt er, nun er nach Beendigung des Weltkrieges wieder auf Friedenspfaden geht. Und er ist froh darob, daß die göttliche Gnade ihn behütet und so mit vaterländischen Ehren ausgezeichnet hat.

Bedenkt er jedoch das Schicksal seines Vaterlandes, für das er sein Ganzes einsetzte, und überlegt er, was aus Deutschland geworden, dann ist er betrübt, und dann packt ihn der Grimm über Deutschlands Erniedriger und Verderber drinnen und draußen.

Trotzdem mag er nicht untätig beiseite stehen in dieser Zeit schlimmster deutscher Not und Ehrlosigkeit, da man die deutsche Wehrmacht zerschlug und auch ihn als Soldaten überflüssig werden ließ.

Die Fliegerei bildet seine neue Lebensaufgabe. Ihr zu dienen, solange er die erforderlichen Kräfte hat, ist sein Entschluß.

Darum wird er, drei Jahre nach Kriegsende, Postflieger. Er hat die Genugtuung, wenigstens auf diese stille, bescheidene Art weiter dem Vaterlande nützlich zu sein.

Und in der treuen Ausübung seines Dienstes — für den er, der Pour-le-mérite-Träger, sich nicht zu vornehm dünkt — findet er durch Absturz bei einer Notlandung in der Nähe von Hamburg den Tod, den Heldentod als schlichter Soldat der deutschen Arbeit.



